P. o.germ.
69
fmb-2

P.o. germ. 1189 fmb / 2

Bacher

Leihbibliothek

von

E. Gugel

in

München,

Rosenthal Nr. 13.

Abonnement praenumerando ganzjährig fl. 6, halbjährig fl. 3, vierteljährig fl. 1. 30, monatlich 30 kr., wofür jedesmal 2 Bände, welche indessen täglich gewechselt werden können, abgegeben werden.

Für ein Buch, welches ebenfalls täglich umgetauscht werden kann, monatlich 24 kr.

Tags-Abonnement 1 und 2 kr.

Auswärtige Abonnenten werden nach Belieben für die ganze Dauer oder einen Monat mit Lectüre versehen, und geht die Hin- und Rücksendung auf ihre Kosten und Gefahr.

Die Bibliothek ist geöffnet an Werktagen von 8—12 und von 2—8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 9—12 Uhr.

Empfehle zugleich mein Geschäftsbureau (Lokal wie oben).

E. Gugel.

GESCHENK

Sophie Charlotte,

die philosophische Königin.

Historischer Roman in drei Bänden,

von

Julius Bacher.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlichem Hof-Buchhändler.
1857.

Sophie Charlotte,

die philosophische Königin.

Historischer Roman in drei Bänden,

von

Julius Bacher.

Zweiter Band.

(Der Autor behält sich das Recht der Uebersetzung vor.)

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königlichem Hofbuchhändler.

1857.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

GESCHENK
FRESEN

Inhalt des zweiten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Capitel.

Die Audienz.

Trommelwirbel weckte Hülsen am folgenden Morgen auf; es waren Truppenabtheilungen, welche, für das Preußische Subsidienheer in Holland bestimmt, durch die Straße nach dem Schloß zu marschirten, um dem Könige vor dem Abmarsch vorgeführt zu werden, der das ausdrücklich gewünscht hatte.

Diese Truppen gingen zu dem Hülfsheer in Flandern, welches, von den Generalen von Lottum und von Natzmer befehligt, unter dem Obercommando des Prinzen Eugen gegen die Franzosen focht. —

Wir wollen dem Leser an dieser Stelle eine kurze Uebersicht der damaligen politischen Lage Europa's und namentlich des neuen Königreichs Preußen geben, da dieselbe zum näheren Verständniß der einzelnen persönlichen Verhältnisse und Vorgänge nothwendig ist, zugleich aber auch die Anhaltepunkte für die Beurtheilung damaliger Verhältnisse am Hof und im Staat überhaupt bietet.

Friedrich der Erste wurde bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1688 sogleich in die wichtigsten politischen Geschäfte hineingezogen. Es war damals in Europa sehr unruhig, und die meisten Staaten befanden sich in einer sehr verwickelten politischen Lage. Der Deutsche Kaiser Leopold war in Kriegen mit den Türken und den rebellisch gewordenen Ungarn verwickelt. Ludwig XIV., König von Frankreich, bedrohte die kleinen deutschen Staaten, welche ihm nahe genug lagen; England machte jene ernste politische Krisis durch, welche dem Prinzen von Oranien zu der britischen Königskrone verhalf.

Der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, hatte mit Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse in dem Vermächtniß an seinen fürstlichen Sohn die Bedingung ausgesprochen, dem oranischen Prinzen mit aller Kraft in seinen Unternehmungen beizustehen, sich auf dem britischen Thron zu befestigen.

Eine geheime Alliance zwischen diesen beiden Fürsten kam bald darauf zu Minden zu Stande, in Folge deren der Kurfürst unter dem Befehl des Feldmarschalls von Schomberg 6000 Mann nach England einschiffen ließ.

Der große Kurfürst hatte zwar die Kur Brandenburg durch sein weltberühmtes Feldherrn- und Herrscher-Talent zu großem Ansehen gebracht, dadurch aber seinem Nachfolger zugleich ein Vermächtniß hinterlassen, das denselben sofort in Krieg verwickelte. Friedrich der Erste zögerte, wie wir vorher bemerkt haben, keinen Augenblick, dem Wunsch seines fürstlichen Vaters zu willfahren, und

dies um so weniger, als er gegen Frankreich ganz besonders eingenommen war. Seine Antipathie gegen diesen Staat bewog ihn sogar, sich mit Kaiser Leopold gegen denselben zu verbinden.

Ludwig XIV. machte bald darauf im Namen der Madame d'Orléans Ansprüche an die Pfalz, und so brach der Krieg zu gleicher Zeit in Ungarn, Flandern und Deutschland aus.

Friedrich hatte seine Truppen bei Köln am Rhein zusammen gezogen, wohin er sich zu Anfang des Jahres 1689 begab, verband sich mit dem Reichsheere, und trieb, nachdem er sich an die Spitze seiner Truppen gestellt, die Franzosen bei Neuß zurück. Rheinbergen und Kaiserswerth wurden genommen, und Bonn wurde belagert. Friedrich kehrte, nach einem hartnäckigen Widerstand der Belagerten als Sieger nach Berlin zurück.

Im folgenden Jahr siegten jedoch die Franzosen bei Fleury, trotz des standhaften Muthes der Brandenburgischen Truppen, welche ihren alten Ruhm unter General Barfuß behaupteten. Friedrich's energischem Handeln gelang es, die Franzosen von weiterem Vorrücken abzuhalten, und die Brandenburger konnten mit Sicherheit die Winterquartiere bei Köln beziehen.

Der Kurfürst war genöthigt, im nächsten Jahr dem Kaiser ein Hülfscorps gegen die Türken, welche den Franzosen beigestanden hatten, zu senden, und sie erfochten hier unter dem General Barfuß den glänzenden

Sieg bei Salankemen, während ein anderes Corps im Hennegau, bei Leuse, große Tapferkeit an den Tag legte. Vierzehntausend Mann fochten in den Niederlanden, andere in Italien, überall mit gutem Glück. Dieses blieb den Brandenburgischen Truppen auch in den folgenden Jahren treu; Ludwig XIV. war selbst Augenzeuge des Blutbades, welches sie unter Anführung des Markgrafen Karl Philipp in der Schlacht bei Landen unter seinen Truppen anrichteten. In Ungarn führte General Brand die Brandenburger bei der Belagerung von Belgrad an und stürmte den bedeckten Weg dahin.

Bis zum Jahr 1696 dauerten die Streitigkeiten mit Frankreich fort. Die Kur Brandenburg hatte für die geleisteten Dienste Neufchatel und Valengin von Wilhelm III., König von England, ebenso die Anwartschaft auf den Besitz von Limburg und Ostfriesland erhalten, und ein Bündniß mit Dänemark und Sachsen geschlossen.

Obgleich Friedrich in dieser Zeit den Frieden wünschte, und auch Vorschläge dazu gemacht wurden, so sah er sich dennoch veranlaßt, seinem gegebenen Worte treu, auch für die Folge Hülfstruppen zu stellen, und die allberühmten Brandenburger, welche bei jedem Heer den schönsten Theil ausmachten, und von denen besonders die Infanterie sehr geschätzt war, erfochten sich bei Namur und Cosel auf's Neue großen Ruhm.

Erst in diesem Jahr that Frankreich Friedensvorschläge, und die Unterhandlungen dazu wurden in Ryswick begonnen; der Friede selbst kam jedoch erst im

nächsten Jahr zu Stande. Durch den Karlowitzer Frieden wurden endlich die blutigen Kämpfe mit den Türken aufgehoben und die Brandenburger von der Pflicht, ein Hülfscorps gegen dieselben zu stellen, befreit; Europa schien endlich zur Ruhe zu gelangen. Da erhoben sich neue Feindseligkeiten, in welche der Kurfürst verwickelt wurde.

Es entspann sich nämlich der spanische Erbfolgekrieg, in welchem bekanntlich Oestreich und Frankreich zwölf Jahr lang um ihre Ansprüche auf den spanischen Thron stritten. Der Kurfürst war genöthigt, daran den lebhaftesten Antheil zu nehmen.

Seit langer Zeit schon war es nämlich sein angelegentlicher Wunsch gewesen, dem Hause Brandenburg die Königskrone zu verschaffen. Verhandlungen über Verhandlungen waren deshalb am Hof des Deutschen Kaisers fruchtlos gepflogen worden, bis ein glücklicher Zufall ein günstiges Resultat herbeiführte.

Friedrich hatte sich dagegen verpflichten müssen, dem Kaiser gegen Frankreich beizustehen; er vermehrte daher seine Truppen, welche im nächsten Jahr nach dem Oberrhein, den Niederlanden und Italien marschirten. Zwanzigtausend Mann standen in den Niederlanden, und sechstausend in Italien, die ersteren unter dem Oberbefehl des Generals von Heyden; sie bewiesen noch in dem Jahre 1702 — zur Zeit unserer Geschichte — ihren alten Muth gegen die Franzosen. —

Die Truppen hatten sich unter großem Andrang des

Volks vor dem Königlichen Schloß aufgestellt, und der König erschien nach kurzer Zeit, um dieselben an sich vorbeimarschiren zu lassen. Er war mit ihrer Haltung wohl zufrieden und entließ sie mit der Ermahnung, sich des Kriegsruhms der Brandenburger in den bevorstehenden Feldzügen würdig zu zeigen.

Es war ein schöner Anblick, diese kräftigen, trotzigen Gestalten, denen die Kampfeslust aus den Augen blitzte, dahin ziehen zu sehen; wer sie betrachtete, durfte nicht zweifeln, daß sie ihres Monarchen Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllen würden.

Lange schon war der Trommelwirbel verhallt, als Hülsen sich, zur anberaumten Audienz gekleidet, auf den Weg zu dem Grafen Dohna begab.

Sein Schritt beschleunigte sich um so mehr, als ihn die Ungeduld und Voraussetzung, von dem letzteren die Veranlassung zu dieser Audienz zu erfahren, zur Eile antrieben.

Bald hatte er des Grafen Wohnung erreicht, und dieser empfing ihn mit großer Zuvorkommenheit.

„Ich gratulire Ihnen zu einer Ehre“, hob er an, nachdem ihn Hülsen begrüßt hatte, „die nur dem sehr Begünstigten zu Theil wird.“

„Eine Ehre, die ich wahrscheinlich allein Ihrer Fürsprache zu verdanken habe“, entgegnete Hülsen verbindlich.

„Sie irren; diese Audienz ist ein unerwarteter Befehl Seiner Majestät“, bemerkte der Graf.

Hülsen's Erwartung und Ueberraschung steigerte sich durch die Bemerkung noch mehr.

„So werden Sie vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, welchem Anlaß ich die Audienz zuschreiben muß."

„Ich bedauere, Ihnen auch darin nicht dienen zu können", entgegnete Dohna.

„Sie wüßten also auch nicht, welche Befehle ich von Seiner Majestät zu erwarten hätte?" fragte Hülsen, dessen Ueberraschung sich in Erstaunen verwandelte.

„Keineswegs; Alles, was ich vielleicht ahnen möchte, wäre Ihr Duell mit Dupont", sprach Dohna lächelnd.

„Der König hat also diese Geschichte erfahren?" fragte Hülsen mit einiger Verlegenheit.

„Mit allen Einzelnheiten, welche Sie jedoch, wie ich Sie versichern darf, zugleich in seinen Augen gerechtfertigt haben; denn man hat Ihre Mäßigung eben so hoch angeschlagen, als Ihren Muth und Ihre Rücksicht gegen Ihren Gegner, der jetzt noch mit einem bepflasterten Gesicht in seiner Stube sitzt und dem Dienst wohl auf immer Valet sagen wird".

„Das beruhigt mich in der That; der Gedanke, Seiner Majestät durch diese nothgedrungene Gegenwehr mißfallen zu haben, hat in mir schon manches Bedenken und Bedauern erregt. Denn ich kam nach Berlin, die Ehre zu genießen, meine Dienste einem so allgeliebten Monarchen zu weihen", — sprach Hülsen, mit Wärme und aufrichtiger Freude, daß die Dinge eine solche Wendung genommen hatten.

„Ich ersuche Sie, mich vor der Audienz noch auf einer geschäftlichen Ausfahrt zu begleiten, die ich nothwendig machen muß, um dem Könige bei dem heutigen Besuch Bericht abzustatten; dadurch ersparen wir uns die erforderliche Zeit und kommen pünktlich im Schloß an“, bemerkte Dohna, indem er klingelte und die Befehle dazu ertheilte.

Hülsen willigte natürlich in den gemachten Vorschlag, und schnell führten die muthigen Pferde sie vor die Wälle der Stadt.

Bald hatte Dohna sein Geschäft beendet, das ihn jedoch länger aufgehalten hatte, als er vorausgesehen und er es für die anberaumte Audienz wünschen mußte. Um also schneller nach dem Schloß zu gelangen, befahl er, den nächsten Weg dahin einzuschlagen.

Der Diener zauderte und murmelte ein paar Worte, indem er scheu auf den zunächst gelegenen Weg schaute.

„Warum will Er nicht den kürzeren Weg einschlagen?“ fragte der Graf.

„Halten zu Gnaden; wir müssen ja sonst am Galgen vorüber“, — entschuldigte sich der Diener.

Der Graf lachte und fragte, ob er sich etwa davor fürchte, indem er zugleich befahl, in die bezeichnete Straße zu lenken und rasch zu fahren.

Der Diener gehorsamte, aber mit sichtlicher Unlust. Das Gefährt, zwar von zwei muthigen Pferden bespannt, konnte doch in dem tiefen, lockeren Sande der Fahr-

straße nicht so rasch fort, so sehr der Diener dieselben auch antrieb.

Bald schwitzten und keuchten die edeln Thiere und vertauschten den Trapp mit einem erholenden Schritt. Der Sand ging bis an die Achsen und knirschte bei der langsamen Bewegung der Räder.

Die Straße führte von den Stadtwällen nicht sehr entfernt über hügeliges Sandland, das hin und her mit verkrüppelten Fichten und Birkengebüsch gruppenweise besetzt war, und bot einen unsäglich trostlosen Anblick dar.

Nur selten unterbrach eine baufällige Hütte, an welche sich eben so baufällige Hintergebäude lehnten, die mit rohen Zäunen von Baumästen umgeben waren, die Einförmigkeit der Umgebung; diese war um so unheimlicher, als sich bisweilen zwischen den Gebäuden verdächtige Gestalten zeigten, deren Erscheinung nicht mit Unrecht auf verbrecherische Gewerbe schließen ließ, denen diese Hütten und Schuppen als Versteck bei Tage dienten, um im Schutz der Nacht dann wieder ihr freches Handwerk fortzusetzen. Die Gestalten, mit Lumpen umhüllt, finstere, bleiche Gesichter, schielten entweder scheu auf das Gefährt, ohne aufzublicken, indem sie den Schritt hemmten, oder huschten geräuschlos hinter die nächste Ecke der Gebäude, oder in eine halbgeöffnete Thür, welche sich alsdann sogleich fest schloß.

Die rings herrschende umheimliche Einsamkeit wurde noch durch heiseres Raben- und Dohlen-Gekreisch erhöht,

die theils vereinzelt, theils in Schaaren einer bestimmten Richtung zuflogen.

Hülsen verhehlte dem Grafen den Eindruck nicht, welchen die Umgebung auf ihn machte, und dieser fand das natürlich, indem er scherzend bemerkte, daß Hülsen an den Anblick des fetten, üppigen Bodens und der nicht minder üppigen Vegetation seiner Heimath gewöhnt sei, und bemühte sich darauf, durch verschiedene Fragen Hülsen's Aufmerksamkeit von der Umgebung abzulenken.

Das Gespräch, im besten Gang, wurde jedoch nach wenigen Augenblicken plötzlich unterbrochen. Der Wagen erlitt nämlich eine starke Erschütterung durch das Bäumen und Sträuben der Pferde; sie prusteten heftig und zeigten keine Neigung, den Weg, der eine Wendung machte, weiter zu verfolgen; erst nachdem der Diener die Peitsche wiederholt in Anwendung gebracht hatte, zogen sie hastig an und eilten schnaubend weiter.

Hülsen erkannte aufschauend sogleich den Grund ihrer Widerspänstigkeit; sie näherten sich dem Hochgericht, und der Weg führte dicht an dem Hügel vorüber, auf welchem mehrere Galgen errichtet waren. Er wendete seine Blicke unwillkürlich auf die Stätte des Blutgerichts, und wurde auf das Tiefste von einem Bilde erschüttert, das sich seinem Auge darbot. Er erblickte nämlich zwei Leichname in blutigen Hemden, die so dicht neben einander hingen, daß das Antlitz des einen fast das des anderen berührte. Der eine von beiden zeigte noch jugendliche Glieder, während der andere auf ein hohes Alter des

Hingerichteten schließen ließ. Des Ersteren entblößte Brust ließ eine weite, klaffende Wunde, die durch den Rücken drang; die Schulter und Brust des Andern gleichfalls tiefe Wunden erkennen. Hungriges Geflügel kreiste um die Leichname und hatte mit seinen scharfen Schnäbeln die Wunden zerrissen.

Es war ein eben so gräßlicher, als erschütternder Anblick, und Hülsen wendete sich mit Abscheu von demselben ab.

„Die Art dieser Execution scheint mir darauf hinzudeuten, daß diese Unglücklichen ein gemeinschaftliches Verbrechen begangen haben müssen", wendete sich Hülsen an den Grafen.

„Sie haben es getroffen", entgegnete Dohna. „Es sind ein paar Duellanten, Unterofficiere vom Regiment Natzmer, die noch nach ihrem Tode Strafe erleiden müssen". —

„Nach ihrem Tode?" fragte Hülsen mit natürlichem Befremden.

„Wenigstens der Eine, der Glücklichere von beiden". —

„Sie machen mich begierig, zu erfahren, welche Ursachen eine so furchtbare Strenge und — Strafe nothwendig machen konnten", bemerkte Hülsen und schaute den Grafen erwartungsvoll an.

„Eigentlich dürfte sich eine Mittheilung hierüber so kurz vor der Audienz nicht besonders für Sie eignen", sprach Dohna lächelnd und fügte hinzu: „aber ich weiß, daß die Ostpreußen nicht eben schwache Nerven haben;

Sie wenigstens haben das zur Genüge an dem prahlerischen Dupont bewiesen; daher will ich damit nicht zurück halten, zumal die Fahrt in diesem fußtiefen Sand doch so langweilig ist, daß uns nur eine Unterhaltung darüber rascher hinweg hilft. Freilich wäre es besser, bildete ein anderes Thema die Grundlage dazu; aber Sie sind hier noch wenig bekannt, und so kann es nichts schaden, wenn Sie über Einzelnes in den militairischen Verhältnissen Aufklärung erhalten, da Sie selbst in den militairischen Hofstaat aufgenommen zu werden wünschen", bemerkte er lächelnd und fuhr dann fort: „Der König ist im Punkt der Duelle sehr streng. Nicht minder streng sind die darüber erlassenen Befehle, und die über freche Duellanten verhängten Strafen sind oft mehr, als streng gewesen. So hat der König gegen einen Major und Capitain, welche sich auf öffentlicher Straße schlugen, sofort Arrest verfügen lassen, und es wäre dem Major, als dem schuldigsten Theil, wahrscheinlich noch übler ergangen, hätte sich derselbe einer weiteren Strafe nicht durch die Flucht zu entziehen gewußt. Dies beiläufig. Nun zur Aufklärung des eben Gesehenen. Da verhält sich die Sache so. Ein paar Unterofficiere verletzten sich in einem durch einen Streit hervorgerufenen Zweikampf beide tödtlich. Einer starb sogleich und wurde beerdigt, während der andere noch leben blieb, aber schon dem Tode verfallen war. Der König, empört über die sich stets wiederholenden Raufereien und Schlägereien, durch welche die Zahl seiner Soldaten decimirt

wurde, befahl daher zur allgemeinen Warnung, den bereits Beerdigten auszugraben und an ihm die Strafe der Duellanten zu vollziehen. Dies geschah. Nachdem der Leichnam vom Henker seines Sterbehabits entkleidet und ihm das blutige Hemde, worin er erstochen, wieder angezogen worden war, wurde er mit entblößter Brust aufgehenkt. — Das war der Jüngere von beiden; Sie haben ihn gesehn.“ —

Hülsen konnte sich in der Erinnerung eines leisen Schauers nicht erwehren.

Der Graf, dem das nicht entging, lächelte fein und bemerkte: „Sie scheinen von der Beschreibung dieser Execution an einem Todten ergriffen zu werden; ich habe Ihnen jedoch noch Schlimmeres mitzutheilen.“ —

„Wie?!“ fragte Hülsen mit Befremden und schaute den Grafen erwartungsvoll an.

„Sie müssen die Rohheit der Soldaten kennen, um die Strafen richtig beurtheilen zu können. In den Schlachten, die bis jetzt gegen die Franzosen, Ungarn und Türken geliefert worden sind, schlagen sich die Leute wie die Löwen, und Prinz Eugen nennt die Brandenburger seine Lieblingssoldaten; aber in den Garnisonen halten sie nimmer Ruhe, und es scheint, der angeborene Muth müßte sich auf irgend eine Weise Luft machen, sei's auch selbst in tödtlichen Raufereien“, bemerkte Dohna. „Jetzt wird Ihnen auch die Strafe des damals noch lebenden, aber tödtlich verwundeten Unterofficiers, der übrigens, beiläufig gesagt, ein Mann von sechszig Jahren

war, vielleicht erklärlich sein. Dieser wurde aufgehenkt und zwar wie der Vorige im Hemde und obenein, wie Sie bemerkt haben werden, dicht neben dem vorher Gehenkten, so daß sie sich fast mit den Schultern berührten und einander die Köpfe zuwendeten.“ —

„Und hatte diese furchtbare Execution die gewünschte Wirkung?“ fragte Hülsen, um sich schnell von einem Bilde zu befreien, das durch die Mittheilung aufs Neue angefrischt wurde.

„Ueber alle Erwartung, — das schreckliche Schauspiel machte auf die Soldaten einen tiefen Eindruck, besonders da diese ihre so beschimpften Kameraden täglich vor Augen hatten; denn wie Sie bemerkt haben werden, braucht man nicht weit zu gehen, um das Hochgericht zu sehen“, — endete Dohna seine Mittheilung, an die sich eine weitere Unterhaltung knüpfte, in welcher sie den Wall und bald darauf auch das königliche Schloß erreichten. —

In dem Vorgemach desselben angelangt, ließ Dohna die übliche Meldung durch einen der diensthuenden Kammerherren machen, und er sowol als Hülsen erwarteten nun mit Spannung den Ausgang einer Audienz, deren Veranlassung selbst der Graf nicht zu ergründen vermochte.

Hülsen befand sich in einer ganz eigenthümlichen Lage. Einmal war es die Ungewißheit über das Kommende, dann aber hatten Dohna's Mittheilungen über die Strenge, mit welcher die Duellgesetze gehandhabt wurden, trotz aller Erörterungen über die gute Aufnahme des mit

Dupont stattgefundenen Duells doch gewisse Zweifel an der Wahrheit derselben in ihm erregt, und so war es natürlich, wenn seine Erwartungen nicht ganz frei von Besorgnissen blieben.

Sie durften nicht lange harren; denn schon nach wenigen Minuten ward der Graf zu dem Könige beschieden und begab sich sogleich in das Cabinet desselben. Er blieb ungefähr zehn Minuten in demselben, kehrte alsdann zurück und brachte Hülsen mit einem eigenthümlichen Lächeln die angenehme Kunde, daß der König ihn sprechen wolle.

Unverzüglich folgte Hülsen dieser Aufforderung. Durch ein überaus prachtvolles Gemach schreitend, das sogenannte „indianische Zimmer", welches reich mit Schildereien en miniature in goldenen Rahmen ausgestattet war, wurde ihm von dem harrenden Kammerdiener die Thüre zu dem Cabinet des Königs geöffnet, und Hülsen trat ein. Das Gemach war nicht eben groß und hatte nur drei Fenster; die Wände desselben waren mit rothem Sammet ausgeschlagen, deren Näthe Silberfäden bildeten; in die einzelnen abgetheilten Felder waren Ordensketten gestickt. Der mit Papieren bedeckte Arbeitstisch war von der kunstvollsten Arbeit aus Cedernholz, reich vergoldet, und auf ihm standen Schreibgeräthe von gediegenem Gold; über demselben und an einer anderen Stelle hingen Portraits der Königin, in goldene Rahmen gefaßt, und verriethen sogleich, daß die schöne, geistvolle Königin zu verschiedenen Zeiten gemalt worden war. Ein paar kleinere

Tische waren von Silber. Schwere seidene Vorhänge, mit Silberstickereien reich verziert, hingen an den Fenstern, und eben solche Vorhänge waren vor den drei Thüren des Cabinets angebracht, an deren zweien die eine Hälfte zurückgeschlagen war, um den Eintritt zu erleichtern. Prachtvolle Sammet-Teppiche bedeckten den Boden und machten jeden Schritt unhörbar. Eine goldene Schale, die auf hohen, vergoldeten Füßen in der Nähe des Kamins stand, verbreitete angenehme Wohlgerüche durch das Gemach. Dasselbe war erwärmt, und in dem Kamin glimmten noch die Kohlen. Neben demselben lag in einem silbernen Behälter eine goldene Brandruthe. Auf dem Gesims des Kamins standen reich mit Gold und Malereien verzierte Vasen von Porzellan. Ein eben so künstlich geformter, als prachtvoller Feuerschirm deckte den Kamin zur Hälfte.

Außer der Pracht und dem Reichthum des Zimmers war jedoch zugleich eine gewisse ängstliche Sauberkeit bemerklich, die in allen Arrangements beobachtet worden war. Bei alledem offenbarte das Gemach viel Wohnliches und Behagliches.

Der König saß in einem vergoldeten Lehnsessel und betrachtete mit großem Interesse vor ihm auf dem Tisch liegende farbige Zeichnungen französischer Trachten, unter denen man selbst Livreen bemerkte. Neben denselben lagen verschiedene Baupläne, namentlich der des königlichen Schlosses. Wenige Augenblicke, nachdem Hülsen

eingetreten war, legte der König die Blätter aus der Hand, erhob sich und wendete sich zu ihm.

Hülsen fühlte sich durch die Erscheinung des Königs überrascht; er hatte ihn niemals anders, als fahrend gesehen; jetzt zum ersten Male stand derselbe ihm gegenüber, nur ein paar Schritte von ihm entfernt; er mußte sich gestehen, einen ganz neuen Eindruck von der Person des Königs zu empfangen. Ihm war dieselbe bisher schwächlich, gedrückt und nichts weniger als imponirend erschienen; wie sehr sah er sich getäuscht!

Der erste Blick auf den König sagte ihm sogleich, daß er vor dem Sohn des großen Kurfürsten stand; denn in Friedrich's Erscheinung spiegelten sich die Züge des Vaters wieder. Die ganze Haltung war gebietend, durchaus königlich, wenn auch gemildert durch einen sanften, doch zugleich festen und bestimmten Blick des großen blauen Auges, das sich jetzt auf ihn richtete, und einen äußerst liebevollen, humanen Zug um den Mund, der die große Herzensgüte dieses vortrefflichen Monarchen verrieth. Aus der hohen, milden Stirn sprachen die großen, geistvollen Gedanken, denen der König in angeordneten Bauwerken und sonstigen vortrefflichen Einrichtungen Ausdruck gegeben hatte. Ein kurz geschnittener, die Oberlippe nur zum dritten Theil unter der Nase deckender Bart gab dem Gesicht den Ausdruck des Männlichen und Entschiedenen. Eine große, in vielen Locken bis tief in den Nacken fallende Perücke hüllte den

Kopf ein, indem sie zugleich einen weichen Rahmen um das Antlitz bildete.

Der König trug einen kurzen Rock von schwerem Sammet mit Goldstickereien, um den Hals ein feines, weißes Nesseltuch, dessen Fäden weit herab auf die Brust fielen. Die letztere zierte der königliche Stern.

Was Hülsen am meisten überraschte, war, daß ihm die Gestalt des Königs viel größer erschien, als sie in der That war und er sie nach den früher empfangenen Eindrücken sich gedacht hatte. Dieselbe war von mittlerer Größe; aber man war versucht, sie, wie schon vorher bemerkt, viel höher zu schätzen!

Nach einem flüchtig prüfenden Blick des Königs auf Hülsen, der die üblichen tiefen Verbeugungen gemacht hatte, hob Friedrich mit seiner sanften, wohllautenden Stimme an, indem sein Auge den angenehmen Eindruck nicht verhehlte, den Hülsen's männlich schöne Persönlichkeit und Haltung auf ihn gemacht hatten.

„Herr von Hülsen, uns ist mitgetheilt worden, daß Sie direct aus Preußen nach Berlin gekommen sind, um in der Musketiergarde angestellt zu werden. Ich kenne die nähere Veranlassung dazu, und da ich mich jetzt durch den Augenschein überzeugt habe, daß Sie eine Zierde dieser Compagnie sein werden, so willige ich in Ihre Anstellung und werde die nöthigen Befehle darüber ergehen lassen.“ —

Hülsen wurde durch diese ungeahnte königliche Gnade so sehr überrascht, daß er im ersten Augenblick den

Dank zu sprechen sich unfähig fühlte und den König eben so beglückt, als verlegen anschaute. Dies gefiel dem letztern, der es liebte, durch seine Gnade zu überraschen, und er schaute mit milder Genugthuung auf den kräftigen jungen Mann, dem er durch die Bemerkung, daß er eine Zierde der Musketiergarde sein würde, nur eben eine schmeichelhafte Wahrheit gesagt hatte.

Hülsen hatte sich schnell gefaßt und dankte mit wenigen Worten für die gnädige Erfüllung seines heißesten Wunsches.

„Ihre Vorfahren haben dem Staat in Krieg und Frieden manche gute Dienste geleistet, und so ist es nicht mehr als billig, daß wir auf einen Abkömmling derselben gnädige Rücksicht nehmen —“, bemerkte der König, dessen Auge noch immer mit Wohlgefallen an Hülsen hing. „Dienen Sie mir eben so treu, als jene, und seien Sie unserer Gnade versichert —“, fügte er hinzu.

Hülsen dankte dem wohlwollenden Monarchen, von dieser Gnade auf das Angenehmste bewegt, warm und wahr.

„Ihre Vorfahren stammen, wenn ich nicht irre, aus Westfalen —“, bemerkte der König.

„Ew. Majestät zu dienen; sie sind mit dem Markgrafen Albrecht nach Preußen gekommen —“, entgegnete Hülsen.

„Ganz recht“, sprach der König, „und ich kann Ihnen auch sagen, daß Otto von Hülsen ihr Urahn ist, und derjenige war, welcher den Markgrafen begleitete.“ —

„Majestät machen mich durch diese gnädige Mittheilung außerordentlich glücklich“, betheuerte Hülsen.

„Die von Hülsen sind alle tapfere und kräftige Edelleute gewesen, und was das Letztere anlangt, so haben Sie bereits eine, freilich durch die Umstände hervorgerufene, Probe davon abgelegt“, sprach der König fein lächelnd und schaute Hülsen an.

Dieser wurde ein wenig verlegen; er verstand die Anspielung des Königs nur zu wohl und fürchtete, einen Vorwurf hören zu müssen.

„Majestät werden auf die Umstände gnädige Rücksicht nehmen“, entschuldigte er, sich tief verbeugend.

„Man hat uns die näheren Gründe zu dem Vorfall mitgetheilt und, wenngleich wir die Duelle durchaus nicht in unserem Staat, noch weniger in unserer königlichen Residenz dulden, so wollen wir doch davon keine weitere Notiz genommen haben, warnen Sie aber väterlichst, sich vor dergleichen Affairen zu hüten, zum guten Beispiel für Andere —“, bemerkte der König und machte die gewöhnliche Handbewegung zum Zeichen, daß Hülsen entlassen sei.

Dieser ging mit einem freudigen Herzen in das Vorgemach zurück, wo der Graf Dohna eben im Gespräch mit einem ältlichen Herrn begriffen war, der über dem stattlichen Anzug den Orden de la générosité und zwar am Orangenbande trug, eine Auszeichnung, die nur sehr Begünstigten zu Theil wurde. Eine ungeheuere Lockenperücke bedeckte seinen Kopf und fiel bis tief in den Rücken und

über die rechte Brust herab. Das intelligente Gesicht konnte nicht unschön genannt werden und hatte leicht bewegliche Züge. Er trug eine zierliche Mappe unter dem Arm, und seine Haltung dem Grafen gegenüber verrieth, daß er in diesen Räumen ziemlich sicher war. So war es in der That; denn dieser Herr rühmte sich der besonderen Gunst des Königs und war der damals weltberühmte Hofpoet, Geheime-Rath und Ober-Ceremonienmeister Sr. Majestät, Herr v. Besser.

Hülsen trat näher, und der Graf unterbrach sogleich die Unterhaltung, indem er Hülsen zu seiner Anstellung lächelnd Glück wünschte.

„Zuvörderst meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütige Verwendung bei Sr. Majestät“, entgegnete Hülsen.

„Den ich nicht annehmen kann; denn ganz aufrichtig gesprochen, ich habe Sie zwar auf der Liste notirt, aber, da bis jetzt noch keine Stelle in der Musketiergarde vacant geworden, Sie dem Könige noch nicht vorgeschlagen, weil ich das für eine spätere Zeit mir vorbehielt, um sicherer für Ihren Wunsch wirken zu können —“, gab Dohna zur Antwort, etwas verwundert, daß ihm Hülsen ein solches Compliment gemacht hatte.

„In der That, Herr Graf, Ihnen allein glaubte ich nicht nur die gütige Verwendung für mich, sondern auch die mir bereitete angenehme Ueberraschung zu verdanken, und auf das Wärmste dafür verpflichtet zu sein, da ich Grund habe, anzunehmen, daß sich sonst Niemand für meinen Wunsch in einer solchen Weise interessiren würde;

ich bedauere in der That, den Dank abgelehnt zu sehen und um so mehr, als ich vergeblich sinne, wem derselbe gebührt", entgegnete Hülsen, dessen Ueberraschung in Nachdenken übergegangen war.

„So haben sich gute Freunde für Sie verwendet", bemerkte Dohna lächelnd, Hülsen mit einem flüchtig prüfenden Blick betrachtend, und fügte hinzu: „Se. Majestät haben mich durch den Befehl, Sie der Compagnie, in der doch gegenwärtig keine Vacanz ist, sofort einzureihen, eben so sehr, als Sie selbst, überrascht. Das ist eine sehr ungewöhnliche Gunst, welche Se. Majestät Ihnen erwiesen, und ich gratulire Ihnen zu den mächtigen Freunden, die für Ihre Wünsche in solcher Weise zu wirken im Stande sind." —

Hülsen schwieg; er war überzeugt, daß der Baron Sonsfeld, derjenige, der ein näheres Interesse an ihm nahm, sich unmöglich beim Könige für ihn verwendet haben konnte, da es ja gegen dessen Ansicht stritt, Hülsen bei Hofe angestellt zu sehn; es mußte also ein Anderer sein, und er nahm sich vor, sogleich mit Schwerin zu sprechen, von dem er Aufklärung erwarten durfte. Dohna nahm inzwischen die Unterhaltung mit Herrn von Besser wieder auf, und Hülsen bemerkte, daß der erstere dem Grafen ein beschriebenes Blatt, welches er aus der Mappe nahm, zeigte.

„Das wird Sr. Majestät gewiß sehr angenehm sein", bedeutete Dohna, „und ich glaube, Sie treffen gerade

jetzt die beste Stunde zum Vortrage dieses Gedichts; Se. Majestät befinden sich in der günstigsten Laune, wie immer, wenn sie sich bewegt fühlen, an irgend Jemand eine Gnade auszutheilen.“ —

„So will ich mich sogleich melden lassen“, bemerkte Herr von Besser, indem er einige Schritte that.

„Darf man denn nicht Einsicht von dem gewiß höchst vortrefflichen Carmen bekommen?“ fragte Dohna. „Zwar“, fügte er verbindlich hinzu, „haben Sie Ihren Ruf als Hofpoet schon so vielfältig begründet, daß eine neue Bewunderung Ihrer Muse Ihnen nicht eben von großem Werth sein kann; aber es würde mir Vergnügen machen, Ihren Ruhm auch in weitern Kreisen zu verbreiten.“

„Sie sind in der That sehr gütig, Herr Graf, und ich erfülle um so lieber Ihren Wunsch, als sich das Gedicht ja auf die Heldenthaten unserer Truppen und deren Generale bezieht und also Ihr besonderes Interesse beanspruchen dürfte.“

Und er las darauf ein ziemlich langes Lobgedicht auf die Thaten der Truppen in der Türkei und Ungarn, sowie ihrer Anführer, in ziemlich bombastischem Styl, und hatte darin nicht verabsäumt, jeden Ort, an dem eine Schlacht vorgefallen, an welcher die Brandenburger Theil genommen, so wie auch die Generale zu bezeichnen, welche diese Truppen geführt hatten, und überhäufte dieselben mit reichlichem, wohlverdientem Lob.

Dohna dankte nach Endigung des Gedichtes für die Gefälligkeit und spendete dem poetischen Machwerk —

wie man dasselbe nennen mußte — die gebührende Anerkennung und Herr v. Besser, der die allgemeine Schwäche der Poeten nicht verleugnete, fand sich dadurch so sehr geschmeichelt, daß er aus der zierlichen Mappe, welche er trug, noch ein anderes Gedicht herausnahm und den Grafen mit dessen Mittheilung beglückte.

Der Anlaß zu demselben war eine ganz besondere, und wir können nicht umhin, es dem Leser wortgetreu wiederzugeben.

Der König hatte nämlich, als der Kronprinz im verflossenen Jahr zum ersten Mal ein Pferd bestieg, eine Denkmünze über diesen Act schlagen lassen, welche den Prinzen in römischer Tracht zu Pferde zeigt, eine Reitgerte in der Rechten. Diese Denkmünze enthielt folgende Worte: „Praeludia Regni."

Herr von Besser hatte sich in Folge dessen in seiner Function als Hofpoet zu folgendem Gedicht veranlaßt gefühlt:

„Als Se. Königl. Hoheit der Kron-Printz den 14. April 1701 zu reiten anfiengen, und von dem Kön. Premier-Minister und Ober-Cämmerer Sr. Excell. dem Herrn Reichs-Grafen von Wartenberg als Ober-Stall-Meistern, auf das Pferd gesetzet wurden; ward solches in beygehender Medaille vorgestellet, und derselben Bedeutung, in folgender Anrede des Herrn Ober-Cämmerers an Se. Königl. Hoheit den Kron-Printzen, von dem Autor erkläret.

Da heute, großer Printz, mein Amt erfordert hat,
Nachdem Du reiten sollst, Dich auf das Pferd zu setzen,
Wünsch' ich, das neben mir, zu gleicher Zeit der Staat,
Ob diesem kleinen Dienst, sich könne glücklich schätzen.
So oft ein edles Thier, zu Schertz und Ernst gerüst,
Sich, unter Deiner Hand, nach Deinem Sinn wird lenken;
Wirst Du, weiß ich gewiß, weil Du erkenntlich bist,
Nach Deiner Gütigkeit, an mich zurücke denken.
Allein, weil ich voraus dem Staat bedienet bin,
Muß ich, mit meinem Wunsch, auch meistens dahin gehen:
Daß Deinem Königreich der größeste Gewinn,
Hieraus, was jetzt geschieht, mag dermahleins entstehen.
Ich wünsche, daß wie Du, des Staates Ebenbild,
Itzt ein gezäumtes Pferd lernst nach der Regel führen:
Also der Unterthan, was Deine Reitkunst gilt,
Dereins an Deiner Kunst des Herrschens möge spüren!
Dann wird er glücklich sein; und dann werd' ich zugleich
Mein und der Meinen Glück auf seine Wohlfahrt bauen;
Wenn nemlich Du, mein Printz, an Deinem Königreich
Wie gut ich Dich gesetzt, wirst unaufhörlich schauen."

So sehr Hülsen auch von seinen eigenen Interessen in Anspruch genommen war, konnte er dennoch nicht umhin, dem Vortrag des Gedichtes seine Aufmerksamkeit zu schenken, da dasselbe und namentlich dessen Veranlassung den Reiz der Originalität und Neuheit an sich trug Mit eben so großem Interesse betrachtete er die bezeichnete Medaille, welche der Hofpoet — geschmeichelt, dem Grafen zuerst eine solche zur Ansicht vorzulegen — dem ersteren zeigte. Die weitere Unterhaltung wurde durch die Meldung verhindert, daß der König den Poeten zu empfangen wünsche, und so wendete sich Dohna, der dem

erst vor kurzer Zeit geadelten Herrn von Besser einen geringschätzenden Blick nachgesendet hatte, wieder an Hülsen mit dem Bemerken, daß derselbe, sobald er die Ausrüstung zu seinem neuen Amt vollendet haben würde, sich bei ihm melden möge, um in den Dienst eingeführt zu werden.

Hülsen entfernte sich, und sein freudig bewegtes Herz leitete seine Schritte zu Schwerin, um demselben das Geschehene mitzutheilen und von ihm vielleicht den gewünschten Aufschluß zu erhalten.

Er sollte sich in seiner Voraussetzung getäuscht sehen.

Schwerin äußerte zwar die aufrichtigste Freude über das Glück seines Freundes; doch gestand er offen, ihm eine Erklärung über dessen so plötzliche und ungeahnte Verwirklichung nicht geben zu können.

Lange beriethen sich die Freunde vergeblich; endlich rief Schwerin lachend:

„Wir bemühen uns, Deinen Protector ausfindig zu machen, und es gelingt uns nicht; denken wir jetzt daran, diesen Fürsprecher in eine Fürsprecherin umzuwandeln!"

„Das wäre!" meinte Hülsen überrascht.

„Deine Anstellung verdankst Du allein dem duftigen Handschuh", sprach Schwerin bestimmt.

„Wie sollte eine Dame —!" warf Hülsen ungläubig hin.

„Verlass' Dich darauf; eine solche war Deine Fürsprecherin beim Könige, oder durch ihre Vermittlung ist die Erfüllung Deines Wunsches bewirkt", betheuerte Schwe-

rin. „Du kennst die Wege nicht, welche hier oftmals betreten werden müssen. Doch ich wünsche Dir von Herzen Glück; denn es unterliegt keinem Zweifel, Deine Gönnerin muß eine mächtige Dame sein."

Hülsen bemühte sich vergeblich, seinen Freund zu einer anderen Ansicht über diese Angelegenheit zu vermögen; Schwerin ließ sich nicht beirren, und zuletzt mußte ihm Hülsen, in Ermangelung anderer Beweise von dem Gegentheil, beipflichten, wenngleich er das mit einem widerstrebenden Gefühl that. Es wäre seinem geraden und biederen Charakter angenehmer gewesen, sich durch eigene Verdienste die Stelle erworben zu haben; Schwerin lachte über seine Scrupel und erinnerte ihn daran, wie sehr dankbar er seiner Schutzgöttin sein müßte, da dieselbe dem König zugleich eine so gute Meinung von dem Duell mit Dupont beigebracht hatte, und endlich stimmte Hülsen seinem liebenswürdigen Freunde in Allem bei.

Schwerin sollte nicht Unrecht haben; denn als Hülsen am Abend nach Hause kehrte, erzählte Franz ganz trocken, wie vor einigen Stunden die bestellten Sachen abgegeben worden wären, über welche er große Freude empfinde; denn er habe dieselben bereits in Augenschein genommen und aus ihrem Character geschlossen, daß sein Herr bald in der stattlichen Musketiergarden-Uniform einhergehen würde.

Hülsen war erstaunt; doch schwieg er; als er aber später die bezeichneten Sachen betrachtete, mußte er sich gestehen, mehr, als überrascht zu sein. Er fand alle Or-

namente zu seiner Uniform in einer so reichen Pracht vor, wie er sie bis jetzt noch nicht gesehen; selbst Edelsteine fehlten daran nicht.

„Das muß einen schönen Schilling kosten", meinte Franz, dessen lüsternes Auge an den blitzenden Sachen hing und sich dann fragend an das gedankenvolle Antlitz seines Herrn heftete. Es lag keine Zeile dabei, welche den Geber dieser Kostbarkeiten angedeutet hätte, und auf die Frage, wer dieselben abgegeben, bezeichnete Franz einen gewöhnlichen Kaufmannsdiener, den er weiter nicht kenne. So war es also wohl ein Geschenk seiner Unbekannten, und Hülsen's Neugier, deren Stand und Namen zu entdecken, wurde bis zur Peinlichkeit erhöht. Er hoffte, daß sich ihm endlich dieser Wunsch erfüllen würde, und mannichfache Gedanken durchkreuzten seinen Kopf.

„Sollte das möglich sein?" murmelte er endlich vor sich hin, und von einem Gedanken plötzlich ergriffen, legte er die Sachen mechanisch zusammen; Franz aber schien sich sehr über die große Theilnahmlosigkeit zu wundern, mit welcher sein Herr dieses Geschäft verrichtete.

Zweites Capitel.

Der erste Dienst.

Wenige Tage waren über die letzten, für Hülsen so wichtigen Vorgänge, verflossen, als er eine Einladung von seiner Unbekannten erhielt, die er bereits mit Ungeduld erwartet hatte. Das ihm zugesendete Billet enthielt neben der Bitte, sie am heutigen Abend zu besuchen, zugleich den Wunsch, sich ihr, da sie bereits von seiner Anstellung in der Musketiergarde unterrichtet worden, in der Uniform vorzustellen, worauf sie sich, wie sie bemerkte, schon sehr freue.

Hülsen begrüßte diese Einladung mit vieler Freude; er hatte sich nämlich vorgenommen, die Dame auszuforschen, ob und in wie weit sie bei seiner Anstellung betheiligt sei, um sich einer Peinlichkeit zu entäußern, mit welcher ihn die Ungewißheit und das Geheimnißvolle, das sich in seine Verhältnisse gedrängt hatte, quälte.

Es war ihm um so willkommener, die Einladung an dem heutigen Tage zu erhalten, da er am nächsten Mor-

gen den ersten Dienst im Schloß thun sollte, und also für die Folgezeit nicht mehr unumschränkter Herr war.

Der November streute die ersten Schneeflocken auf die von leichtem Frost erstarrte Erde, als er, in die blitzende Uniform gehüllt, sich von Franz — der seinen Herrn gar nicht genug betrachten konnte, so prächtig und verändert erschien ihm derselbe in der neuen Tracht — den dunkeln Mantel überwerfen ließ, um den nicht ganz gefahrlosen Weg, in der Sicherheit, nicht erkannt zu werden, zurücklegen zu können.

Franz sah seinen Herrn mit großer Selbstgenugthuung fortreiten; hatte derselbe doch diejenige Ehre erreicht, nach welcher er gestrebt, und daß es damit nicht abgemacht sei, verstand sich ganz von selbst; denn er kannte seinen Herrn, und dieser war obenein ein — Ostpreuße, in welcher Bezeichnung Franz alle Tugenden eines Menschen vereint sah. War es ihm zwar ganz erwünscht, durch das Entfernen seines Herrn eine gemüthliche Plauderstunde mit Babette zu gewinnen, so bedauerte er doch heute ganz besonders, daß sein Herr die Abendritte in der letzten Zeit ohne seine Begleitung machte; gar zu gern hätte auch er sich in seinen Schmuck geworfen, um hinter seinem Herrn herzureiten; vielleicht, sagte er sich heimlich, würde er auch Babette auf dem Gange begegnet sein und ihr doppelt imponirt haben. — Doch, das war nun nicht zu ändern, und er mußte zusehen, wie er dieselbe Wirkung im einfachen Hausrock auf die leichtfertige Französin hervorbringen würde. Schon hörte

sein scharfes Ohr ihr fröhliches Geplauder auf dem Gange, das ihn alsbald seinen Betrachtungen entriß und ihn veranlaßte, schnell die Laterne anzuzünden und auf den Gang zu eilen, da ihm nämlich zur rechten Zeit einfiel, daß er noch nach dem zurückgebliebenen Pferde sehen müsse.

Hülsen hatte auf dem ihm jetzt schon wohlbekannten Wege bald das lauschige Häuschen erreicht und wurde wie gewöhnlich von der Dienerin empfangen, welche ihn bald in das wohnliche Gemach führte und ihn zugleich erinnerte, daß ihre Herrin ihn bereits mit Ungeduld erwartete.

Die Dame that einen hellen Freudenschrei, als Hülsen zu ihr eintrat; in dem nächsten Augenblick eilte sie ihm entgegen und umfing ihn mit der ganzen Wärme ihrer Leidenschaft.

„Bei Gott, Mann, Ihr seht aus, wie ein Antinous!" rief sie voller Freude und betrachtete Hülsen wiederholt, während ihre Blicke zugleich trotz der Larve das Entzücken verriethen, das sie erfüllte.

Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen aller Art und schien sich an seinem Anblick gar nicht sättigen zu können. Sie hing an seinem Halse, legte den reizenden Kopf an seine Brust, ließ sich auf seinem Schooß wiegen und tändelte wie ein wildes, liebliches Mädchen.

Aber auch Hülsen fühlte heute den Zauber ihrer Erscheinung und ihres Benehmens stärker, als je, und dies war nicht allein die Folge ihres anmuthvollen Wesens

das sie verschönte, sondern auch sie hatte heute eine prachtvolle Toilette gemacht, die ihre natürlichen Reize so ungewöhnlich erhöhte, daß der Eindruck ein außerordentlicher sein mußte. Die kostbarsten Diamanten blitzten aus dem dunkeln, lockigen Haar, und erglänzten auf dem himmelblauen Sammetkleide, das die üppigen Formen umschloß, und mit den feinsten Brabanter Spitzen verziert war. Sonst hatte sie ihn stets im Negligé empfangen, heute, zum ersten Mal seit ihrer Bekanntschaft, strahlte sie in einem fürstlichen Anzug.

Tausendfach größer ward heute in Hülsen das Verlangen angeregt, die Maske endlich von einem Antlitz genommen zu sehen, dessen Schönheit und Lieblichkeit er gar nicht mehr in Zweifel zu ziehen wagte; ja, seine stets durch die Verhüllung angeregte Phantasie hatte sich ein so überirdisch schönes Bild von seiner Dame gebildet, daß er heute mit Ungestüm in sie drang, sich ihm ohne Maske zu zeigen.

„Unbesonnener, was verlangt Ihr!" rief sie scherzend und schloß ihm den Mund mit einem heißen Kuß. „Seid zufrieden, meine Gunst zu genießen, und wenn Euch die Neugier denn wirklich so entsetzlich plagt, so sage ich Euch zur Beruhigung, daß ich keiner Frau in der Residenz an Schönheit nachstehe. Nun, seid Ihr jetzt zufrieden?" fragte sie scherzend.

„Ich will Euch glauben, Theuerste; aber beantwortet mir noch eine andere Frage, wenn Ihr mich lieb habt,

und sagt, ob Ihr auch eben so reich an Macht, wie an Schönheit seid?" drang Hülsen in sie.

„Thorheit! Was verlangt Ihr!" warf sie abwehrend hin. „Macht es Euch jedoch Vergnügen, so denkt, es wäre so. Was kommt es am Ende darauf an!"

„So verdanke ich gewiß nur Euch meine Anstellung", rief Hülsen voll Wärme, sie zugleich mit einem prüfenden Blick anschauend.

Die Dame lachte hell auf, erhob sich rasch und eilte zur Klingelschnur, die sie zog.

„Ihr Grübler! Statt Eure tollen Fragen zu beantworten, wollen wir zu Abend essen; ich bin hungrig, und Ihr werdet hoffentlich über Eure thörichten Grübeleien das Essen nicht für unnöthig halten!" rief sie, kehrte zu Hülsen zurück, und zog ihn, noch immer lachend, am Arm nach dem nächsten Cabinet, in welchem das Souper bereitet war.

Hülsen sah sich genöthigt, weiteres Forschen aufzugeben.

Das Mahl wurde in Scherz und muthwilligen Liebkosungen eingenommen, und jetzt erst konnte Hülsen aus den oft sarkastischen Bemerkungen, welche die Dame über einzelne Persönlichkeiten am Hofe machte, entnehmen, daß sie dem letzteren nahe stehen, oder doch wenigstens in einige Berührung mit demselben kommen mußte. Die heutige, ungewöhnlich frohe Laune, in der sich die Dame befand, schien ihre Zunge geläufiger, aber auch weniger vorsichtig zu machen, und sie unterbrach sich

häufig in einer angefangenen Bemerkung über Persönlichkeiten und Vorgänge am Hofe, um dieselbe plötzlich durch muthwillige Scherze dem Zuhörer ganz unverständlich zu machen und bei ihm keinerlei Vermuthungen zu erregen, sobald sie erkannte, daß sie in ihren Andeutungen zu weit gegangen war.

Alles das reizte Hülsen's Neugier nur noch mehr, und trotz seines Vornehmens knüpfte er wiederum Fragen wegen seiner Anstellung an die Unterhaltung, — doch vergebens. Je mehr er in sie drang, um so muthwilliger wurde sie in ihren Antworten, und er mußte erkennen, daß sie zu den gewünschten Mittheilungen nicht im Geringsten aufgelegt sei, seine weiteren Bemühungen also heute fruchtlos sein würden.

Alles, was sie zugab, war, die Geberin der Ornamente zu sein; aber sie ließ Hülsen zu keinem Ausdruck des Dankes kommen, sondern erstickte jedes seiner Worte mit einer Fluth von Liebkosungen. Ihre Leidenschaft gab sich heute in einer noch nie von ihm beobachteten Weise kund, und über alle Reize, die ein entflammtes schönes Weib dem Manne zu bieten mächtig war, gebot sie heute mit einer fast dämonischen Gewalt, so daß Hülsen in einen Taumel der süßesten Genüsse gerissen wurde, aus dem ihn erst der Morgenstern weckte. —

Als Hülsen auf dem Heimritt sein Pferd aus dem Seitenwege auf die große Fahrstraße lenkte, welche von Lützenburg nach Berlin führte, holten ihn verschiedene Equipagen ein, die seinen Weg und sein Ziel theilten.

Ein Blick in dieselben ließ ihn festlich geputzte Herren und Damen erkennen. Diese so ganz unerwartete Begegnung überraschte ihn, — er wußte sich den so frühen Aufbruch dieser Herrschaften nicht zu erklären. Jedoch sollte er darüber nicht lange in Ungewißheit schweben; denn in dem nächsten Augenblick fuhr ein Wagen langsam und nahe an ihm vorüber, und das lebhafte Gespräch der darin Sitzenden verrieth ihm, daß dieselben von einem Fest der Königin, dem sie als Gäste beigewohnt hatten, zurückkehrten.

Dasselbe mußte wohl sehr genußreich gewesen sein; denn man erging sich in außerordentlichen Lobeserhebungen über die verlebte Nacht.

Hülsen gelangte unerkannt in seiner Wohnung an, um nur wenige Stunden zu ruhen und sich alsdann auf den Dienst im Schloß vorzubereiten. Bald befand er sich bei seiner Compagnie und wurde seinen neuen Kameraden vorgestellt. Die strahlenden Ornamente seiner Uniform erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit; Niemand von ihnen, obwohl Viele sehr begütert genannt werden mußten, konnten sich einer so glänzenden Ausstattung rühmen. Graf Dohna betrachtete Hülsen mit einem feinen Lächeln und bedeutungsvollen Blick und bemerkte, daß der neue Musketier es sich etwas habe kosten lassen und dies von Sr. Majestät gewiß sehr beifällig aufgenommen werden würde. Hülsen entging jedoch nicht, daß der Graf mit seinem Lobe wohl noch eine feine Anspielung verband, welche sich auf die unbekannte Protection bezog, und derselbe ganz richtig die

Quelle vermuthete, aus welcher die prachtvolle Ausstattung hervorgegangen war.

Hülsen war froh, sich endlich dem Beschauen entziehen zu können. Er, Bülow und noch zwei Andere bekamen den Dienst auf dem Schloß und begaben sich dahin, um die daselbst weilenden Kameraden abzulösen und zugleich noch zeitig genug vor der Mittagstafel einzutreffen, bei welcher sie gegenwärtig sein mußten.

Bald kündigte das Trompetengeschmetter von den Balkonen des Schlosses an, daß der Befehl zum Anrichten der Tafel gegeben war. Für Hülsen hatte dieser erste Dienst ein um so erhöhteres Interesse, als sich ihm zum ersten Mal die Gelegenheit darbot, die vielbewunderte Königin in der Nähe zu sehen.

Nicht lange darauf fuhr die Equipage der letzteren in den Schloßhof. Die Schweizergarde trat heraus, salutirte, die Trommeln begrüßten die Königin, und diese selbst, von einem Haufen Neugieriger angestaunt, der schon lange auf ihre Ankunft gewartet hatte, begab sich, leutselig nach allen Seiten grüßend, in das Schloß, von der Oberhofmeisterin, Frau von Bülow, begleitet. Ihr folgten zwei Hofdamen: Fräulein von Pöllnitz und von Schlippenbach.

Kaum war die Equipage angelangt, als unter dem Portal ein nicht mehr junger Herr von angenehmer Persönlichkeit in glänzender Hofkleidung erschien, die Königin ehrfurchtsvoll begrüßte und sie alsdann bis an das für sie bestimmte Gemach die Treppe hinauf führte, während

er zugleich Fragen nach ihrem Befinden, wie sie geschlafen, und dergleichen that, welche die Königin freundlich beantwortete; dann erkundigte sie sich sogleich nach dem Befinden des Königs.

Jener Herr war der galante Markgraf Albrecht, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, ein Bruder des Königs, der es sich vor zwei Jahren auf der Reise nach Königsberg zur Krönung nicht hatte nehmen lassen, die Königin in eigner Person zu fahren. Trotz Unwetter und Frost behauptete er seinen Platz auf dem hohen Bock, nur mit einem gestickten Sammetkleide, seidenen Strümpfen und einer großen Lockenperücke angethan, und fuhr die Königin trotz aller Einwendungen wirklich bis nach Königsberg, — eine Reise, die im December statt hatte und zwölf Tage dauerte. —

Die Königin begab sich, nachdem sie ihre Toilette ein wenig hatte ordnen lassen, in das allgemeine Versammlungszimmer, wo sich die Prinzessinnen, unter ihnen auch die Markgräfin von Anspach, Caroline Charlotte, welche sich am Hofe zeitweilig aufhielt, befanden, mit welchen sie sich unterhielt. Nicht lange darauf trat der König in Begleitung des Kronprinzen und seiner Brüder, der Markgrafen, ein und begrüßte seine Gemahlin. So forderte es die von dem König eingeführte Sitte.

Kaum hatte der Kronprinz das Gemach betreten und die Königin in üblicher Weise mit einem Handkuß begrüßt, als seine Blicke hastig von der mütterlichen Hand forteilten und mit Ungeduld einen Gegenstand

in dem Zimmer suchten. Er glaubte sich unbemerkt, und seine Begierde, denselben zu entdecken, mußte sehr groß sein; denn er gewahrte das Lächeln der Königin nicht, welche seinem Auge gefolgt und, wie es schien, mit dessen Ziel bereits vertraut war. Vielleicht lag es auch in ihrem Wunsch, sich von einer Vermuthung, die sie hegte, durch den Augenschein zu überzeugen, und so unterließ sie nicht, während sie sich mit dem Könige unterhielt, den Kronprinzen zu beobachten.

Dieser hatte sich rasch etwas in den Hintergrund gezogen, und die Königin bemerkte, daß das Ziel seiner feurigen Blicke die Markgräfin von Anspach war, welche er wiederholt, jedoch nur verstohlen anschaute. Seine Züge verriethen die Seligkeit, die er dabei empfand, und von der Leidenschaft seiner jugendlichen Gefühle fortgerissen, preßte er die Hände krampfhaft in einander, während seine Augen leuchteten.

Die Markgräfin, fünf Jahre älter, als der Kronprinz, schien auf diese Huldigung gar kein Gewicht zu legen, sondern blieb völlig kalt und unterhielt sich ruhig mit Fräulein von Pöllnitz, obgleich von dieser aufmerksam gemacht. So lange war dem Kronprinzen ihr Antlitz zugewendet gewesen; plötzlich trafen sich ihre Blicke, und die Markgräfin, von des Prinzen verlangenden Blicken auf's Höchste überrascht, kehrte ihm, wie es schien, davon mißgestimmt, den Rücken zu.

Der Kronprinz ward bestürzt; sein Antlitz röthete sich; Schaam und Zorn kämpften in ihm —, so sehr hatte ihn

der Markgräfin Benehmen verletzt. In dem nächsten Augenblick und nachdem er noch eine kurze Zeit mit sich gerungen, drückte er die geballte Hand vor die Stirn und versteckte sich hinter dem Markgrafen Albrecht.

Der Königin war das Alles nicht entgangen, und sie schien der Markgräfin Benehmen nicht ganz zu billigen; jedoch gab sie weitere Beobachtungen auf, da der König ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Derselbe schien sich heute in nicht besonders guter Stimmung zu befinden; sein Gruß war kalt, und die üblichen Fragen, welche er an die Königin richtete, hatten etwas Gezwungenes, so daß es selbst der letzteren, die an das steife Ceremoniel schon gewöhnt war, auffiel und sie sogleich ahnte, es müßte dem Könige irgend etwas Unangenehmes begegnet sein.

Eben war sie im Begriff, eine darauf bezügliche Frage zu thun, als die Pauker und Trompeter vor dem Schloß das Zeichen gaben, daß aufgetragen werde.

Der König reichte der Königin die Hand; ihnen folgten der Kronprinz, die Prinzessinnen und Markgrafen, und der Zug begab sich bis nach einem an dem Speisesaal gelegenen Gemach, wo er so lange zu verweilen pflegte, bis dem Könige gemeldet worden, daß aufgetragen sei.

In den Saal schritten darauf sechs der Schweizergarde, die Partisanen in der Hand, und stellten sich zu beiden Seiten der Tafel auf. Zwei der Musketiergarde, Hülsen und Bülow, traten hinter den Sessel des Königs

und der Königin, und es traf sich, daß der Erstere den Platz hinter dem Sessel der Königin erhielt.

In der Nähe der Tafel befand sich der Obermarschall Wittgenstein, den Stab in der Hand. Kammerherrn vom Dienst harrten des Eintritts der königlichen Herrschaften, und ebenso zwei Kammerjunker, ein großes Vermeilbecken und Servietten haltend. Mehrere Pagen standen in der Nähe der Tafel.

Das Essen war bereits aufgetragen, und dennoch meldete Wittgenstein dem Könige es nicht.

Hülsen, der von seinem Platz aus Alles, was um ihn und in dem Gemach, in welchem sich die königlichen Herrschaften befanden, vorging, genau durch die geöffneten Flügelthüren beobachten konnte, bemerkte, wie der König bisweilen hastige Blicke in den Saal that, als erwarte er von dorther irgend Etwas, und da eine Minute nach der anderen verging, ohne daß ihm die übliche Meldung gemacht wurde, obgleich die Tafel angerichtet war, so schien er ein wenig ungeduldig zu werden, und diese Stimmung theilte sich allmälig auch den anderen fürstlichen Personen mit. Man schien den Grund dieser durch Nichts gerechtfertigten Zögerung durchaus nicht zu begreifen und warf sich fragende Blicke zu.

Hülsen hatte sich vergeblich bemüht, den Grund dazu zu entdecken, seine Erwartung wurde nur noch gesteigert, als sein Auge den Obermarschall Wittgenstein traf, in dessen Zügen sich eine innere Aufregung ausdrückte. Der-

selbe verharrte trotz all' der bemerkten Vorgänge ruhig auf seinem Platz, indem er dem fragenden Blick des Königs so geschickt, als möglich, auszuweichen suchte.

Der Letztere hatte auf's Neue eine Unterhaltung angeknüpft, um, wie es schien, seine sich steigernde Ungeduld zu verbergen. In diesem Augenblick beendete die Königin eine Unterhaltung mit der Markgräfin von Anspach, der sie scherzend Vorwürfe gemacht hatte, die Huldigungen des Kronprinzen so schnöde abgewiesen zu haben, und wendete sich, wahrscheinlich von der so ungewöhnlichen Zögerung überrascht, fragend an den König:

„Warum nehmen Majestät nicht Platz an der Tafel?" fragte sie.

„Es ist uns noch nicht die übliche Meldung gemacht worden", erwiederte der König, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit zu verrathen.

Die Königin wendete ihr Auge der Tafel zu und meinte alsdann:

„Ich sehe, die Tafel ist servirt. Kommen Sie, Majestät! Ich glaube, wir Alle spüren Appetit." —

„Ich wiederhole", erwiederte der König, „daß man uns die Meldung noch nicht gemacht." —

Die Königin, wahrscheinlich den richtigen Grund zu dieser verletzenden Zögerung vermuthend, schaute den König etwas unmuthig an, und ihr geistvolles Auge schien ihn zu fragen, warum er sich in solcher Weise zum Sclaven der Etikette mache. Friedrich, dies bemer-

kend, fühlte wohl, daß er Rücksicht auf seine Gemahlin nehmen müsse, und winkte darauf dem Obermarschall.

Wittgenstein nahte dem König, und dieser erkundigte sich nach dem Grunde der so ungewöhnlichen Zögerung.

„Warum wird uns die übliche Meldung nicht gemacht, Graf?“ fragte der König unmuthig.

„Majestät werden gnädigst entschuldigen“, antwortete dieser verlegen; „der Herr Oberkämmerer, Graf Wartenberg, ist noch nicht hier.“ —

„Das ist der Grund? — Eine ungewöhnliche Zögerung —“, bemerkte der König, der, wie es schien, entschlossen war, die Ankunft des Grafen abzuwarten; da trat die Königin, von der Entschuldigung Wittgenstein's, die sie vernommen, empört, auf den König zu und sprach bestimmt und ohne ihren Unmuth zu verbergen:

„Majestät, so soll uns der Dienstfehler eines Ihrer Untergebenen nicht abhalten, unser Verlangen zu stillen.“

Der König fühlte, daß Sophie mit dieser Bemerkung im vollsten Recht war; aber da die Sitte verlangte, daß Wartenberg zunächst dem Könige Meldung machte, daß die Tafel angerichtet sei, und der Obermarschall alsdann seine Functionen verrichtete, indem er nämlich einen Schlag auf die Speisetafel that, so zögerte er noch. Da übermannte die Königin der Unmuth; sie ergriff die Hand des Kronprinzen und machte Miene, in den Saal zu gehen.

Friedrich, dies bemerkend, suchte seinen Fehler schnell gut zu machen, und schritt, wie das üblich war, Hut und

Stock in der Hand, der Königin voran, die mit dem Kronprinzen an der Hand folgte, und der sich die Markgrafen, die Prinzessinnen führend, anschlossen.

Beim Eintreten in den Saal gab der König Hut und Stock, so wie die Königin Handschuhe und Fächer den dienstthuenden Kammerherren; die Kammerjunker präsentirten darauf das Vermeilbecken umher; aber nur der König und die Königin wuschen sich die Hände.

Graf Wittgenstein war bereits auf seinen Posten zurückgeeilt, und als die königlichen Herrschaften sich der Tafel genähert hatten, that er mit seinem Stabe den üblichen Schlag auf die Tafel, verneigte sich tief, und ein neben ihm befindlicher Page sprach, nachdem er gleichfalls eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ein kurzes Tischgebet.

Für den König und die Königin waren Fauteuils, für die königlichen Hoheiten Stühle mit Rücklehnen bestimmt, und eben waren die Ersteren im Begriff, sich zu setzen, als Graf Wartenberg in den Saal trat und sogleich erkannte, daß er zu spät gekommen, und seine Dienstleistung gänzlich übersehen worden sei.

Der Unmuth zuckte aus seinem Auge; aber ein strafender Blick des Königs zwang ihn zu einer entschuldigenden, tiefen Verbeugung. Der Ansprache des Königs gewärtig, blieb er in dessen Nähe.

Die Königin hatte sein Eintreten bemerkt, schenkte ihm jedoch keine Beachtung, sondern unterhielt sich mit der ihr zunächst sitzenden Markgräfin.

Es trat eine augenblickliche peinigende Pause ein; selbst der Vorschneider zauderte, seine Functionen zu beginnen. Ein strenger Blick, den Wartenberg auf ihn schleuderte, führte ihn zu seiner Pflicht zurück; rasch näherte er sich der Tafel, kostete die Speisen und bediente darauf den König und die Königin, so wie die Prinzen und Prinzessinnen nach ihrem Range.

Hülsen bemerkte, wie Wartenberg fragende Blicke auf Wittgenstein richtete, die dieser jedoch, der Beobachtung der hohen Herrschaften preis gegeben, unbeantwortet ließ. Weder von dem Könige selbst, noch von dem Hof und den Gästen beachtet, schien der stolze Minister sich tief verletzt zu fühlen; doch verbarg er seinen Unmuth unter einer devoten Freundlichkeit, die er zu behaupten strebte.

Wie ausgedehnt das Ceremoniel an Friedrich's Hofe war, konnte man auch aus den Förmlichkeiten, welche bei der Tafel beobachtet wurden, entnehmen.

Verlangte der König oder die Königin zu trinken, so sagten sie es den in ihrer Nähe befindlichen Pagen, und diese wiederum dem dienstthuenden Kammerjunker. Derselbe ging darauf zum Büffet und brachte Wein und Wasser in zwei Caraffen auf einem goldenen Teller. Der Kammerherr trat alsdann hinzu, kostete Beides und präsentirte dann dem König und der Königin.

Der König trank stets auf die Gesundheit der Königin und so umgekehrt.

Die heutige Mittagstafel wurde rascher, als gewöhnlich, beendet. Die Königin war verstimmt, und diese

Stimmung hatte sich auch den übrigen fürstlichen Personen mitgetheilt, so daß keine ordentliche Unterhaltung zu Stande kommen wollte.

Der König erhob sich und entließ den Hof durch eine Verbeugung.

Die Königin wurde sonst gewöhnlich von dem Könige selbst nach ihren Gemächern zurückgeführt; heute beauftragte derselbe seinen Bruder, den Markgrafen Albrecht, dieses Amt zu versehen, indem er sich durch ein dringendes Geschäft bei der Königin entschuldigte.

Die Letztere verabschiedete, nachdem sie in dem Gemach angekommen war, ihren Begleiter und behielt nur ihre vertrauteste Dame, Fräulein von Pöllnitz, bei sich. Sie befand sich in großer Aufregung; denn der vor der Tafel stattgefundene Vorgang hatte sie tief verletzt. Sie entdeckte darin die große Macht, welche Graf Wartenberg über seine Untergebenen ausübte; diese schien beinahe alle Schranken überschritten zu haben. Denn jene achteten die Befehle des Grafen höher, als die des Königs; das bewies die Zögerung des Obermarschalls, die Tafel trotz der Anwesenheit des Königs, der Königin und des versammelten Hofes eher als angerichtet zu melden, bis der Graf Wartenberg ihm die Erlaubniß dazu ertheilt haben würde.

„Legen Sie einem Vorfall nicht größere Wichtigkeit bei, theure Majestät, als er es in der That verdient", beruhigte Fräulein von Pöllnitz.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Liebste; der Vorgang an sich konnte mich nicht verletzen; nur die Betrachtung, die sich daran knüpfen läßt, ist es, welche mich bewegt“, erwiederte die Königin; „ich sehe darin mehr, als nur einen Fehler der anbefohlenen Etikette; nicht ich, sondern das Land leidet darunter; denn Sie werden mir zugeben, daß eine Macht, die sich so groß im Kleinen zeigt, nur um so gefährlicher auf das große Ganze wirken muß, besonders wenn Eigennutz und Herrschsucht dieselbe unterstützen. Und daß diese das Fundament sind, worauf Wartenberg die seinige gebaut hat, wissen wir Alle nur zu wohl. Das schmerzt mich und um so mehr, als ich nicht mächtig genug bin, den König von diesen Einflüssen zu befreien. Aber, so wenig ich mich auch in die Staatsgeschäfte mischen mag, will ich doch dieses Mal nicht schweigen. Sagen Sie dem Könige, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

„Majestät,“ Sie sind in diesem Augenblick so aufgeregt; darf ich nicht rathen, die Unterredung auf eine spätere Zeit zu verschieben?“ — fragte Fräulein von Pöllnitz in bittendem Ton.

„Sie meinen es gut, ich weiß es, meine Freundin; dennoch kann ich mich heute Ihrem Rath nicht fügen. Lasse ich dergleichen Dinge duldend an mir vorüber gehen, so ist eine größere Anmaßung jedenfalls die Folge davon; denn das ist die Consequenz niederer Naturen; also muß ich dem Könige meine Indignation zu erkennen geben, um dadurch den Grafen zu erinnern, daß ihm Grenzen

in seiner Macht gesteckt sind, über welche er nicht hinaus kann", sprach die Königin mit Hoheit und Festigkeit.

„Ich erkenne diese Nothwendigkeit nur zu wohl, meine theure Königin", entgegnete Fräulein von Pöllnitz, noch immer bemüht, die so hochverehrte Herrscherin einem unangenehmen Conflict zu entziehen; „indessen weiß ich auch, wie sehr Sie darunter leiden, und thue daher den Vorschlag, Sr. Majestät Ihre Ansicht über diese Angelegenheit durch einen Vertrauten mittheilen zu lassen." —

„Nein, nein! Keine Widerrede! Die Nöthigung in mir, dem Könige unverholen meine Meinung mitzutheilen, ist zu groß, als daß ich ihr nicht nachgeben sollte, ja nachgeben muß des ernsten Zweckes halber, den ich damit verbinde!" entgegnete die Königin mit Entschiedenheit und fuhr, als Fräulein von Pöllnitz im Begriff war, zu sprechen, fort: „Keine Vorstellungen mehr, liebe Pöllnitz; sie fruchten nichts. Gehen Sie und bitten Sie den König, sich zu mir zu bemühen."

Fräulein von Pöllnitz kannte Sophie zu gut, um nicht zu wissen, daß weitere Vorstellungen zu Nichts führen würden. Der Wille der Königin in dem, was sie für nothwendig erachtete, war unerschütterlich, und darum begab sich jene aus dem Gemach, den Befehl zu vollziehen. Wenige Secunden darauf kehrte sie jedoch in Begleitung des Fräulein von Schlippenbach zurück, und berichtete, daß Se. Majestät sich durch diese bei der Königin anmelden lasse.

„Desto besser", sprach die Königin und trat in die Fensternische, von wo aus sie auf den Platz schaute.

Ihr schönes Antlitz wurde nachdenkend, und allmälig gewannen ihre vorher aufgeregten Züge einen ruhigeren Ausdruck. Sie überlegte, was sie dem Könige zu sagen hatte und sagen wollte. Sie wußte, daß derselbe am besten durch ruhige Vorstellungen und ein eben solches Wesen gewonnen werden konnte, und darum bemühte sie sich, ihre Aufregung zu bemeistern, was ihr auch nach einer kleinen Weile gelang.

Der König hatte, wie voraus zu sehen war, mit Wartenberg eine ernste Unterredung gehabt.

Dieser, so wie der Oberstallmeister, der Grand maitre de la Garderobe und der Capitain der Garde du corps näherten sich, noch ehe der Hof sich zurückzog, dem Könige, um Befehle für den Nachmittag einzuholen, ob derselbe vielleicht auszufahren oder irgend eine andere Lustbarkeit wünschte.

Der König befahl, einen Wagen in Bereitschaft zu halten, verabschiedete die Herren heute kürzer, als gewöhnlich, und winkte Wartenberg, ihm in sein Cabinet zu folgen.

Dieser zögerte ein wenig, ließ den König vorangehen, ohne sogleich zu folgen, benutzte den Augenblick und schrieb hastig einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, das er einem vertrauten Diener mit der Weisung einhändigte, dasselbe der Gräfin Wartenberg zu bringen.

Der Inhalt dieser Zeilen war folgender:

„König und Königin sind übel gelaunt. Ein unangenehmer Vorfall ist der Grund. Ihr Besuch ist heut dringend nöthig. Das Uebrige ist Ihre Sache.“

W.

Darauf begab er sich in das Cabinet des Königs. Dieser schritt in der übelsten Laune im Zimmer auf und ab. Kaum war Wartenberg eingetreten, als er sich dem Könige mit einer fast kriechenden Verbeugung nahte und wegen des heutigen Vorfalls, den sein Zuspätkommen hervorgerufen, in demüthigen Worten um Entschuldigung bat, indem er zugleich beifügte, daß er dem Obermarschall, welchem er natürlich alle Schuld beilegte, einen derben Verweis dafür zugedacht habe. Zugleich wußte er den gemachten Verstoß durch die strenge Etikette zu motiviren, welche aus dem Befehl des Königs hervorgegangen sei, so daß dieser, versöhnlich und mild von Natur, zuletzt zu der Einsicht gelenkt wurde, eben nur seine eigene Strenge in solchen Dingen habe den Vorfall herbeigeführt.

„Die Königin aber scheint darüber ganz besonders indignirt zu sein“, — bemerkte Friedrich.

„Eine geneigte Vorstellung von Ew. Majestät wird sie die Sache im richtigen Licht erblicken lassen“, beruhigte Wartenberg.

„Ich will zu ihr gehen und mich bemühen, daß es geschieht“, sprach der König; „lassen Sie mich melden.“

„Ich eile, meines gnädigsten Königs Befehle sogleich

vollziehen zu lassen", entgegnete der Graf und war im Begriff, sich zu entfernen, als er still stand und ihm Etwas einzufallen schien, das er dem Könige mitzutheilen sich gedrängt fühlte.

„Majestät wollten Ihrem treuesten Diener eine unterthänige Frage zu Gute halten", — sprach er mit sichtlicher Befangenheit.

„Was haben Sie?" fragte der König.

„Die Ruhe und Zufriedenheit Ew. Majestät sind mein unausgesetztes Streben; dennoch muß ich heute auf der Stirn meines gnädigsten Monarchen eine finstere Wolke erblicken, die mich fürchten läßt, ein anderer Grund, als nur der von mir gemachte Verstoß, habe dieselbe erzeugt", — entgegnete Wartenberg, und sein listiger Blick, den er verstohlen auf den König heftete, ließ vermuthen, daß er den Grund dazu wohl kannte und es ihm nur darauf ankam, den König zu einer vertraulichen Mittheilung durch seine Worte zu vermögen.

Wir werden das Weitere darüber später erfahren.

Der König näherte sich nachdenkend dem Fenster, von Wartenberg's Worten sichtlich bewegt; doch antwortete er nicht, und blieb daselbst stehen.

Der Graf verharrte in demüthigem Schweigen, ohne seine Bitte weiter zu erörtern und den König dadurch zu einer raschen Antwort zu nöthigen.

Dieser wendete sich nach einigen Augenblicken um und entgegnete:

„Ihr Auge hat Sie nicht getäuscht, Graf; es ist

allerdings noch ein anderer Grund, der mich unmuthiger, als gewöhnlich, gestimmt hat.“ —

Wartenberg horchte aufmerksam auf.

„Verhüte Gott, daß Ew. Majestät unwürdiger Diener die kleinste Schuld daran hat!“ betheuerte er, den König voll Unterthänigkeit anblickend.

„Fürchten Sie Nichts; es ist nicht von Ihnen die Rede. Die Ursache dazu hat die Königin gegeben.“ —

Wartenberg machte eine Geberde des Erstaunens und des Unglaubens.

„Ja, Wartenberg, es ist so. Sehen Sie nicht so ungläubig aus“, fuhr der König fort, nachdem er wiederum durch das Gemach geschritten war.

„Sie haben mit Ihrer früheren Bemerkung hinsichts der Feste der Königin vollkommen Recht gehabt.“ —

„Das also wär's!“ — rief Wartenberg erschreckt aus.

„Es ist so, und ich danke Ihnen, daß Sie es über sich gewannen, mich darauf aufmerksam zu machen. — Das gestrige Fest in Lützenburg hat wieder bis zum Morgen gedauert, wie einer meiner Diener, der dasselbe besucht hat, mir gestand, indem er damit sein zu spätes Erscheinen in meinem Cabinet sogar zu entschuldigen wagte“, — entgegnete der König finster.

Graf Wartenberg ließ einen leisen Ausruf des Schreckens hören.

Der König schaute durch das Fenster; hätte er einen Blick auf den Grafen gethan, er würde in dessen Zügen

die heimliche Freude gelesen haben, welche derselbe über die Mittheilung des Königs empfand.

War doch das Verspäten und das Geständniß jenes Beamten das Werk von Wartenberg's Plan, da er ihn, den Sclaven seines Willens, veranlaßt hatte, dem Könige eine übertriebene Schilderung von dem Fest zu machen.

„So haben Majestät der Königin über diesen Punkt nicht die schriftliche Mittheilung gemacht, wie Sie das beabsichtigten?" fragte er.

„Ich hatte es noch aufgeschoben, weil — —", entgegnete der König und hielt ein, wahrscheinlich, weil ihm das Geständniß schwer wurde, daß er sich noch nicht zu einem Schritt habe entschließen können, von dem er voraussehen mußte, wie tief derselbe Sophie Charlotte verletzen würde.

So war es in der That, und Wartenberg, der überall Spione am Hofe hatte, erfuhr nur zu bald, daß seine Absicht, der Königin für die, wie er glaubte, von derselben empfangene Unbill seine Macht auf eine empfindliche Weise fühlen zu lassen, durchaus nicht erreicht war. Daher war er bedacht, dasjenige, was ihm nicht offen gelingen wollte, auf dem Weg der List zu erlangen. Die in seinem Dienst stehenden Creaturen waren ihm blindlings ergeben. Cabalen, Intriguen spielten daher am Hofe eine große Rolle. Das Leben daselbst erforderte große Mittel; ein Jeder suchte, um dem Könige zu gefallen, es dem Anderen an Pracht und Prunk zuvor

zu thun und sein Ansehen durch eine höhere Stellung zu vergrößern; so war es natürlich, daß Einer den Andern, der ihm bei Erlangung seines Ziels im Wege stand, durch allerlei niedere Künste zu stürzen suchte. Dadurch wurde die Sittlichkeit untergraben; denn der Egoismus war das goldene Kalb, vor welchem die Ehr- und Genußsüchtigen sich beugten. Speculation, Raffinement hatten allmälig den höchsten Grad erreicht, da den Menschen nichts mehr heilig erschien, als nur das lockende Ziel einer hohen Stellung, eines prunkvollen Lebens, in welchem Tausende Hab und Gut in kurzer Zeit vergeudeten, um alsdann auf einer, noch vielleicht aus dem geretteten Schiffbruch übrig behaltenen, ländlichen Besitzung die letzte Lebenszeit fast in Dürftigkeit und Abgeschiedenheit hinzubringen, wenn sie nicht klug und speculativ genug gewesen waren, sich eine glänzendere Stellung zu verschaffen und sich darin zu behaupten.

Zu diesem Allen besaß aber nur der Graf Wartenberg die Schlüssel; sein Wille allein schloß die Pforte zu dem glänzenden Wege auf, den ein Jeder wandeln wollte. Nicht der König, er verlieh die Stellen, und wehe dem, der ihn zu übergehen wagte und sich direct an den König wendete! Ein solcher konnte mit Bestimmtheit voraussehen, sein Ziel nicht zu erreichen, oder, war dies der Fall, doch sehr bald durch irgend eine Kabale gestürzt zu werden. So gingen Viele, ehe sie es ahnten, ihrem Verderben entgegen. Getäuscht von der ewigen Freundlichkeit des Ministers, von der freundschaftlichen

Theilnahme ihrer Umgebung, wähnten sie eben festen Fuß in ihrer neuen Stellung zu fassen, als sie wider alles Vermuthen den für so sicher gehaltenen Boden unter sich wanken fühlten, und ehe sie noch Zeit gewannen, die nöthigen Schritte zur Befestigung desselben thun zu können, waren sie schon für alle Zeit rettungslos verloren.

Diese Andeutungen werden es auch erklärlich machen, daß sich selbst Personen, welche die Ehre genossen, an den Festen der Königin Theil zu nehmen, zu so niederen Diensten hergaben.

Der König, ohne durch eine Bemerkung Wartenberg's zur Fortsetzung seiner Rede aufgefordert zu werden, verharrte mehrere Augenblicke im Schweigen; dann wendete er sich plötzlich, wie es schien, von einem Entschluß bestimmt, an denselben und sprach:

„Ich habe Ihren früheren Rath nicht billigen mögen; heute will ich ihn befolgen; ich werde mit der Königin ein ernstes Wort sprechen. Melden Sie mich daher.“

Frohlockend eilte der Graf nun aus dem Gemach; hatte er doch erreicht, was das Ziel seines schlauen Planes war. Rasch theilte er dem nächsten Kammerherrn des Königs Befehl mit, um keine Zeit zu verlieren und nicht etwa durch einen Gegenbefehl den erstern aufgehoben zu sehen. Wußte er den König doch in der besten Stimmung für seinen Zweck; dieses Mal mußte der Schlag die Königin treffen, eine Frau, deren hohen Geist und Energie Wartenberg mehr fürchtete, als alle Kabalen und

Intriguen, die am Hofe gegen ihn geschmiedet werden konnten.

Uneinigkeit zwischen dem Königspaar wo möglich herbei zu führen und stets zu erhalten, war sein unablässiges Bestreben; denn er rechnete ganz richtig, daß dieselbe die große Macht seiner Gegnerin schwächen, ihn selbst aber nur noch mehr in der Gunst des Königs befestigen konnte, dem es Bedürfniß war, einen Mann, wie er, zur Ausführung seines Herrscheramtes zur Seite zu haben, von dem er überzeugt war, daß derselbe nur seinen Willen ausführte und überdies das Glück seines Monarchen, den Ruhm des Staates als einzige Aufgabe seines unablässigen Strebens erkannte.

Selten war ein Fürst von seinem Volke mehr geliebt, als Friedrich I., aber auch selten mehr getäuscht von seinem ersten Rathgeber. —

Wir kehren jetzt zur Königin zurück, die wir in einer beruhigteren Stimmung verlassen haben.

Daß der König ihren Wünschen durch den angekündigten Besuch zuvor kam, überraschte sie nicht; derselbe pflegte, wenn er sie nach der Tafel in ihr Gemach zurückgeführt hatte, kürzere oder längere Zeit bei ihr zu verweilen und sich zu unterhalten, bis er entweder ausfuhr oder auch wohl in dem Pichelssee fischte oder eine andere Lustbarkeit genoß.

Daß er sie das letzte Mal nicht wie gewöhnlich nach dem Gemach begleitet und dieses Amt an den Markgrafen Albrecht abgegeben hatte, war ihr jedoch auffällig

gewesen; denn sie kannte die Strenge nur zu wohl, mit welcher der König die Etikette beobachtete und auch von seiner ganzen Umgebung beobachtet sehen wollte; es mußte ihn also ein ganz besonderer Grund zu jenem abweichenden Verfahren veranlaßt haben, und sie war begierig, denselben kennen zu lernen.

Bald darauf trat der König ein, und Fräulein von Pölnitz, mit welcher sich die Königin so lange vertraulich unterhalten hatte, entfernte sich aus dem Gemach.

„Sie kommen meinen Wünschen durch Ihren Besuch zuvor; ich hatte so eben den Befehl gegeben, Sie darum zu ersuchen", sprach die Königin ruhig und rollte einen Fauteuil heran, indem sie den König durch eine Handbewegung Platz zu nehmen bat.

„Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie heute nicht wie gewöhnlich in Ihre Appartements geführt habe", entgegnete der König, sich setzend.

„Lassen wir das, Majestät. Sie wissen, ich bin keine Freundin von Formen, am wenigsten strenger Etikette. Mir genügt es, in meiner Umgebung jenen Anstand zu finden, den Bildung und gute Lebensart geben. Es handelt sich heute um die Rücksichtslosigkeit, mit der man Ihnen und mir begegnet ist." —

„Sie meinen den Verstoß vor der Tafel", — bemerkte der König, fein lächelnd. „Wartenberg ist bei mir entschuldigt. Ein dringendes Geschäft hat ihn heute gegen seinen Willen abgehalten; darum verzeihen Sie ihm."

„Mein Vorwurf trifft nicht direct den Grafen; ich

spreche vor Ihnen nur mein Erstaunen aus, daß dessen Einfluß auf die Untergebenen so groß ist, um diese so kühn zu machen, Sie und mich darunter leiden zu lassen. Denn nur die Furcht, Wartenberg durch die Rücksicht auf uns zu mißfallen, konnte den Grafen Wittgenstein zu einem so groben Verstoß fähig machen.“ —

„Ich bitte, Madame, brechen wir von diesem unerquicklichen Thema ab; ich bemerkte schon vorhin, die Sache wäre erledigt“, entgegnete der König etwas ungeduldig.

„Ich bitte, Majestät, meine Rede in Geduld zu vernehmen“, sprach die Königin ernst und würdevoll; „nicht der Etikettenverstoß an sich ist es, weshalb ich Klage führe, sondern das Benehmen des Grafen Wittgenstein, insofern es den Beweis liefert, wie groß die Macht Ihres Rathgebers sein muß, daß er es wagen darf, Ihren Unterthanen nach Gutdünken zu gebieten.“

„Madame, Sie irren; nicht Wartenberg, sondern i ch regiere den Staat“, — entgegnete der König mit Würde.

„Möge dies kein Wahn sein, Majestät, dem Sie sich hingeben!“ sprach die Königin mit einem Anflug von Ironie.

„Madame!“ bemerkte der König wie verweisend, beruhigte sich aber sogleich, da er, wie wir wissen, jede Heftigkeit, als der königlichen Würde nicht angemessen, verpönte.

„Sei dem, wie ihm wolle; ein Jeder hat seine Ansichten“, warf die Königin hin. „Meine heutige Bitte

um Ihren Besuch bezweckte, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich in jenem Glauben täuschen könnten. Ihrem Scharfsinn kann das bei näherem Nachdenken nicht entgehen. Fassen Sie die Sache auf, wie sie liegt, und ich bin von Ihrem beistimmenden Urtheil schon im Voraus überzeugt.“ —

Sophie Charlotte schwieg; das Nachdenken, in welches ihre Worte den König versenkt hatten, bürgte ihr dafür, daß sie nicht umsonst gesprochen. Friedrich schaute finster auf den Boden; er schien die Wahrheit der Bemerkungen seiner Gemahlin erkannt und daran die von derselben gewünschten Betrachtungen geknüpft zu haben. Sophie war auf das Innigste darüber erfreut und schaute den König mit ihrem strahlenden Auge an.

„Majestät, Sie haben Ihr Land groß gemacht, machen Sie es jetzt auch glücklich!“ sprach sie mild und mit sanftem Nachdruck. „Der Könige Ruhm ist das Glück ihres Volkes; Ihr Ruhm, Majestät, wird fortleben in dem Munde der Völker; denn die Geschichte muß Sie als den Begründer eines königlichen Ansehens bezeichnen, das Sie dem Preußenland verschafft haben; diesem Ruhm fügen Sie noch den hinzu, daß die Nachwelt Sie auch den Beglücker Ihres Volks nennt. Alle Tugenden dazu sind in Ihrem hochsinnigen Herzen vereint; opfern Sie diese nicht einer menschlichen Schwäche.“ —

Voll und herrlich tönten diese erhabenen Worte aus dem Munde einer der größesten und geistreichsten Köni-

ginnen; ganz Wahrheit und tiefes Gefühl, strahlte sie in bezaubernder Schönheit Friedrich gegenüber.

Er schlug, von dem Eindruck ihrer Worte tief ergriffen, das Auge bewundernd zu ihr auf, und, indem er, sie anschauend, von dem ganzen Zauber ihrer Schönheit fast geblendet wurde, erhob er sich rasch und zog die Königin an seine Brust, und eine lange Umarmung vereinte das im Guten und Großen so vollkommene königliche Paar. —

„Ich danke Ihnen, Majestät", sprach die Königin, welche zuerst das Wort nahm, „für die so gütige Aufnahme meiner Bitte. Ich erkenne, daß Sie dieselbe für nicht ganz grundlos erachten."

„Sie sind die schönste uud vollkommenste Königin Ihrer Zeit, Sophie", sprach der König warm und innig, „und ich versichere Sie, Ihre Worte haben mein Herz tief bewegt. Lassen Sie mir Zeit; ich will reiflich überlegen, was Sie mir mitgetheilt haben."

„So werden Sie mich sehr glücklich machen", entgegnete die Königin.

Friedrich küßte ihr galant die Hand und war eben im Begriff, sich zu entfernen, als ihm plötzlich einfiel, weshalb er eigentlich zu der Königin gekommen sei. Eine leichte Wolke flog über sein Antlitz. Es entstand ein augenblicklicher Kampf in ihm, ob er seine Absicht ausführen sollte, und die Königin, der das nicht entging, betrachtete ihn mit Spannung. Einige Augenblicke gingen in diesem Ueberlegen hin, und eben wollte er

sein Vorhaben ausführen, als ein Blick auf sie ihm ihre Worte zurückrief. Der ganze Zauber ihrer Schönheit und Lieblichkeit beherrschte ihn überdies noch so sehr, daß es ihm unmöglich war, ein Wort zu sagen.

Die Königin, dies bemerkend, fragte theilnehmend: „Was haben Sie, Majestät?“

„Nichts, Sophie, Nichts!“ entgegnete er hastig und ging aus dem Gemach.

Geist und Schönheit hatten auch diesmal den Sieg über die niederen Intriguen des Premierministers davon getragen.

Wartenberg ahnte nicht, daß, während er, in einem Gemach auf die Rückkunft des Königs wartend, innerlich frohlockte, daß sein Plan gelungen sei, — nicht die Königin, sondern der König der Besiegte war und sich über des Grafen Haupt eine drohende Wolke zusammenzog, die ihn leicht zerschmettern konnte.

Die Königin fuhr sogleich nach Lützenburg zurück und theilte auf der Rückfahrt Fräulein von Pöllnitz den guten Ausgang der Unterredung mit.

Der König ging in sein Cabinet, ohne Wartenberg vor sich zu bescheiden. Er überlegte, auf welche Weise er denselben darüber zur Rede stellen sollte.

Fast eine halbe Stunde war vergangen, ohne daß er zu einem bestimmten Entschluß kommen konnte; da trat ein Diener mit einer Meldung ein.

„Ist mir angenehm“, sprach der König erfreut, ließ

sich Hut und Stock reichen und begab sich nach dem Schloßgarten.

Dieser war damals dicht an dem königlichen Schloß gelegen, zog sich längs demselben, von der Spree begrenzt, nach dem Lustgarten hin, nahm den größeren Theil desselben ein und endigte an einem Küchengarten, der sich bis zur Vereinigung der beiden dort zusammentreffenden Spreearme, in welche das Land herzförmig auslief, auf dem jetzt das neue Museum steht, hinzog. Eine Einzäunung schied die beiden Gärten.

Der erstere war reich mit Statuetten, Fontainen aller Art verziert und zeigte alle Künste des damaligen französischen Geschmacks in den Gartenanlagen.

Einzelne Bäume hatte die Kunst zu den sonderbarsten Figuren umgewandelt, welche die allgemeine Bewunderung erregten. Schnurgrade und kurzgeschorene Laubgänge harmonirten damit; nirgend war die Schönheitslinie beobachtet worden.

An geeigneten Plätzen standen große Orangenbäume, in Kübeln gezogen, in regelmäßiger Reihe die Wege überschattend. Blühende Gewächse waren in Pyramiden aufgestellt und erfreuten das Auge durch die Schönheit ihrer Farben.

Schattige Gänge führten nach einer Steingrotte, welche, mit Epheu umsponnen, sich an dem linken Spreeufer befand und einen lauschigen Platz darbot. Sanft rauschte eine künstliche Quelle daneben und ergoß ihr Wasser in den Fluß, der, wie noch gegenwärtig, still und sanft dahinfloß.

Der Winter hatte den Garten seines natürlichen und theilweise auch seines künstlichen Schmuckes beraubt; denn nur wenige Gesträuche und Bäume zeigten einige von dem Frost verschont gebliebene oder geröthete Blätter, welche neben den verwelkten von dem leichten Luftzug hin und her bewegt wurden. So viel es sich thun ließ, waren hin und her kleine Gewächsgruppen an sonnigen Stellen aufgestellt, um den Winter in dem Garten weniger fühlbar zu machen. Die Gänge glänzten von frischem Kies, mit welchem sie überall bestreut waren, und luden zum Lustwandeln ein. Die Strahlen der Nachmittagssonne vergoldeten die Gipfel der Bäume und verliehen den Gegenständen einen feurigen Glanz, als Andeutung einer scharfen Frostnacht. Es war in dem großen, parkähnlichen Garten wie ausgestorben; die künstlichen Springquellen hatte man des nahenden Frostes wegen versiegen lassen; die gefiederten Sänger waren längst in eine wärmere Heimath gezogen; Spaziergänger suchten, obwohl das gestattet war, den königlichen Garten um diese Jahreszeit nicht mehr auf; so herrschte jetzt Stille und Ruhe, wo sonst eine schaulustige Menge lustwandelte, um sich in der Kühle und im Schatten der Bäume zu erquicken.

Hülsen fesselte der Dienst heute an das Schloß, und um die sich lang dehnenden Stunden zu kürzen, begab er sich in den ältesten Theil des Gebäudes, um denselben genauer zu betrachten.

Langsam durch einen Korridor wandelnd, der sich in

dem oberen Stock befand, vernahm er plötzlich hinter sich leichte, leise Tritte. Um nicht gesehen zu werden, trat er in eine tiefe Nische und wurde bald darauf durch das Erscheinen einer Dame überrascht, die, anmuthig an ihm vorüberschreitend, ihm nur das Profil ihres Gesichts zeigte. Sie schien ihn nicht zu bemerken.

Hülsen's Blicke folgten der üppig reizenden Gestalt, welche die kostbarste Toilette umhüllte, und je mehr sich sein Auge daran ergötzte, um so heftiger erwachte das Verlangen in ihm, zu wissen, wer dieselbe sei. Weder schien sie eine der ihm bekannten Hofdamen, noch eine andere Persönlichkeit zu sein, auf die er sich entfernt hätte besinnen können, obgleich sie ihm auch nicht durchaus fremd däuchte.

Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, eilte er ihr mit leisen Schritten nach. Schon war er ihr nahe und glaubte seinen Wunsch erfüllt zu sehen, als sich eine kleine verborgene Thüre geräuschlos öffnete und die Dame darin verschwand.

Unmuthig kehrte er auf seinen früheren Platz zurück. Seine angeregte Phantasie bemühte sich eifrig, ein bestimmtes Urtheil über die Dame zu gewinnen, allein umsonst. Es blieb ihm räthselhaft, daß dieselbe den ältesten und so wenig bewohnten Theil des Schlosses zu ihrem, wie es schien, heimlichen Gange benutzt hatte, in welchem überdies nur eine geringe Zahl des weiblichen Hofpersonals wohnte, und es blieb ihm zuletzt nur die nicht eben fern liegende Vermuthung übrig, daß der öde

Gang zu einem Stelldichein oder sonstigen heimlichen Zweck von ihr benutzt worden sei.

Weiter wandelnd, gelangte er an ein Fenster, das nach demjenigen Theil des Schloßgartens führte, der besonders zur Benutzung des Königs bestimmt war und zu welchem das Publikum keinen Zutritt hatte. Er schaute über den ruhig dahin strömenden Fluß, auf dem sich die Strahlen der Sonne wiegten, und ließ seine Blicke alsdann auf den Stadtwällen ruhen, welche sich auf der entgegengesetzten Seite des Flusses befanden. Ueber dieselben hinweg deuteten die auftauchenden Giebel und Dächer die ehemalige zweite Stadt Berlin an, welche einst der Sitz der Markgrafen war und später mit Alt-Cöln zu einer Residenz vereinigt wurde.

Ermüdet vom Schauen, ließ er endlich seinen Blick in den unter ihm befindlichen Schloßgarten streifen und war nicht wenig überrascht, ein Paar Lustwandelnder darin zu erblicken. Er täuschte sich nicht, — es war dieselbe Dame, welche so leise und anmuthig an ihm vorüber gegangen; jetzt sah er sie im lebhaften Gespräch mit einem Herrn. Das Paar wandelte durch einen Laubgang, und er konnte nur auf flüchtige Augenblicke die Gestalten schauen, die überdies von ihm das Antlitz abgewendet hatten; so vermochte er sie nicht zu erkennen. Er strengte sich vergeblich an und wollte eben wieder in sein Gemach zurückkehren, als er Männertritte vernahm und zugleich Bülow erblickte, der ihn aufsuchte.

„Du kommst mir sehr gelegen“, rief Hülsen diesem ent-

gegen. „Sage, wer ist das Paar, das in dem Gange dort lustwandelt und das ich trotz meines scharfen Auges nicht zu erkennen vermag?"

Bülow warf einen flüchtigen Blick auf die Wandelnden und, Hülsen's Arm ergreifend, sprach er leise: „Der König und die Gräfin Wartenberg."

Drittes Capitel.

Die Oper Polifemo.

Endlich waren alle Hindernisse, welche sich der Aufführung der Oper Polifemo bisher entgegengestellt hatten, beseitigt. Buononcini, der Componist derselben, und Ariosti hatten bei den Proben alle Mühe aufgewendet, um die im Allgemeinen nur geringes Talent bekundenden Darsteller, die sich überdies in dergleichen Künsten noch sehr wenig versucht hatten, bestmöglich einzuüben, und so konnte der Tag der Aufführung endlich bestimmt werden.

Mit großer Leichtigkeit hatte Hülsen seine Partie einstudirt, und Ariosti, auf das Höchste darüber erfreut, unterließ nicht, der Königin sogleich Bericht über den glücklich gefundenen Ersatz für Herrn von Barfuß abzustatten, und erging sich dabei in so großen Lobeserhebungen über Hülsen's Talent, daß die Königin nicht allein den Ersatz billigte, sondern auch auf dessen Erscheinung und Leistung erwartungsvoll hinblickte.

So kam der Tag der Aufführung heran, und die dazu geladenen Gäste versammelten sich in dem Saal des Theaters zu Lützenburg, das sich die Königin hatte bauen lassen.

Dasselbe war nur klein und faßte keine zu große Anzahl Personen; doch war die Ausstattung prachtvoll, und die Wände strotzten von Goldverzierungen. Hunderte von Wachslichtern brannten auf den Gueridons und dem in der Mitte des Saales hängenden Kronleuchter. In dem Orchester war das Clavier der Königin aufgestellt, und auf demselben lag die Partitur der zu gebenden Oper.

Mehrere Reihen Sessel waren zur Aufnahme der Zuschauer hinter einander in dem Saal aufgestellt und bereits von den letzteren eingenommen worden.

Vor denselben standen zwei prachtvolle, vergoldete Lehnstühle für den König und die Königin, unter welche herrliche Teppiche gebreitet waren. Hinter diesen befanden sich die dienstthuenden Kammerherren und Pagen. Eine Reihe Sessel, dicht hinter den königlichen, für die die Majestäten begleitenden Personen bestimmt, war noch unbesetzt.

Die Damen prangten in den glänzendsten Toiletten; eine Menge Edelsteine zierte ihren damals üblichen hohen Kopfputz. Die kostbarsten Colliers und Armbänder funkelten in dem Strahl der Kerzen. Die Hoftrachten der Damen bestanden aus einem Reifrock mit kurzen Bauschärmeln, über den ein kurzes, bis über die Hüften fallendes Ueberkleid gezogen war. Die Kleiderstoffe waren

meist Seide, mit Sammet, goldenen und silbernen Stickereiverzierungen. Den Kopfputz zierten an dem Hinterhaupt tief in den Nacken fallende Bänder. Duftiger Puder füllte reichlich die Haare.

Die Herren standen den Damen hinsichts der Toilette in nichts nach; man sah nicht nur die glänzendsten Anzüge, sondern alle diejenigen, welche Ritter hoher Orden waren, hatten auch alle Insignien derselben angelegt; denn der König liebte es, in Gesellschaften, an welchen er Theil nahm, allen nur möglichen Glanz an jedem Einzelnen entfaltet zu sehen. Daher versäumte auch heute Niemand, diesem Wunsch in jeder Beziehung entgegen zu kommen, da man wußte, daß die Aufführung der Oper durch des Königs Anwesenheit beehrt werden würde.

Zu den Hoftrachten der Herren gehörte eine Lockenperücke. Ein feines Nesseltuch mit langen Enden war um den Hals geschlungen. Eine bis zum Knie reichende Weste von Sammet, Seide, mit Goldstickereien geziert, diente als Unterkleid für einen Sammet- oder Tuchrock, der mit Tressen besetzt war und bis über das Knie reichte. An den Seiten desselben befanden sich Taschen. Die Aufschläge waren breit und gleichfalls mit Tressen besetzt. Die Beinkleider waren meist weit. Schuhe mit hohen Absätzen, auf dem Blatt mit Rosetten und Schnallen verziert, so wie hoch hinauf reichende Strümpfe vollendeten den Anzug. Außerdem trugen die Herren einen leichten Degen zur Seite und ein dreieckiges Hütchen unter dem linken Arm.

Ein leises, eifriges Geflüster erfüllte den Saal, gemischt mit einzelnen Tönen der Instrumente, welche noch gestimmt wurden. Dasselbe wurde nicht nur durch die Erwartung der Aufführung selbst, sondern — ein anderer wichtiger Grund — durch die voraussichtliche Erscheinung der Gräfin Wartenberg, welche heute zum ersten Mal das Glück genoß, an einer Gesellschaft der Königin Theil nehmen zu dürfen, hervorgerufen. Die Damen, die leidenschaftlichsten Feindinnen der Gräfin, ergingen sich vornehmlich in beißenden Bemerkungen über die zudringliche Weise, in welcher sich die Gräfin die Einladung zu verschaffen gewußt hatte; denn es war nicht unbekannt geblieben, daß sie dieselbe der Königin im wahren Sinne des Wortes hatte abpressen lassen.

Wäre die Gräfin nicht schon im Allgemeinen so wenig beliebt gewesen, so hätte die geringe Rücksicht, welche sie auf das Verlangen der Königin nahm, ihr schon den ganzen Unwillen des hier versammelten Adels zuziehen müssen, und um so gespannter war man gerade jetzt, wie das Benehmen der Königin der Gräfin gegenüber sein würde.

Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, und es muß bemerkt werden, daß man die deutsche oder eine andere Sprache fast kaum am Hofe der Königin hörte.

In dem Hintergrunde des Saales, abgesondert von der übrigen Gesellschaft, standen zwei Herren im lebhaften, leisen Gespräch begriffen, sorgsam bemüht, jeden unberufenen

Lauscher sich nicht nahe kommen zu lassen. Diese Herren waren der General Barfuß und der uns bereits bekannte Graf Alexander Dohna.

„Wahrscheinlich haben Sie von dem Vorfall, der vor wenigen Tagen bei der Mittagstafel Seiner Majestät stattgefunden, gehört?" fragte Barfuß.

„Gestern von einer kleinen Reise zurückkehrend, erfuhr ich zu meinem Leidwesen diese Dinge, die meinen ganzen Unwillen erregen mußten", entgegnete Dohna.

„Wie lange soll dieser ministerielle Despotismus noch dauern, der alle Schranken überschreitet?" — fragte der Erstere, und seine harten, durch die Sonne gebräunten Züge rötheten sich lebhaft, indem zugleich sein Auge den ganzen Zorn verrieth, den sein ächt patriotisches Soldatenherz über Wartenberg's Benehmen hegte. Er strich sich den weißen Schnurbart und lauschte auf Dohna's Antwort.

Dieser, ein eben so feiner Aristokrat als vorsichtiger Hofmann, zögerte mit einer Antwort und neigte bedenklich den Kopf.

„Sprechen Sie, Graf; ich weiß, daß Sie meine Ansicht in dieser Beziehung theilen; denn Sie verehren das königliche Paar eben so sehr, als ich und fühlen darum auch eben so sehr die Nothwendigkeit, daß Etwas gethan werden muß", — sprach Barfuß etwas aufgeregt.

„Still, still, mein bester General!" rief Dohna leise und schaute sich um. „Sie wissen, daß Wartenberg's Spione überall sind."

„Mag er doch! Wir verfolgen ein gutes und gerechtes Ziel“, polterte der geradsinnige Krieger heraus.

„Zeigen wir dem übermüthigen Minister ganz offen, wie wir über ihn denken, so erkennt er zugleich, daß wir ihn nicht fürchten, und das wird künftighin seine Anmaßungen zügeln“, — fuhr der General fort und fügte hinzu: „denn ist es nicht unerhört, was geschehen ist?!“

„Sie werden durch ihre Hitze das Kind mit dem Bade ausschütten, und es wird dadurch nicht nur Nichts gewonnen, sondern vielmehr Alles verloren werden. Denn entdeckt Wartenberg, daß wir an seinem Sturz arbeiten, so wird er seine Vorsicht und Schlauheit verdoppeln und alle unsere Bemühungen noch früher zu Schanden machen, als sie in's Leben treten konnten. Wollen wir Etwas thun — und daß Etwas geschehen muß, davon bin ich überzeugt —, so müssen wir mit gleichen Waffen kämpfen: also intriguiren, oder Beweise ausfindig machen, die den Grafen anklagen und dem Könige vorgelegt werden können.“ —

Der General hatte Dohna's Mittheilung mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

„Hm, Sie mögen nicht ganz Unrecht haben. Wartenberg ist schlau, und obenein besitzt er die Macht. Verdammt, nicht geradezu gehen zu können, wenn man 'was Rechtes im Sinn hat“! entgegnete Barfuß. „Aber, was haben Sie für einen Plan?“ fragte er darauf.

„Sie sind in der That sehr rasch, lieber General“, meinte Dohna lächelnd.

„Nun, ich weiß, die Königin beehrt Sie mit ihrem Vertrauen; daher vermuthe ich, daß in Ihrem feinsinnigen Kopf bereits ein Plänchen gereift ist", sprach Barfuß treuherzig.

„Sie irren; ich habe zwar daran gedacht, aber ein wirklicher Plan ist von mir noch nicht entworfen", bemerkte Dohna sehr gemäßigt.

„Sollte die Königin Ihnen nicht vielleicht", — flüsterte Barfuß und schaute Dohna bedeutungsvoll an.

„Davon ist nicht die Rede; Sie wissen, Sophie ist eine Feindin aller Intriguen, selbst wenn ihr dieselben auch von Nutzen wären. Um solche Dinge auszuführen, ist sie viel zu stolz und zu sehr Philosophin", bemerkte Dohna.

„Sie mögen Recht haben; aber, will sie auch nicht selbst die Hand dazu bieten, so genehmigt sie vielleicht die Bemühungen ihrer treuen Diener?" fragte Barfuß, den Grafen mit unverwandtem Blick anschauend.

„Das könnte der Fall sein."

„Um Gott, seien Sie nicht so verschlossen, Graf! Ich lese in Ihren Mienen, daß Sie längst mit sich dieserhalb im Reinen sind. Darum beruhigen Sie mich durch eine Mittheilung und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen in Allem beistehen will und werde", sprach Barfuß eifrig.

Dohna konnte sich eines Lächelns über den Eifer des alten Kriegers nicht enthalten. Dieser, gewöhnt, Schlachten zu schlagen und geradeaus auf sein Ziel loszuschreiten, erkannte nicht, wie nothwendig Ueberlegung und Vorsicht

in einem Fall war, in welchem der Feind mit mächtigeren und überdies verborgenen Waffen kämpfte. Es war nicht so schwierig, eine Schlacht zu schlagen, als sich auf einen Kampf mit dem Minister einzulassen. In der Schlacht war das Verderben möglich, in dem letzteren bei der kleinsten Unvorsichtigkeit gewiß.

„Sie sind zum Hofmanne nicht geboren; Ihr Platz ist auf dem Schlachtfelde, lieber General", entgegnete Dohna lächelnd, Barfuß die Hand drückend; „kommen Sie aber morgen zu mir, da wollen wir über diese Angelegenheit ein weiteres und ernsteres Wörtchen sprechen."

„So habe ich dennoch richtig vermuthet?" fragte Barfuß, sichtlich erfreut über die Einladung.

„Wer verehrt den gütigsten König, die schönste und geistvollste Königin nicht?!" fragte Dohna statt aller Antwort.

„Bei Gott, nun wird mir das Herz um Vieles leichter!" betheuerte Barfuß.

Dohna lächelte und schaute den greisen Krieger voll herzlicher Theilnahme an.

„Diese Wehen sollen gestürzt werden!" betheuerte Barfuß und drückte die Hand an die breite Brust. Ich werde endlich einmal Genugthuung für die erfahrene Unbill erhalten!"

„Still!" rief Dohna leise; „sehen Sie, da tritt eben die größte der Wehen in den Saal."

So war es wirklich; denn Wartenberg und seine Frau erschienen und wurden mit den höflichsten Ver-

beugungen empfangen; man war allgemein bemüht, dem allmächtigen Minister demuthsvolle Huldigungen darzubringen, während man insgeheim vor Wuth mit den Zähnen knirschte oder sich heimliche Bemerkungen über die Gräfin zuflüsterte. Wartenberg grüßte und dankte mit der größten Freundlichkeit und Leutseligkeit, hatte für Jeden, der ihm nahe kam, ein freundliches Wort, und sein Wesen verrieth auch nicht die mindeste Spur von jener Anmaßung, mit welcher er im Geheimen über den preußischen Adel herrschte.

„Kommen Sie, lieber General, und lassen Sie uns dem Premier unsere Huldigung, wie alle die Anderen, darbringen", forderte Dohna auf, im Begriff, sich Wartenberg zu nahen.

„Was verlangen Sie von mir, Graf!" rief Barfuß und hielt Dohna am Arm zurück, „und was wollen Sie selbst thun?"

Dohna lächelte.

„Sich vor unserem Todfeinde so sehr erniedrigen!" fügte jener mit Nachdruck hinzu.

„Erniedrigen?" fragte Dohna, schlau lächelnd und den General ruhig anschauend. „Nein, nur die allgemeine Komödie mitspielen." —

„So spielen Sie darin eine Rolle! Mir ist es nicht möglich", — entgegnete Barfuß, mühsam Luft schöpfend.

„So können Sie sich nicht so viel überwinden, auch selbst, wenn es einen guten Zweck gilt?" fragte Dohna.

Barfuß schwieg; aber Dohna fühlte die Hand des

Generals in der seinen zittern; doch verharrte er auf seiner Stelle.

Der letztere wartete ein wenig; dann fuhr er fort: „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; Wartenberg will bereits Platz nehmen, und ein längeres Zögern verdirbt Alles. Theuerster General, beherrschen Sie nur dieses Mal Ihren Groll!“

Barfuß schwieg und ließ sich nicht bewegen, Dohna zu folgen; seine Hand bebte aber noch stärker.

„Ich wiederhole es, ein längeres Zögern muß Alles verderben“, drang Dohna in den alten unerschütterlichen Helden.

Vergeblich. Das Antlitz des letzteren verrieth den inneren Kampf, den er kämpfte; aber er rührte nicht um eines Haares Breite seinen Fuß.

Da flüsterte Dohna, dicht an des Generals Ohr den Mund legend:

„Nicht so viel wollen Sie für die herrlichste der Königinnen thun?!“

Barfuß, von dieser Frage bis in das Innerste erschüttert, zuckte convulsivisch; seine breite Brust hob sich ein paar Mal hoch empor; dann, tief aufathmend, drückte er Dohna's Hand so fest, daß dieser beinahe aufgeschrien hätte, und sprach dann gefaßt, aber mit noch zitternder Stimme, indem sein Auge glänzte:

„Kommen Sie! Für meine herrliche Königin Gut und Blut.“

Und beide schritten auf Graf Wartenberg zu, der

glücklicherweise in ein Gespräch verwickelt war und darum noch nicht Platz genommen hatte, und begrüßten ihn mit jener anständigen Höflichkeit, welche die Vertraulichkeit ausschließt, aber doch ein gutes Einvernehmen bekundet. Namentlich war dies bei Dohna der Fall, dessen geistvolles Antlitz nicht die leiseste Spur jenes dem Minister so gefährlichen Planes andeutete. Weniger glücklich war General Barfuß. Die Kunst der Verstellung war ihm durchaus fremd. Er konnte es nicht über sich gewinnen, den Premier anzuschauen, und folgte nur mechanisch seinem Freunde, und eben so gezwungen war die Verbeugung, womit er Wartenberg begrüßte.

Dieser empfing den General mit herablassender Höflichkeit und wendete sich sogleich an Dohna, dem er mit der größten Zuvorkommenheit dankte und die Hand drückte, indem er ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Wartenberg hatte für dieses Benehmen seinen triftigen Grund. Er wußte, wie viel Dohna bei der Königin galt, und selbst deren Vertrauen besaß; darum war es sein unablässiges Bestreben, sich den Grafen zum Freunde zu machen.

Dohna war klug genug, Wartenberg durch sein Benehmen in dem Glauben zu lassen, er sei ihm ergeben, wenngleich er alle Anerbietungen, die ihm der Premier heimlich machen ließ, ablehnte und sich auf sein Amt als Oberhofmeister und Lehrer des Kronprinzen beschränkte. Alle Bemühungen des Ministers waren bis jetzt vergeb-

lich gewesen; das wußte die Königin, und darum stand Dohna auch so hoch in ihrer Gunst.

Wir lassen die beiden Herren, jeden in seiner Art mächtig und voll Schlauheit, in dem lebhaften Gespräch, das eben so sehr Höflichkeiten athmete, als es die eigentlichen Gedanken verbarg, und wenden uns zu einer Person, die das Ziel der allgemeinen Aufmerksamkeit, namentlich der Damen war, — der Gräfin Wartenberg.

Jedes Auge ruhte auf ihr, entdeckte während der Musterung ihres Kopfputzes und Anzuges irgend etwas Bemerkenswerthes, und die gewonnenen Resultate wurden in heimlich gesprochenen Worten mitgetheilt.

Man war allgemein überrascht, die Gräfin gegen ihre Gewohnheit heute in einem durchaus einfachen Anzuge zu erblicken; aber man schloß zugleich sehr richtig, welchen Grund diese Einfachheit hatte. Man wußte, daß die Königin dergleichen, namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen, liebte, und fand es natürlich, daß die Gräfin heute, wo sie zum ersten Mal die Ehre genoß, dem engeren Zirkel Sophiens beizuwohnen, darauf bedacht gewesen, sich dem Geschmack derselben unterzuordnen, um ihr dadurch gewissermaßen eine Huldigung darzubringen.

Ihr Kopfputz schimmerte von nur wenigen kleinen Brillanten, und eben so wenig war Stoff und Farbe der Kleidung auffällig oder prachtvoll.

Aber wie groß auch diese Einfachheit und Bescheidenheit der Kleidung war, so besaß die Gräfin dennoch einen großen persönlichen Vorzug vor den prachtvollen

Gewändern, welche sie gewöhnlich, um dem Könige zu gefallen, trug, nämlich denjenigen: ihre Reize durch solche Einfachheit nur auf das Vortheilhafteste hervor zu heben. Man erkannte das allgemein, und die Damen mußten sich gestehen, daß sie gar nicht vortrefflicher hätte wählen können, um mit der Schönheit der Königin zu rivalisiren. Ihnen stimmten die versammelten Herren bei; denn die Gräfin entzückte jedes Auge durch die schimmernde Schönheit, die von ihr ausstrahlte. Noch nie waren ihre Blicke so demüthig verführerisch gewesen, — nie zuvor war die Grazie und Anmuth ihrer Körperformen in so vollem Maße hervorgetreten, sie selbst noch niemals in einer solchen fast jugendlichen Frische gesehen worden. Sie schien sich förmlich zur Jungfrau verjüngt zu haben, so lieblich war ihre ganze Erscheinung, und manches Auge der Damen verrieth die schnell im Herzen entflammte Eifersucht, sich so ganz und gar durch die Gräfin verdunkelt zu sehen.

Diese weidete sich an der allgemeinen Bewunderung und Huldigung, welche man ihrem Ansehen und ihrer Schönheit offen darbrachte. Sie dankte mit dem verführerischsten Lächeln, mit dem süßesten ihrer Blicke Allen, welche bewundernd an ihr hingen, und das Blut manches Hofherrn pulsete stärker, wenn er so glücklich war, ihren Blick auf sich gerichtet zu sehen.

Die Gräfin fühlte eine übergroße Beruhigung; sie war mit der Absicht zu der Vorstellung gekommen, heute den Triumph zu genießen, durch ihre Schönheit

die der Königin zu verdunkeln, und die allgemeine Bewunderung, welche man ihr schenkte, überzeugte ihre Eitelkeit, daß sie sich in ihren Erwartungen nicht täuschen würde. Ja, diese schnöde Selbstgefälligkeit hatte ihr den Wahn eingegeben, daß es allein Eifersucht der Königin auf ihre Schönheit wäre, wenn dieselbe sie von ihren engeren Zirkeln fern hielt, in der Befürchtung, durch den Vergleich mit ihr zu verlieren und den Ruhm, die Schönste der Schönen zu sein, einbüßen zu müssen.

So sehr täuschte die Eigenliebe die Gräfin. Die eigene Schwäche nahm sie als ein Motiv und unterbreitete sie der so hohen, von dergleichen kleinlichen Schwächen gänzlich freien Königin, da sie sich unmöglich den viel gehaltvolleren Grund eingestehen mochte, daß es lediglich ihre Stellung und ihr Charakter seien, die Sophie zu einem so consequenten Verweigern jeglicher Annäherung nöthigten.

Wir wissen, wie die Königin, und zwar mit vollstem Recht, über sie urtheilte, und erkennen um so leichter, in welcher selbstsüchtigen Täuschung sich die Gräfin befand. Diese war in dem vollsten Genuß ihres eingebildeten Triumphs, als der König und der Hof gemeldet wurde. Die Versammelten erhoben sich und erwarteten die Ankunft der hohen Herrschaften.

Bald darauf trat der König in Begleitung der Königin und einiger der früher bezeichneten Prinzessinnen und Markgrafen ein.

Friedrich führte seine Gemahlin zu dem für sie bestimmten Platz; auf seinem Gange dahin trat ihm War-

tenberg, die Gräfin an der Hand, entgegen und stellte die letztere der Königin vor.

Sophien's Auge zuckte. Sie blieb stehen, und ein Jeder war gespannt, was die Königin sagen würde; denn Niemand war es unbekannt, wie diese über die Gräfin dachte. Es herrschte ringsum eine tiefe Stille. Jedes Auge war an diese beiden Personen gefesselt.

Nur eines Moments bedurfte es, und die frühere Bewunderung für die Schönheit der Gräfin floh hin wie ein Schatten vor der aufgehenden Sonne, als die herrliche Königin in dem einfachsten Anzug, ohne den geringsten Schmuck, in bezaubernder Schönheit das dunkelblaue, geistvolle Auge auf die Versammelten gerichtet, mit der nur ihr eigenthümlichen anmuthsvollen Grazie und angeborenen Leutseligkeit ringsum nickte und dankte.

Ganz Anmuth, ganz Schönheit und doch in Allem die geistvolle Königin.

Bedauernswerthe Wartenberg! Das kaum Secunden lange Erscheinen der Königin raubte Dir jede Hoffnung auf den schon eingebildeten Triumph.

Es giebt eine Schönheit des Körpers, die unser Auge fesseln, alle unsere Sinne in Aufruhr setzen kann und die uns bezwingt, — bezwingt aber nur für einen Augenblick; denn sie zerfließt wie ein Nebelbild, wenn sich eine gleiche Vollkommenheit, in noch höherer Vollendung und mit einer schöneren Seele, von dem klaren Aether des Geistes verherrlicht, daneben erhebt. Da beugt die Huldigung das Knie.

So war es jetzt. Die Herren hatten schnell vergessen, welche Bewunderung sie kurz vorher den Reizen der Gräfin geschenkt hatten, und die Damen gestanden sich, in ihrem Urtheil offenbar zu rasch gewesen zu sein.

Ihnen erschien die Gräfin in diesem Augenblick wie eine Dienerin, welche der Königin die Schleppe tragen müßte.

Selbst die Gräfin empfand ihre Niederlage so weit, als es ihr Stolz und ihre Eitelkeit gestatteten.

Sie wollte eben der Königin für die geschenkte Ehre danken und zwar, da sie der französischen Sprache nicht mächtig war, in deutscher Mundart; doch ehe sie noch ein paar Worte gesprochen, wurde sie von der Königin in der üblichen Hofsprache, der französischen, angeredet, und die Gräfin, derselben unkundig, stand verwirrt da, da sie Nichts zu erwiedern vermochte.

Die Königin wartete noch einen Augenblick, ließ die Gräfin stehen und ging an das Clavier, indem sie daran Platz nahm.

Es war eine peinliche Minute, die durch keinen Laut unterbrochen wurde.

Die Haltung der Gräfin, ihr gesenkter Blick verriethen die größte Verlegenheit und Unentschlossenheit über das, was sie beginnen sollte. Sie fühlte, daß ihr gehoffter Triumph gänzlich in's Gegentheil umgeschlagen war, und das sie umtönende leise Geflüster ließ sie sogleich erkennen, welchen Standpunkt sie unter solchen Umständen einnehmen mußte; aber es ward ihr auch zugleich

klar, daß die Anrede der Königin voraus bedacht gewesen war, um sie vor den Augen der Versammelten bloß zu stellen.

Ihre Pulse, die einen Augenblick vor Ueberraschung und Scham gestockt, belebten sich schnell durch den sich in ihr erhebenden Zorn gegen die Urheberin dieser Niederlage. Sie preßte die Lippen krampfhaft aufeinander und drückte den Elfenbeinfächer so stark mit der Hand, daß er zerbrach.

Wartenberg gewahrte noch zur rechten Zeit die Fassungslosigkeit seiner Frau, eilte zu ihr und führte sie auf ihren Platz.

Auch dem Könige war dieser Vorfall nicht entgangen, und eine finstere Wolke flog über seine Stirn. — Die Königin jedoch nahm nicht weiter Notiz davon, sondern blätterte in der Partitur, sprach mit Buononcini, und es war unmöglich, aus ihrem Verhalten zu entnehmen, ob sie die Niederlage der Gräfin mit Vorbedacht herbeigeführt.

Dem war aber wirklich so. Die Königin empfand zu lebhaft das Verlangen, die Gräfin aus ihrer Nähe fern zu halten, um nicht mit ihrer Vertrauten, Fräulein von Pöllnitz, auf Mittel zu sinnen, wodurch man, ohne dem König die Absicht zu verrathen, dieses Ziel für die Folge erreichen könnte. Da fiel der Königin das zunächst Gelegene ein. Ihre Forderung, daß diejenigen Personen, welche der Ehre gewürdigt wurden, an ihrem Hof zu erscheinen, auch der daselbst üblichen Sprache mächtig

wären, war so durchaus gerechtfertigt, daß man in der heutigen Ansprache unmöglich eine versteckte Absicht vermuthen durfte. Sophie wählte dieses Mittel, und wir haben erfahren, mit wie günstigem Erfolge.

Das Zeichen, das die Königin zum Beginn der Oper ertheilte, beschwichtigte sofort das ringsum herrschende leise Flüstern und unterdrückte manche sarkastische Bemerkung über die Niederlage der Gräfin.

Buononcini trat an das Pult, und die Ouverture begann, der die Königin, das Auge auf die Partitur gerichtet, mit großer Aufmerksamkeit folgte.

Das Talent des Componisten gab sich auf die schönste Weise knnd, und mit jedem neuen Satz schien der Königin Beifall größer zu werden.

Als die letzte Note ertönte, war sie die erste, welche dem Meister Beifall klatschte, in den natürlich der ganze Hof einstimmte.

Buononcini wendete sich um und dankte für die Ehre mit tiefen und wiederholten Verbeugungen. Dann gab er das Zeichen und der Vorhang rollte auf; die Vorstellung begann.

War die Aufmerksamkeit der Königin schon vorher rege gewesen, so steigerte sich dieselbe jetzt von Nummer zu Nummer.

Was die Vorstellung selbst anlangt, so müssen wir erinnern, daß die Darsteller sämmtlich dem Hofpersonal angehörten; wir dürfen uns also nur eine Leistung von Dilettanten vorstellen. Aber, wenn auch der Gesang und

die Darstellung selbst Vieles zu wünschen übrig ließen, so war doch für die scenische Ausstattung und das Costüm alles nur Mögliche gethan worden, und der allgemeine Eindruck ein durchaus befriedigender, besonders da der Componist in seinen Conceptionen sehr glücklich gewesen war.

Sehen wir nun, wie Hülsen seine ihm so durchaus neue Aufgabe löste.

Ihm pochte das Herz doch heftiger, als er erwartet hatte, da sich nun von Tact zu Tact der Augenblick immer mehr näherte, der ihn auf die Scene rief. Seine Bemühungen dagegen fruchteten nicht viel, und er verzweifelte zuletzt fast an der guten Lösung seiner Aufgabe. Aber es sollte so schlimm nicht kommen. Ihn hatte nur die Erwartung so aufgeregt; denn als sein Stichwort fiel, bemeisterte sich seiner plötzlich eine große Ruhe, die er zu besitzen zwar gewünscht, zu erreichen jedoch nicht gehofft hatte.

Ein leises Beifallsmurmeln empfing ihn bei seinem Auftreten. Vortheilhaft hoben die griechischen Gewänder seine schöne Gestalt hervor und ließen den edel geformten Kopf schärfer hervortreten. Kraft und Anmuth drückten sich in seinen Gliedern und Bewegungen aus, und bewundernd hingen die Augen der Damen und Herren an ihm; selbst die Königin schaute von der Partitur auf und schenkte ihm beifällige Blicke.

Jetzt ertönte Hülsen's metallvolle Stimme und nahm sogleich alle Herzen gefangen. Sein Gesang war na-

türlich, ohne Kunstbildung zu verrathen; aber um so größer war der Reiz, den er auf die Zuhörer ausübte. Schon nach wenigen Tacten hatte Hülsen die ganze Aufmerksamkeit der Königin erworben, und dieselbe steigerte sich noch mehr, da er mit seinem Gesange zugleich eine vortreffliche Darstellungsweise verband, welche durch Wahrheit, Ungezwungenheit und Natürlichkeit die Illusion bei den Zuhörern dauernd erhielt, und zwar in einem Grade, wie man es bei Dilettanten nie zuvor empfunden; selbst der König gestand, noch niemals ein vortrefflicheres Spiel gesehen zu haben.

Hülsen hatte sich schnell zum Mittelpunkt der ganzen Darstellung erhoben; sein Spiel regte die Mitspielenden zur höchsten Anstrengung an, gab ihnen die wankende Sicherheit wieder, und so schloß endlich die Vorstellung unter dem größten Beifall der hohen Gäste.

Buononcini und Ariosti waren entzückt. Die Königin überhäufte sie mit Lobeserhebungen und gestand dem letzteren, daß er in der That in seiner Wahl außerordentlich glücklich gewesen wäre.

Als endlich der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und die Darsteller im Costüm dem Hof vorgestellt wurden, um den üblichen Dank von Seiten der Königin und des Königs entgegen zu nehmen, ließ sich Sophie ganz besonders Hülsen vorstellen und theilte ihm in huldvoller Weise mit, wie sehr sie von seinem ungewöhnlichen Darstellungstalent überrascht worden sei, und es schien

ihr Vergnügen zu machen, sich noch einige Augenblicke mit ihm zu unterhalten.

Schwerin, der ein Zeuge der Ehre war, die sein Freund genoß, war nicht der Letzte, der ihm dazu Glück wünschte. Auch er hatte einen glücklichen Abend verlebt; er durfte die angebetete Königin zwanglos schauen und sein von heißer Liebe erfülltes Herz durch ihren Anblick erquicken.

Hülsen's ganze Aufmerksamkeit war während der Darstellung vorzugsweise auf jene gerichtet gewesen; er bemerkte daher auch nicht, wie viele verlangende Blicke auf ihm ruhten, er bemerkte nicht, daß er heute ein Herz erobert, dessen Sieg nicht zu verachten war, nämlich das der Gräfin Wartenberg.

Sie hatte bis zu Hülsen's Auftreten der Oper wenig Aufmerksamkeit geschenkt; zu tief war sie verletzt worden, um dafür noch Theilnahme fühlen zu können; erst als sein lebendiges Spiel, sein ansprechender Gesang die Zuschauer fesselte, richtete auch sie das Auge auf ihn und wendete es seit diesem Augenblick nicht wieder von ihm. Ein eigenthümliches Lächeln leuchtete aus ihrem Antlitz, und in seinem Anschauen verloren, schien sie selbst die erlittene Niederlage zu vergessen. Schweifte ihr Auge von seiner Gestalt ab, so richtete es sich sogleich auf die Königin, um in deren Antlitz den Eindruck zu lesen, den Hülsen auf sie hervorbrachte. Fast eifersüchtig hütete sie seine Blicke und war bemüht, das Ziel eines jeden derselben sogleich zu erforschen.

Sie schien darüber beruhigt; denn wie wir wissen, war Hülsen's ganze Aufmerksamkeit lediglich seiner Aufgabe zugewendet; höchstens traf sein Blick die nahesitzende Königin; die Gräfin hatte er nicht einmal gesehen.

Aber er hatte auch zwei sanfte Augen nicht bemerkt, die ihn oft und wiederholt aufsuchten, um sich dann wieder sinnend auf den rascher klopfenden Busen zu senken, — zwei blaue Augen, die das Eigenthum eines reizenden, ungefähr neunzehnjährigen Mädchens waren. Wie röthete die innere Bewegung ihr liebliches Antlitz! Ungeahnt hatte ihr Herz einen Eindruck empfangen, den noch kein anderer Mann auf sie gemacht. Und er sah sie nicht, schenkte ihr nicht einen Blick; er bemerkte sie wahrscheinlich gar nicht einmal.

Sie seufzte; aber als Hülsen später der Königin vorgestellt wurde, trat sie etwas näher, um ihn nochmals zu betrachten und sich das Bild eines Mannes, der in ihrem Herzen eine neue Welt von Gefühlen erschlossen hatte, noch tiefer einzuprägen.

Es war Anna von Roßfeld, die Tochter des Barons, den Hülsen früher besucht hatte, des Stockpatrioten. Das bewegte Leben, in das ihn die Verhältnisse gebracht, ließen ihn den Baron nur auf flüchtige Augenblicke und selten besuchen; so fand er keine Gelegenheit, Anna zu sehen, und ahnte den Schatz nicht, der sich in der Umgebung des Freundes seines Vaters befand. Aber hatte er auch Anna nicht gesehen, so war er dennoch von ihr bemerkt worden, und seine Erscheinung ihr nicht

gleichgültig gewesen; ja vielleicht hatte der nur flüchtig von ihm empfangene Eindruck in ihr den Wunsch erregt, der Oper beizuwohnen, nachdem sie erfahren, daß Hülsen darin auftreten würde. Jedenfalls bemühte sie sich, den Zutritt dazu zu erlangen, wenn dies auch nicht ganz mit ihres Vaters Ansichten überein stimmen mochte.

So gewann sie die Gelegenheit, sich an Hülsen's Anblick zu erfreuen, und viel stärker war der Eindruck, den sie heute von seiner liebenswürdigen Persönlichkeit empfing, und gern und mit freudigem Herzen theilte sie die allgemeine Bewunderung, die man dem talentvollen Manne schenkte.

Mit einem neuen, glücklichen Gefühl fuhr sie in Begleitung ihrer Freundin nach Hause, um des Augenblicks zu harren, in welchem es ihr vergönnt sein würde, den schönen, ritterlichen Mann wiederzusehen.

Hülsen sollte heute noch eine neue Ehre genießen; nachdem der König und der Hof sich entfernt und er bereits das Costüm mit seiner gewöhnlichen Kleidung gewechselt hatte, ward er zu dem Souper bei der Königin eingeladen, das sie nur in einem engeren Kreis einnahm.

Schweigend drückte Schwerin dem Freunde die Hand, als sie sich trennten.

„Ich wußte das", flüsterte er ihm zu. „Sei so glücklich, als ich es an Deiner Stelle sein würde."

Dann schieden sie, und Hülsen betrat erwartungsvoll die Gemächer der Königin.

Viertes Capitel.

Das Pathenamt.

Nach der Vorstellung der Oper waren mehrere Monate vorübergegangen; dieselbe wurde, da sie sich eines so außerordentlichen Beifalls erfreute, wiederholt gegeben. Der Ruf dieser Oper durchflog schnell nicht nur Berlin, sondern fast ganz Deutschland und spannte die Neugier auf das Höchste. Dergleichen hatte man ja noch nie gesehen, höchstens davon gehört, und so war es natürlich, daß der Zudrang der Bittsteller, der Vorstellung beiwohnen zu dürfen, ungeheuer war; denn man hoffte, und zwar mit Recht, etwas ganz Ungewöhnliches in derselben zu finden. —

Wenn Sophie selbst weder Kosten noch Mühe scheute, den allgemeinen Geschmack zu verbessern und veredelnd durch die Kunst auf das Volk zu wirken, so hatte sie dazu mehr als einen Grund.

Die darstellende Kunst damaliger Zeit war ein sehr verachtetes Gewerbe und wurde von herumziehenden

Banden getrieben, so daß Bärenführer, Quacksalber und Komödiant so ziemlich gleichbedeutend waren.

Eine solche Komödiantenbande, wie man sie damals nannte, kam, mit Bären, Affen und dem niemals fehlenden Hanswurst ausgestattet, des Weges daher und fragte hie und da an, ob es ihr gestattet sei, ihre Heilmittel, Wunderbalsame und sonstige Quacksalbereien verkaufen und nebenbei Affen nnd Bären tanzen lassen und Komödien spielen zu dürfen.

Welcher Art diese Komödien waren, wird dem Leser sogleich klar sein, wenn er vernimmt, daß sich in den aufgeführten Stücken der Hanswurst tüchtig mit den Heiligen und Teufeln herumprügelte.

Natürlich mußten dergleichen Darstellungen zu großem Aergerniß gereichen; ganz besonders eiferte, wie wir wissen, die Geistlichkeit gegen einen derartigen Unfug. Mancher Priester ging in seinem Zelotismus so weit, einem Komödianten das Abendmahl zu verweigern, da man dergleichen Leute für verworfen und ihre Seele als verloren erachtete.

Gegen eine solche Barbarei kämpfte nun die Königin, und zwar suchte sie das auf eine Weise zu thun, daß die Anmaßung der Geistlichkeit in Schranken gehalten wurde. Sie hatte aber auch noch einen anderen Zweck dabei im Auge, nämlich diesen, den Schauspielergesellschaften ein Vorbild in den Darstellungen in Lützenburg zu geben, dem sie nacheifern sollten, damit sich so allmälig ein besserer Geschmack ausbilde und mit demselben zugleich auch

bessere Dichtwerke zur Aufführung hervorgerufen würden. Denn es war nicht zu verkennen, daß ein Mangel an den letzteren vorhanden war, der die Schauspielunternehmer zwang, die alten absurden Stücke mit ihrer Zauberei, Teufelsspuk und dem ewigen deutschen Hanswurst in seiner ganzen Plumpheit und Geschmacklosigkeit, dem Publikum immer aufs Neue wieder vorzuführen.

In Folge des Planes der großen Königin hatte sich dieselbe eine eigene Bühne in Lützenburg errichten lassen; aber sie war auch bedacht gewesen, von Frankreich Schauspieler und Tänzer, von Italien Sänger kommen zu lassen, um die Darstellungen künstlerisch gehalten zu sehen.

Die Capelle, unter Leitung von Stricker und Ariosti, war vortrefflich, und so schienen alle Bedingungen für ihre edle Absicht erfüllt zu sein.

Allerdings blieb die erwartete Wirkung nicht aus; aber sie war weder nachhaltig, noch in einer Weise, daß dadurch der eifernden Geistlichkeit ein für alle Mal Schweigen und Duldung auferlegt wurde. Im Gegentheil, noch immer kamen Vorfälle zur Sprache, welche den Beweis lieferten, in welcher Mißachtung die Schauspieler bei der Geistlichkeit standen, indem diese für die, wie sie wähnte, teuflischen Verführungen, welche die Vorstellungen auf das Volk ausübten, die Darsteller derselben auf jede Weise zu strafen suchte.

Wir haben in einem früheren Capitel ein Bild dieses geistlichen Eifers gegeben und werden daher um so mehr

die Bestrebungen einer Königin erschöpfend würdigen können, welche, die sittlichen Wirkungen der Kunst für die allgemeine Veredlung des Volks richtig erkennend, mit dem ganzen Eifer ihres hochsinnigen Herzens an die Verwirklichung ihrer Idee ging.

Ihr feiner Blick hatte schnell erkannt, daß es nicht nur nothwendig sei, bessere Stücke und gut dargestellt dem Volke vorzuführen, sondern auch, daß die Darsteller selbst nicht mehr als einer verachteten Kaste angehörend betrachtet und überall, wohin sie kamen, verhöhnt und verspottet würden, vielmehr eben so wie alle andern Gewerbetreibenden berechtigt erschienen und die Achtung genossen, welche dem Talent gebührt und die nothwendige Bedingung zur Ausübung ihrer Kunst war, mochte diese auch noch so unbedeutend sein.

Die Königin kam daher auf den Gedanken, nachdem sie ein Theater in Lützenburg besaß, von den Edelleuten am Hof Komödien aufführen zu lassen, und übertrug selbst den Prinzessinnen und Markgrafen Rollen. Die Geistlichkeit sollte erkennen, daß nicht der Stand an sich, sondern immer nur der sittliche Gehalt dem Menschen den wahren Werth gebe, und damit endlich die lange Fehde zwischen Geistlichkeit und Theater beendet werden.

Sophie, beglückt durch den ungewöhnlich guten Erfolg der Operaufführung, freute sich im Stillen schon über das endlich errungene Resultat, ohne zu ahnen, daß sie damit noch lange nicht ein Vorurtheil zerstört hatte, das so tief in den Ansichten der Priester wurzelte.

Sie war nun bedacht, die Wirkungen der Privatdarstellungen auch von Berlin aus auf die Geistlichkeit ausströmen zu lassen, und dazu bot nun die Oper eine vortreffliche Gelegenheit.

Wie wir gesehen haben, hegte ein Jeder, der nur irgend Zutritt bei Hofe gewinnen konnte, den dringenden Wunsch, einer Vorstellung der Oper beiwohnen zü können; alle nur erdenkbaren Mittel wurden angewendet, denselben zu erreichen.

Täglich wurde die Königin mit Bitten bestürmt, Diesem oder Jenem den Eintritt zu bewilligen. Es lag in den persönlichen Verhältnissen der Darsteller, daß die Oper nur in großen Zwischenräumen und überhaupt selten wiederholt werden konnte. So war es natürlich, daß die gütige Königin auf den Gedanken gerieth, den König zu ersuchen, ein geräumiges Theater in dem Schlosse in Berlin erbauen zu lassen, damit eine größere Zuschauermenge Platz gewänne. Damit erreichte sie nicht nur den Zweck, den Bittenden willfahren zu können, sondern auch den noch wichtigeren, der Geistlichkeit in angemessener Weise entgegenzutreten.

Gern willigte der König in den Vorschlag der Königin, und in dem großen Saal des Schlosses war man seit mehreren Tagen mit Aufstellung eines Theaters beschäftigt. Die Nachricht davon trug sich natürlich längst in Berlin herum.

Die Königin befand sich eben mit Leibnitz in ihrem Arbeits-Cabinet und besprach mit ihm diese Angelegen-

heit, indem sie ihm den eigentlichen Zweck, der sie dabei geleitet hatte, nicht verhehlte, und erfreute sich, wie vorauszusehen war, der ganzen Billigung desselben von Seiten ihres Lehrers.

„Sagen Sie selbst, liebster Leibnitz", fuhr sie in ihrem Gespräch fort, „ist die Wirkung der Kunst und namentlich der dramatischen nicht eins der wirksamsten Bildungsmittel?"

„Meine Antwort darauf wäre überflüssig; Ihr hoher Geist versteht es besser, als der meine, die richtigen Mittel zu erkennen und zu wählen. Ich bewundere Sie, Majestät; denn jedenfalls ist dieses Mittel kühn, und ich bin überrascht, die Genehmigung desselben von Ihrem hohen Gemahl zu erfahren", entgegnete Leibnitz.

„Glauben Sie denn, der König hege noch alberne Vorurtheile dagegen?"

„Das eben nicht; aber ich glaube, nicht ganz falsch zu schließen, wenn ich vermuthe, er nimmt dabei vielerlei Rücksicht auf die Geistlichkeit. Der vor einigen Monaten stattgefundene Vorfall dürfte meine Ansicht begründen."

„Darin können Sie Recht haben; um so nothwendiger däucht es mir aber auch, die Sache mit Energie anzugreifen, damit dem Unfug endlich ein Ende gemacht wird."

„Möge der Erfolg ein so gutes Werk vollständig krönen!" entgegnete Leibnitz warm und aufrichtig, der Königin in das von schönem Eifer mild geröthete Antlitz schauend.

„Da fällt mir Etwas ein, das ginge", — sprach die

Königin, die Hand an das gesenkte Haupt legend, und schien von einem ansprechenden Gedanken ergriffen zu sein.

„Darf ich vielleicht erfahren, was meine vortreffliche Königin so ergreift?“ fragte Leibnitz in väterlichem Ton, den die Königin gern von ihrem geschätzten Lehrer hörte.

„Gewiß, liebster Leibnitz“, entgegnete Sophie lebhaft. „Die Sache ist diese“, fuhr sie fort: „Wie Sie wissen, erwarten wir meine Mutter, die Kurfürstin; sie wird zum Pfingstfest eintreffen; am zweiten Feiertage will ich sie mit der Oper überraschen, auf die sie schon sehr neugierig ist.“ —

Leibnitz, der Königin eigentlichen Plan, den sie mit der Darstellung an einem Feiertage verband, sogleich richtig erkennend, schüttelte bedenklich das Haupt, ohne zu antworten.

„Sie sind nicht meiner Ansicht?“ fragte die Königin.

„Majestät werden damit in ein Wespennest schlagen“, entgegnete Leibnitz lächelnd.

„Aber nur in ein Wespennest, dessen Stiche ich nicht scheue“, sprach Sophie.

„Dergleichen Stiche pflegen aber besonders wegen der üblen Folgen, die sie mit sich bringen, unangenehm zu sein“, gab Leibnitz, der schon weiter sah, zu bedenken.

„Sie haben mich gelehrt, Leibnitz, jede Unannehmlichkeit des Lebens werde dadurch verkleinert, daß man nicht abwartet, bis uns dieselbe naht, sondern indem man ihr entgegentritt. Ist mein jetziges Unternehmen nicht die Consequenz dieses Satzes?“ fragte Sophie, Leibnitz mit

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ihrem geistvollen, von edlem Eifer erglänzten Auge fest anschauend.

„Sie wissen mit Ihren Argumenten schnell jegliches Bedenken zu beseitigen", erwiederte Leibnitz lächelnd. „Ich hielt es nur für meine Pflicht, auf Folgen aufmerksam zu machen, die mir in diesem Fall unausbleiblich scheinen", fügte er hinzu.

„Große Uebel verlangen strenge Mittel. Die Folgen sollen mich nicht kümmern. Mir ist es um den Zweck zu thun", entgegnete die Königin mit Anmuth, aber zugleich mit der ihr eigenen Energie. „Will man ein gefährliches Wespennest zerstören, so muß man es mit kühner Hand angreifen und zerdrücken, so gelingt's am besten, und trägt die Hand auch kleine Wunden davon, was hat das zu sagen?! Der gute Erfolg lindert ihre Schmerzen", — fügte sie lächelnd hinzu.

„Sie haben den Muth einer Siegerin, es kann Ihnen nicht mißlingen", sprach Leibnitz mit der ganzen, nur ihm zu Gebote stehenden, feinen hofmännischen Galanterie, indem er sich huldigend vor der Königin verneigte, so daß diese lachte und scherzend meinte:

„Darf ich an einem guten Ausgang der Sache noch zweifeln, da der größte Philosoph seiner und aller Zeiten meinem Plane Beifall schenkt?"

Noch in das Gespräch über diesen Gegenstand vertieft, wurde der Königin der Komödiant Matthäus Uslenghi gemeldet, der, von dem Markgrafen Albrecht empfohlen, bei der Hofbühne in Lützenburg

angestellt zu werden wünschte und den Markgrafen darum angegangen war.

Die Königin, welche, wie wir wissen, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, diese verachteten Künstler in dem Urtheil der Welt zu heben, hatte es gewünscht, daß sich ihr der Schauspieler, dessen Talent ihr gerühmt worden, vorstellen sollte, weshalb er heute im Schloß erschienen war. Derselbe gehörte einer Truppe an, die vor kurzer Zeit in Berlin gespielt hatte.

„Wir wollen diesen Mimen hieher kommen lassen, damit auch Sie einmal Gelegenheit finden, ein solches Sujet von Angesicht zu schauen und dessen geistigen und künstlerischen Gehalt zu prüfen, lieber Leibnitz", sprach die Königin und fügte lächelnd hinzu: „denn ich täusche mich in der Annahme wohl nicht, daß sich der große Philosoph noch niemals herabgelassen hat, mit einem vagabundirenden Komödianten einen gewöhnlichen Dialog zu halten."

„Wie sollte ich!" rief Leibnitz lachend.

„So wird Ihnen unsere Unterredung um so mehr Interesse gewähren", meinte die Königin und befahl, den Schauspieler in das Cabinet zu führen.

Dieser trat nach einigen Augenblicken schüchtern ein und blieb, das Hütchen in der Hand, an der Schwelle stehen.

Seine ganze äußere Erscheinung drückte sogleich das Elend aus, das er erduldet haben mußte; denn obwohl sein Anzug durchaus reinlich und anständig genannt wer-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

den konnte, sah man demselben doch an, daß ihm nur durch die sorgfältigste und künstlichste Zurichtung ein solches Ansehen verschafft worden war. Der Künstler hatte von seiner ehemaligen Würde eben nur noch den Schein gerettet, der ihm über die Audienz bei der Königin forthelfen mußte, so gut es ging. Mehr aber, als die Dürftigkeit der Kleidung, verrieth sein bleiches, kummervolles und abgezehrtes Antlitz, daß Krankheiten oder Entbehrung der nothwendigsten Bedürfnisse diesen Zustand für ihn herbeigeführt hatten. Die Figur des Schauspielers war sehr gefällig, trotzdem, daß er etwas gebeugt dastand. Das Gesicht hatte einen edlen Schnitt und Ausdruck, und sein großes, sprechendes Auge verrieth den beweglichen Geist des Mimen. Er mochte ungefähr dreißig Jahre zählen.

Sophie hatte die Gestalt mit einem einzigen Blick betrachtet und geprüft und sogleich erkannt, daß es sich hier um die Rettung eines Menschen handle. Sie wechselte mit Leibnitz, der vor dem Eintreten des Schauspielers aufgestanden war und sich nach dem Fenster begeben hatte, einen verständigenden Blick, und dort stehend, vernahm er das Folgende.

„Treten Sie näher", sprach die Königin in ermunterndem Ton zu Uslenghi, und dieser, von der bezaubernden Milde dieser Worte wie elektrisirt, hob den jetzt ermuthigten, freien Blick ein wenig vom Boden und kam dem Befehl durch wenige Schritte, welche er auf die Königin zu that, sogleich nach.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Ihr Talent ist mir gerühmt worden“, sprach diese, so wie man mir auch mitgetheilt hat, daß Sie dasselbe gerne bei meiner Bühne geltend machen wollten.“ —

„Ich habe diesem für mich höchsten Ziel alle Opfer gebracht, deren ein Mensch fähig ist“, — entgegnete der Schauspieler mit einer Wärme, daß man an der Wahrheit seiner Worte kaum zweifeln durfte.

Die Königin ward von dieser Antwort überrascht und ihre Theilnahme für den Bittsteller dadurch bedeutend erhöht.

„Welche Gründe hatten Sie, dieses Ziel für so werthvoll zu achten?“ fragte Sophie, Uslenghi fest anblickend.

„Andere Bühnen gestatten mir die Ausübung meines Talents nicht“, entgegnete der Komödiant mit Selbstgefühl.

„Wie soll ich das verstehn? Fanden Sie bei den Privattheatern, denen Sie doch wahrscheinlich früher Ihre Dienste widmeten, nicht Gelegenheit genug dazu?“ fragte Sophie.

„Nein, Majestät“, entgegnete Uslenghi schüchtern, aber fest.

„Erklären Sie sich“, sprach die Königin.

„Majestät werden zu Gnaden halten; ich bin überzeugt, daß das Komödienspiel, wie man es auf den umherziehenden Theatern treibt, und bei welchem der Hanswurst die Hauptrolle spielt, nicht das rechte ist. Ich meine, man müßte statt Zoten und Possen, die keinen ordentlichen Sinn haben, moralische Stücke geben, damit

das Publikum nicht nur besser unterhalten wird, sondern auch Etwas für seine Bildung gewinnt", — bemerkte Uslenghi in fließender Rede.

Die Königin fühlte sich durch diese, von einem gewöhnlichen Komödianten ausgesprochene Ansicht über Zustände, denen sie selbst die höchste Aufmerksamkeit schenkte, betroffen, und zwar um so mehr, als sie dergleichen von einem Manne seines Standes unmöglich erwarten konnte.

Sie schaute Leibnitz an und entdeckte in seinem Antlitz den Ausdruck ihrer eigenen Empfindungen. Er schien eben so sehr von dem Vernommenen überrascht worden zu sein, als sie selbst.

„Sie haben nicht Unrecht, es sollte so sein; warum ist es aber nicht so?" fragte die Königin den Schauspieler nach einer augenblicklichen Pause.

„Ich meine, Majestät, weil nur Wenige die eigentliche Bedeutung der Komödie erkennen und es in den meisten Fällen nur eben darauf ankommt, Geld zu verdienen. Das ist Unrecht; denn das Komödienspiel ist die herrlichste Kunst der Welt; sie ist die lebendigste und wirksamste aller Künste; aber es gehört die Begeisterung und ganze Hingabe für dieselbe dazu, um nicht einzig und allein nur die Casse zu füllen, sondern die Zuschauer für das Gute und Moralische zu erwärmen", — entgegnete Uslenghi mit der früheren Begeisterung, indem sich durch die innere Aufregung sein bleiches Gesicht etwas röthete.

„Sie haben das Alles, wie es scheint, sehr genau kennen gelernt und überlegt", meinte Sophie.

„Seit fünf Jahren zog ich von einem Ort zum anderen, bald mit dieser, bald mit jener Truppe: überall verhöhnt, verspottet von der Menge, überall dieser mit dem nämlichen Unsinn die Sinne kitzelnd. Zuletzt ertrug ich es nicht mehr; ich blieb mit meiner Frau hier in Berlin zurück in dem Vornehmen, entweder mein Talent auf einer Bühne geltend zu machen, wo die Kunst verstanden und gewürdigt wird, oder, falls mir dies nicht gelingen sollte, mich wieder den Wissenschaften zuzuwenden und mir so den nothwendigen Unterhalt zu verdienen", — fuhr er fort, und sein Auge feuchtete sich, wahrscheinlich in der Erinnerung der erduldeten Leiden.

„Was waren Sie früher?" fragte die Königin.

„Ich habe in Bonn Theologie studirt; die Liebe zur Schauspielkunst war jedoch so mächtig in mir, daß ich die Bücher mit der Bühne vertauschte", — entgegnete Uslenghi, und in seinem Antlitz las man die Wahrheit dieser Antwort; denn es strahlte von innerer Begeisterung.

„Sie sollen nächstens eine Probe Ihres Talents auf meinem Theater ablegen; wählen Sie selbst Stück und Rolle dazu und erwarten Sie das Nähere von dem Dirigenten, und falls Ihre Frau auch talentvoll ist, könnte sie gleichfalls eine Stelle daselbst finden; denn ich setze voraus, daß sie Ihre Ansichten und Bildung theilt", sprach die Königin voll Theilnahme.

Von so vieler Gnade auf das Tiefste beglückt, stürzten dem Schauspieler die hellen Thränen aus den Augen;

einen Augenblick blieb er sprachlos; aber sein natürliches Feingefühl erinnerte ihn sogleich, welche Rücksichten ihm die gegenwärtige Situation auferlege; daher suchte er sich schnell zu fassen und entgegnete mit etwas unsicherer Stimme:

„Majestät mögen sich überzeugt halten, keinem Unwürdigen so große Gnade geschenkt zu haben; dieselbe hat einen Unglücklichen gerettet; denn ich wäre in dem Kampf mit den ungünstigen Verhältnissen untergegangen. — Die Gnade, die Euere Majestät meiner Frau zu Theil werden lassen wollen, kann dieselbe leider vor Ablauf mehrerer Wochen nicht annehmen", — fügte er hinzu.

„Ist sie etwa krank?" fragte Sophie, deren Interesse für Uslenghi sich im Lauf des Gesprächs fortdauernd gesteigert hatte, und der es Vergnügen gewährte, in demselben einen gebildeten Mann von feinem Gefühl und voll Begeisterung für die Kunst gefunden zu haben.

„Der Himmel hat unsere Ehe zum ersten Mal mit einem Kinde gesegnet", erwiederte Uslenghi.

„Das ist es!" sprach Sophie lächelnd. „Nun, so wollen wir warten, bis die junge Mutter wieder kräftig genug ist", fügte sie hinzu. „Ist es schon lange her?" fragte sie darauf.

„Gestern traf der Segen ein." —

„Gestern? Also hat das Kind die Taufe noch nicht empfangen?"

„Nein, Majestät", entgegnete Uslenghi.

Die Königin schien von einem Gedanken plötzlich er=

griffen zu werden; nach kurzem Sinnen wendete sie sich wieder an den Schauspieler und fragte:

„Haben Sie schon für Pathen gesorgt?“

Diese Frage kam dem jungen Vater ganz wider Vermuthen; er verneinte schüchtern.

„Wo werden sie das Kind taufen lassen?“

„In der Nicolaikirche.“ —

„Gut. Richten Sie es so ein, daß diese Handlung am zweiten Pfingstfeiertage stattfindet, und — ich hoffe, es wird Ihnen und Ihrer Frau nicht unlieb sein, wenn ich dabei anwesend bin“, sprach die Königin mit bezaubernder Leutseligkeit.

Der Schrecken, der sich in dem Antlitz des Schauspielers malte, verrieth den tiefen Eindruck, den dieses huldreiche Anerbieten in ihm erzeugt hatte. Er schien zu zweifeln, recht gehört zu haben, und schaute die Königin fragend an, so daß sich diese genöthigt sah, ihm zuzuwinken und das frühere Versprechen zu wiederholen.

„Es bleibt dabei; ich will Pathe Ihres Kindes sein und dafür sorgen, daß viele Ihrer Collegen dabei sind. Lassen Sie sich hundert Thaler aus meiner Theaterkasse auf Ihren Gehalt auszahlen, und melden Sie mir sogleich, wenn etwa Umstände eine Aenderung wegen der Taufe erfordern sollten.“ —

Mit diesen Worten entließ sie den Überglücklichen, der, wie betäubt und nur durch wiederholte Verbeugungen für eine so über alle Erwartung hinaus liegende Ehre dankend, sprachlos aus dem Gemach schritt und sich, vor

dem Schloß angelangt, taumelnd auf einen Stein setzte und erst hier, in der frischen Luft, seine Sinne zu sammeln vermochte. Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß ihn keine Zauberei täusche, eilte er sogleich athemlos in die von Elend erfüllte Kammer, in welcher sein junges, abgehärmtes Weib mit dem Säugling lag, dem unbewußt eine Gnade zu Theil geworden, die derselbe noch nicht zu ahnen vermochte. Der gefühlvolle Leser möge sich das Glück dieser Menschen ausmalen und sich dabei erinnern, daß sie in jener Zeit zu den Verworfenen der Gesellschaft gezählt wurden. —

Hätte man einen Schauspieler damals in den Adelstand erhoben, es wäre allerdings etwas Unerhörtes gewesen; doch man hätte es verwunden; daß sich aber eine Königin herabließ, Zeugin der Taufhandlung bei dem Kinde eines Komödianten zu sein, ging über alle Begriffe hinaus, und eine solche That erforderte damals die ganze Hochsinnigkeit, welche Sophie in so reichem Maaße zu ihren Tugenden zählte.

„Nun, Leibnitz, was sagen Sie zu meinem selbstgewählten Pathenamt?“ fragte Sophie, nachdem Uslenghi sich entfernt hatte, und wendete ihr schönes, von edlem Eifer geröthetes Antlitz dem Philosophen zu, dessen gefeuchtetes Auge bewundernd an ihr hing.

„Antworten Sie Nichts; ich kann mir denken, was Sie sagen wollen“, fuhr die Königin fort, als Leibnitz nicht sogleich sprach.

„Die Leute werden über die Gnade, die ich einem

Schauspieler zu Theil werden lasse, schreien, als ob ein Unglück passirt wäre", fügte sie lachend hinzu. „Mögen Sie doch! Der Dummheit und Befangenheit muß man den Kopf geradezu einschlagen, damit sie zur Einsicht gelangen. Es ist nicht anders."

„Jedenfalls ist diese Gnade etwas Unerhörtes", bemerkte Leibnitz.

„Mir kam dieser Schauspieler sehr gelegen; ich unterstütze durch diesen Schritt meine eigentliche Absicht auf das Nachdrücklichste, abgesehen davon, daß dem Manne, der kein gewöhnlicher Komödiant ist, dadurch am Besten geholfen wird", fuhr die Königin in der heitersten Laune fort.

„Ich bewundere den Scharfsinn Eurer Majestät, der selbst in solchen Augenblicken sogleich die besten Mittel für Ihren Zweck zu finden versteht, und ich weiß in der That nicht, ob ich Ihre Herzensgüte oder jenen höher schätzen soll", — sprach Leibnitz mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Bewunderung.

„Nicht wahr, die Wespen werden summen und brummen, daß uns die Ohren davon gellen?" fragte Sophie lachend.

„Ihr Wille, meine Königin, ist eben so kräftig als das Mittel zum Zweck, das Eure Majestät erwählt haben; ich erwarte den besten Erfolg", — bemerkte Leibnitz.

„So habe ich einem neuen Strahl der Erleuchtung den Weg in den Geist der Befangenen gebahnt, und mein Bemühen war nicht fruchtlos. Das ist für mich ein an-

genehmes Bewußtsein", fiel die Königin ein und fuhr dann fort: „Doch lassen Sie uns das nun vergessen und zur früheren Unterhaltung über Descartes schreiten." Sie griff, wie das ihre Art war, nach dem aufgeschlagenen Buch, um darin den vorher besprochenen Gedanken wieder aufzusuchen. —

Diese Vorgänge fanden wenige Tage vor einem Sonntage statt. Der glückliche Schauspieler war bemüht gewesen, allen ihm Befreundeten, namentlich aber seinen Collegen das übergroße, ihm durch die Gnade der Königin gewährte Glück mitzutheilen, und hatte eben so wenig verhehlt, daß ihm ein noch viel größeres durch das Pathenamt in Aussicht gestellt sei.

Schnell verbreitete sich diese unerhörte Nachricht durch die ganze Residenz und bildete das allgemeine Stadtgespräch.

Auch der Hofprediger Cochius erfuhr davon und schüttelte ungläubig den Kopf; er hielt die ganze Nachricht für ein von dem albernen Komödianten ausgesprengtes Märchen, womit er die Welt zu täuschen gedachte, um wo möglich daraus Vortheil für sich zu ziehen.

Noch mit diesem Gedanken beschäftigt, wurde ihm eine Einladung zu dem Grafen Wartenberg gebracht, der ihn in seinem Hause zu sprechen wünschte. Das war allerdings etwas Besonderes, eine Ehre, welche ihm nur selten zu Theil geworden. Die Einladung ließ auf eine Privatmittheilung schließen, welche ihm der Graf machen

wollte, und er versäumte nicht, sich um die bestimmte Stunde bei demselben einzufinden.

Der Graf empfing ihn mit jener herablassenden Vertraulichkeit, welche er stets bei denjenigen Personen anwendete, die er für seine Zwecke zu gewinnen beabsichtigte.

„Nehmen Sie Platz, mein bester Hofprediger", bat er, demselben einen Sessel neben dem seinen anweisend.

Dieser folgte der Einladung, und der Graf fuhr fort:

„Ich habe Sie heute wegen einer Angelegenheit herbitten lassen, die für Sie nicht eben geringes Interesse hat." —

„Also etwas Kirchliches?" — fragte Cochius.

„Das eigentlich nicht, wenngleich die Vertreter der Kirche sich bis jetzt in dieser Angelegenheit als eifrige Diener ihres Amtes bewiesen haben", entgegnete Wartenberg, fein lächelnd.

„Euer Gnaden machen mich erwartungsvoll", bemerkte Cochius und rückte auf seinem Sitz.

„Es gilt den von Ihnen und Ihren Amtsgenossen so oft verpönten Komödianten", — sprach Wartenberg langsam und mit Nachdruck.

„Hat diese Otternbrut schon wieder ein neues Teufelswerk ersonnen, um die Gläubigen zu verführen, oder sich etwa durch Ränke Gunstbezeigungen von Seiner Majestät erschlichen?" fragte Cochius, den die Mittheilung schnell aufregte.

„Das Letztere scheint wirklich stattgefunden zu haben;

denn gewiß wird auch Ihnen das Gerücht zu Ohren gekommen sein, daß die Königin am zweiten Pfingstfeiertage bei dem Kinde des Schauspielers Uslenghi Pathenstelle vertreten will", — antwortete Wartenberg, mit unverwandtem Blick den Hofprediger anschauend.

„Das ist ein leeres Gerücht, dem jede Begründung mangelt", warf Cochius geringschätzend hin.

„Sie irren, Herr Hofprediger; die Königin wird wirklich diesem Kinde eine solche Ehre erweisen, das sage ich Ihnen. Zweifeln Sie noch?" entgegnete der Graf mit Nachdruck.

„Unerhört!" rief der Prediger und sprang vom Stuhl auf, in seiner plötzlichen Aufregung jede Form vergessend, die er der Person des Ministers schuldete.

„Beruhigen Sie sich, bester Cochius, und nehmen Sie wieder Platz; wir können über diese Angelegenheit ohne Leidenschaft sprechen", bemerkte Wartenberg lächelnd und veranlaßte dadurch den aufgebrachten Geistlichen, wieder an sein pflichtschuldiges Verhalten zu denken.

„Vergebung, Herr Graf, wenn mich diese so unerhörte Nachricht die schuldigen Dehors für einen Augenblick vergessen ließ", bat dieser mit demüthiger Verbeugung, sich rasch besinnend; „aber", fuhr er in devotem Ton fort", dieselbe frappirte mich in der That zu sehr; — Euer Gnaden, bitte nochmals um Vergebung."

„Der Eifer, den diese Angelegenheit in Ihnen hervorrief, entschuldigt Sie hinlänglich bei mir", beschwichtigte Wartenberg freundlich und nachgiebig.

„Sie sehen“, fuhr er darauf in pikantem Ton fort, „die Philosophie ist die ärgste Feindin der Kirche.“ —

„Die Macht des heiligen Gotteswortes aber groß“, entgegnete Cochius mit stolzem Selbstgefühl.

„Sie haben davon so manches schlagende Beispiel in's Leben gerufen, daß ich Ihnen darin vollkommen beistimmen muß“, meinte Wartenberg, dem Prediger einen belobenden Blick schenkend.

„Und Euer Gnaden mögen sich überzeugt halten, daß ich, so lange meine geringen Kräfte ausreichen, darin nicht ermüden werde“, betheuerte Cochius mit würdevollem Anstand und einem Blick, der einen schnell gefaßten Entschluß verrieth.

„Möge der Himmel Ihr Bemühen segnen!“ sprach Wartenberg, in den Ton des Predigers einstimmend. „Die gnädige Königin“, fuhr er fort, „hat sich in ihrer bekannten, gepriesenen Herzensgüte wahrscheinlich durch die Komödiantenkünste verleiten lassen, eine Gnade, die sonst höchstens dem hohen Adel oder würdigen Staatsdienern zu Theil wurde, an einen Vagabunden wegzuwerfen. Wir müssen das hinnehmen, wie es uns eben unsere Stellung, als Diener des Staats, gebietet, da uns die Freiheit nicht zusteht, der vortrefflichen Königin darüber demüthige Vorstellungen zu machen. Auch müssen wir daran denken, welcher schönen Tugendquelle diese Gnade entquollen ist.“ —

„Den Dienern der Kirche hat ihr Amt auch die Pflicht auferlegt, ohne Ansehen der Person dieselbe auszuüben

und ihre Ueberzeugung frei und offen auszusprechen. Der Schwache muß erinnert werden an seine Schwachheit; der Sündige an den begangenen Fehl, und der Wankende einen Haltpunkt in dem Gotteswort finden", sprach Cochius salbungsvoll, offenbar mit einem Gedanken für die Zukunft beschäftigt.

Wartenberg's Auge hing prüfend und, wie es schien, mit heimlicher Freude an dem bewegten Antlitz des Predigers; er schien sich an dem Entschluß, den das letztere verrieth, zu ergötzen.

„Beurtheilen wir die vortreffliche Königin nicht zu streng und halten wir derartige Schritte ihrer Neigung für die Kunst zu Gute; auch ist und bleibt sie unsere hohe Königin, der wir in allen Fällen Gehorsam schulden", gab er zu bedenken, jedoch in einem Ton, der deutlich erkennen ließ, daß er mit seinen Worten gerade das Gegentheil meinte, und seine eigentliche Absicht war es auch in Wahrheit, den Hofprediger zu irgend einer Demonstration zu veranlassen.

„Euer Gnaden führen das Ruder des Staats mit einer Umsicht und einem Eifer, die Ihnen den Dank und das Wohlwollen Seiner Majestät gesichert haben, und auch in mir finden Sie Ihren wärmsten Bewunderer. Ich bin nur ein geringes Glied in dieser Staatskette und vermag nur wenig; aber es möge Euer Gnaden nicht als eine Anmaßung erscheinen, wenn ich bekenne, das Vorbild zu meinem Handeln in Ihnen zu finden und demselben mit allen meinen schwachen Kräften nach-

zueifern", entgegnete Cochius salbungsvoll und fügte hinzu:

„Euer Gnaden dürfen also erwarten, daß ich in diesem Fall meine Pflicht fühle." —

„Sie sind eine feste Stütze der Staatskirche; ich weiß es, und eben so bin ich überzeugt, daß es von meiner Seite keines Winkes bedarf, wie Sie sich in dem bemerkten Fall zu verhalten haben", sprach Wartenberg mild und bot dem Prediger die reich mit Brillanten gezierte Dose, woraus dieser mit den äußersten Fingerspitzen eine Prise Spaniol nahm.

„Sie haben wahrscheinlich auch schon gehört, daß am zweiten Pfingstfeiertage eine Opernvorstellung im Schloß stattfinden wird?" fragte Wartenberg darauf, und zwar, wie es schien, ganz beiläufig.

„An diesem hohen Festtage?!" fragte Cochius, und die Ueberraschung, welche diese Nachricht in ihm erzeugte, war der Anlaß, daß er die Hand, welche eben die Prise nach der Nase führen sollte, plötzlich starr in der Luft hielt.

„Ein Befehl der Königin, deren Absicht es ist, einem größeren Zuschauerkreis das Vergnügen einer solchen Lustbarkeit zu bereiten", warf Wartenberg leicht hin.

„Und Seine Majestät haben darein gewilligt?" fragte Cochius.

„Wir dürfen das nicht bezweifeln; denn man ist bereits mit dem Erbauen eines Theaters beschäftigt", — entgegnete Wartenberg in dem frühern Ton.

„Euer Gnaden haben mir in der That höchst wichtige Dinge mitgetheilt", sprach Cochius sinnend.

„Die Sie, den einsichtigen Mann, nach Allem, was Sie bereits wissen und kennen, unmöglich überraschen können", bemerkte der Graf leichthin.

„Freilich, freilich!" sprach Cochius kopfschüttelnd. „Aber", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „noch giebt es Mittel und Wege, ihnen Einhalt zu thun."

„Ihrer Weisheit, mein bester Hofprediger, wird es nicht schwer werden, die richtigsten und zugleich zweckmäßigsten zu erwählen", entgegnete Wartenberg in schmeichelndem Ton.

„Verlassen sich Euere Gnaden ganz auf mich; ich kenne meine Pflicht und bin Ihnen zum ergebensten Dank für die gnädige Mittheilung verbunden, welche mich auf dieselbe aufmerksam gemacht hat", betheuerte Cochius.

„Betrachten Sie die Mittheilung nur als eine freundschaftliche und vertrauliche", erinnerte Wartenberg. „Sie wissen, mein Amt giebt mir kein Recht, den Anordnungen der schönsten und gütigsten Königin irgendwie mißbilligend entgegen zu treten."

„Vertrauen Sie mir, Herr Graf; ich weiß Ihre Gnade vollkommen zu schätzen", entgegnete Cochius.

Mit dieser Betheuerung verabschiedete sich der Hofprediger. Gedankenvoll schritt er seiner Wohnung zu, und wir werden bald hören, daß die Worte des Grafen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen waren.

Dieser blieb, ein schlaues Lächeln im Antlitz, auf seinem Sessel sitzen, und sein Mienenspiel verrieth, daß er in seinem Innern abwog, welcher Art die Erfolge seiner heutigen Mittheilung sein würden. Diese war von ihm wohl berechnet gewesen.

In der Erwartung, die Königin auf eine empfindliche Weise seine Macht fühlen zu lassen, sah er sich gänzlich getäuscht; der Besuch und die damalige Unterredung des Königs mit Sophie Charlotte hatten für ihn vielmehr die nachtheilige Folge, sich in den Augen des Königs verdächtigt zu sehen. Die Gräfin Wartenberg, welche an dem nämlichen Tage einen Spaziergang mit dem Könige im Schloßgarten machte, hatte demselben auf schlaue Weise alles Vorgefallene zu entlocken gewußt und also auch erfahren, was die Königin von Friedrich verlangte. Sie war natürlich sogleich bedacht gewesen, dem König die Sache von der besten Seite darzustellen, die Dienste ihres Gemahls so überaus vortheilhaft zu beleuchten, daß der König sich zuletzt überreden ließ, dem Vorgefallenen keine weitere Bedeutung beizulegen und das Ganze als eine Grille der Königin, als welche die Gräfin die Bitte bezeichnet hatte, zu betrachten.

Das ihr von Wartenberg zur rechten Zeit zugekommene Billet hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und mit dem ganzen ihr über den König zu Gebot stehenden Einfluß wußte sie die drohende Wolke von des Grafen und somit auch von ihrem Haupt abzuwenden.

Der Letztere, unablässig auf die Befestigung seines Ansehens bei dem Könige und dem ganzen Hof bedacht, hielt es für unbedingt nothwendig, der Königin dasselbe auf irgend eine Weise wieder fühlbar zu machen und sie dadurch zu erinnern, welch' ein Gegner ihr gegenüberstand, falls sie etwa noch länger Lust hegen sollte, ihn bei dem Könige in Ungunst zu bringen.

Die heutige Unterredung mit dem Hofprediger war eine Folge davon, und daß der ganze Eifer desselben nur eben rege gemacht werden durfte, um einen Eclat herbei zu führen, dessen Wirkungen nicht gleichgiltig sein konnten, davon war Wartenberg vollkommen überzeugt; denn er kannte sein Werkzeug nur zu gut. Es wäre ihm unter anderen Umständen gewiß nicht eingefallen, gegen dergleichen Belustigungen oder Gnadenbezeigungen ein Wort zu verlieren; denn es war ihm im Grunde durchaus gleichgiltig, ob die Königin Vergnügen fand, eine solche Pathenstelle zu übernehmen und im Schloß, selbst an einem Feiertage, Komödie spielen zu lassen.

Ueber dergleichen Dinge, noch mehr aber über den Zelotismus der Geistlichkeit lachte und spottete er, weil ihm weder die Kunst, noch selbst die Kirche etwas Heiliges oder Erhabenes dünkte. Egoist durch und durch, galt ihm nur sein eigenes Interesse; Sittlichkeit oder alle sonstigen höheren Tugenden übte er nur zum Schein, und wenn er dieselben zur Schau trug, war das die

Folge seiner Berechnung und feinen Verstellungskunst, in der er, wie wir wissen, Meister war.

Das gräfliche Paar lebte im behaglichen Vorgefühl von dem Gelingen seines Planes; die Gräfin insbesondere war voll Ungeduld, sich für die ihr bei der ersten Opernaufführung angethane Schmach an der Königin genügend gerächt zu sehen.

Sie hatte sich in ihrem Aerger schon in den nächsten Tagen an den König mit der Beschwerde über das damalige Benehmen der Königin gewendet, und dieser seine ganze Ueberredungskunst nöthig gehabt, die Gräfin zu überzeugen, daß nicht Vorbedacht die Königin zu der französischen Anrede veranlaßt hatte.

Das fruchtete jedoch bei der eitlen Gräfin wenig. Sie war einmal von dem Gegentheil vollständig überzeugt und hatte dazu auch wahrscheinlich ihre guten Gründe; darum ruhte sie nicht, bis etwas Thatsächliches zu ihrer Genugthuung geschehen war, wozu sie den König schwer veranlassen konnte.

Sie kannte denselben zu gut, um nicht zu wissen, daß seine natürliche Nachsicht und Herzensgüte, seine Liebe und Hochachtung für die Königin diese in allen Fällen zu entschuldigen suchte und sich selten bewegen ließ, ihr seine Mißbilligung auszusprechen, und daß die Gräfin ganz richtig urtheilte, hat uns die letzte Unterredung des Königspaares gelehrt.

Darum aber handelte sie auch nach ihren eigenen Ansichten, kühn gemacht durch die große Gunst des Königs, welche sie besaß, und sich der Macht, die ihr Gemahl geltend machen konnte, als Mittel bedienend.

Die Folge wird uns zeigen, daß das gräfliche Paar in der Wahl seiner Mittel nicht fehlgegriffen hatte.

Fünftes Capitel.

Das Testament.

Die Kurfürstin Sophie von Hannover, die geistvolle Mutter unserer hohen Königin, war eine Woche vor dem Pfingstfest angelangt und hatte damit das Herz ihrer Tochter auf das Höchste erfreut.

Man muß die Beschwerlichkeit des Reisens in der damaligen Zeit in Erwägung ziehen, um die Bedeutung eines solchen Besuches würdigen zu können. Der Weg von Hannover bis Berlin, der heute auf der geflügelten Eisenbahn in Stunden auf die bequemste Weise zurückgelegt werden kann, bedingte damals Tage langes Reisen und die ermüdendsten körperlichen Anstrengungen.

Wie natürlich also die Herzensfreude der Königin, ihre so innig geliebte und hochverehrte Mutter wieder an ihr Herz drücken zu können, mit der sie nicht nur die Hoheit und Schärfe des Geistes, sondern auch den Sinn für die Kunst und für die philosophischen Wissenschaften

ganz und gar theilte und eben so auch in Hinsicht der Lebensgenüsse vollkommen einverstanden war!

Am kurfürstlichen Hofe von Hannover lebte Leibnitz, hatten in Folge der Bemühungen der Kurfürstin viele andere Gelehrte von hoher Bedeutung gelebt, und der rege, unternehmende Geist der hochsinnigen Frau führte die ehemalige Prinzessin in ferne Länder, in welchen Kunst und Wissenschaften und feine Sitte ihr Lager aufgeschlagen hatten, um dem geliebten Kinde alle Vorzüge einer geistvollen Ausbildung zu Theil werden zu lassen.

Der Einfluß der Kurfürstin Sophie von Hannover auf den preußischen Hof war nicht ganz bedeutungslos, wenn auch vielleicht nur auf die Verhältnisse der Königin beschränkt. Ihrer Vermittelung verdankte man namentlich die Schlichtung vorübergehender Mißstimmungen zwischen dem Königspaar; sie verstand es, auf eine eben so praktische als angenehme Weise dergleichen Angelegenheiten zu regeln, und ihr Einfluß auf den König war nicht ganz unbedeutend, obgleich sie denselben nur in Fällen geltend zu machen suchte, die ihre Tochter oder den von ihr überaus geliebten Kronprinzen, Friedrich Wilhelm, betrafen. Daher sah man ihrem Erscheinen am Berliner Hofe stets mit vieler Freude entgegen; denn auch die Leutseligkeit, mit welcher sie ihre Umgebung behandelte, hatte ihr schnell die Herzen Aller gewonnen.

So erfreute denn auch jetzt ihre Anwesenheit den Hof, und die Königin, bemüht, ihrer Mutter die Zeit

so angenehm als möglich zu machen, war unablässig bedacht, neue Lustbarkeiten mit Hülfe des Fräulein von Pöllnitz zu ersinnen, und ließ um so eifriger die Arbeiten zu dem Theater im Schloß zu Berlin betreiben.

Der Hofprediger Cochius schien, nachdem er in seiner stillen Arbeitsstube die ihm von dem Grafen gemachten Mittheilungen nochmals reiflich überlegt hatte, über dasjenige, was ihm sein Amt in diesem Falle zu thun gebot, nicht lange in Ungewißheit zu schweben.

Er ließ die nächst vergangene Zeit an sich vorüberziehen und erwog, in welchen Festlichkeiten man bei Hofe den Winter zugebracht hatte, wie während des Carnevals ein Fest das andere abgelöst und an Pracht und Luxus überboten hatte, und daß die Lustbarkeiten am Hofe des Königs ihren Widerhall an dem der Königin, wenn auch in einer andern Weise, fanden.

Ihm — so sagte er sich — war das Seelenheil des Königspaares vom Himmel anvertraut worden und er hatte dereinst Rechnung abzulegen für dasjenige, was er zur Sicherung desselben gethan.

Schon oft hatte er seine Stimme gegen dieses Treiben, gegen die Prunk- und Genußsucht erhoben und so viel, als er durfte, dagegen geeifert. Seine Stimme war wie die in der Wüste verhallt; aber das hatte seinen Eifer nicht etwa gemäßigt, sondern vielmehr das Verlangen, trotz alledem die weltlich gesinnten Herzen zur Einsicht zu führen, nur noch erhöht.

Cochius war ein sehr ernster und strenger Mann;

Enthaltung und Entsagung der weltlichen Lust zu Gunsten des menschlichen Seelenheils däuchte ihm das Höchste und Nothwendigste, wozu er einen Jeden, der seiner Obhut angehörte, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln anzuhalten sich verpflichtet fühlte.

Daß sich der Hof nun so ganz den Lustbarkeiten hingab, fiel ihm schwer auf das Gewissen, und schon lange trug er die Absicht mit sich herum, einen wirksamen Schritt dagegen zu thun.

Die Mittheilungen Wartenberg's erhoben dieselbe schnell zum bestimmten Entschluß. Als die Zeit herannahte, in welcher der König sich sprechen ließ, that er sein schlichtes Priesterkleid an und begab sich, stark und muthig gemacht durch seine wohlmeinende Absicht, nach dem königlichen Schloß.

In dem Vorzimmer angelangt, in welchem sich mehrere Kammerherren und Hofbeamte befanden, begehrte er mit harter Stimme, dem Könige gemeldet zu werden.

Die Hofbeamten sahen sich überrascht an. Die Erscheinung des Hofpredigers hatte so viel Herausforderndes, Trotziges, — sein Auge ruhte so stechend und strafend auf ihnen, — seine Mienen verriethen so deutlich die Absicht, in welcher er gekommen, daß sie, — die den Hofprediger schon lange wegen seiner Strenge, mit welcher er ihren Lebenswandel an geeigneter Stelle zu rügen sich herausnahm, von ganzem Herzen haßten, — durchaus nicht zweifeln konnten, zu welchem Zwecke derselbe den König zu sprechen wünschte.

Ihr Unwille gegen Cochius ward noch durch die befehlende und trotzige Weise, mit welcher er eingetreten war und sich ihnen gegenüber benahm, so sehr gesteigert, daß sie, statt aller Antwort und ohne das Begehren des Predigers zu erfüllen, die Köpfe zusammensteckten und sich ihre Ansichten über die Absicht desselben mittheilten.

„Was will der Priester hier?" fragten sie sich unter einander. Seine Absicht ist es gewiß wieder, unsere Feste zu stören oder durch Anklagen den Verdruß des Königs zu erregen.

Man verständigte sich schnell in dieser Beziehung und hielt es für das Angemessenste, um dem Könige Unannehmlichkeiten zu ersparen, dem Prediger zu sagen, daß derselbe nicht zu sprechen sei.

Einer der Kühnsten von ihnen unternahm es, Cochius auf diese Weise abzufertigen.

Des Predigers Auge blitzte vor Zorn, als er diesen Bescheid vernahm. Er hatte schon aus dem Benehmen der Hofleute erkannt, daß sie den Grund seines Kommens errathen hatten; die ihm zu Theil gewordene Antwort ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß man ihn damit auf gute Art abspeisen wollte, um seinen Zweck zu vereiteln.

Sein zorniges Auge strafte die Lügner; dennoch hielt er es unter seiner Würde, auch nur ein Wort darüber zu verlieren; er wußte, daß es nicht allein vergebens sein, sondern ihn auch in seinem Ansehen bei den Hofleuten

herabsetzen würde. Darum begab er sich schweigend, wenn auch mit heiligem Zorn erfüllt, wieder nach Hause.

„Ist es schon so weit mit dem Ansehen der Diener Gottes gekommen, daß sich diese Hofleute erfrechen, seinem Abgesandten also zu begegnen?!“ dachte er in seiner Entrüstung bei sich. „Gut denn“, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „hindern mich diese Hofschranzen, vor dem Könige erscheinen zu dürfen, so muß ich abwarten, bis dieser vor mir erscheint.“

Im tiefsten Nachdenken verharrte er dann bis spät in die Nacht hinein, und die fortdauernd bewegten Lippen, während er im Zimmer auf und ab ging, verriethen nur zu deutlich, wie sehr seine Seele mit etwas höchst Wichtigem beschäftigt sei.

Der nächste Tag war der Sonntag vor dem Pfingstfest. Die Schloßkirche füllte sich mit Andächtigen, und auch Graf Wartenberg fuhr in Begleitung seiner Gemahlin dahin; sie hatten ihren Grund dazu.

Sie wußten, daß der König dem Gottesdienst regelmäßig beizuwohnen pflegte, und waren nun erwartungsvoll, in welcher Art der Hofprediger sein gegebenes Wort erfüllen und welchen Eindruck dasselbe auf den König machen würde.

Auch hatte Wartenberg noch einen anderen Grund, den heutigen Gottesdienst zu besuchen. Es war ihm nämlich von dem Könige beiläufig mitgetheilt worden, daß wahrscheinlich auch die Königin in Begleitung ihrer Mutter in der Kirche erscheinen würde, und er fühlte sich daher

um so mehr aufgefordert, dem kirchlichen Acte beizuwohnen, da derselbe unter den angegebenen Umständen für ihn an Interesse gewinnen mußte.

Er sollte sich in seiner Voraussicht nicht täuschen; nicht nur der König, sondern auch Sophie Charlotte und die Kurfürstin von Hannover langten, bald nachdem er Platz genommen hatte, an. Seine Erwartung steigerte sich von Minute zu Minute und hatte den höchsten Grad erreicht, als der Hofprediger Cochius die Kanzel bestieg und die Predigt einleitete.

Wir müssen zur Ehre dieses Mannes vorausschicken, daß sein ganzes Handeln, der Eifer für sein Amt in seiner innersten Ueberzeugung wurzelten. Nicht war es Liebedienerei oder Heuchelei, was ihn so kühn machte, schuldige Rücksichten gänzlich außer Augen zu setzen. Er hielt es, wie er es selbst ausgesprochen, für ein Recht und eine Pflicht seines Amtes, lediglich seiner Ueberzeugung zu folgen und unbeirrt von allen weiteren Anfechtungen und Bedenken das vor der Welt auszusprechen, was er zu sagen für nothwendig erachtete.

Die Königin ahnte nicht im Entferntesten, daß ihre Gnade, die Absicht, ihrer Umgebung ein harmloses Vergnügen zu bereiten, dem schlauen Minister als Mittel dienen würde, hinter ihrem Rücken gegen sie eine Intrigue anzuspinnen, und hatte lediglich auf den Wunsch ihrer Mutter die Kirche besucht. Sie war daher nicht wenig überrascht, als der Hofprediger, nachdem er eine durch ihre Anwesenheit hervorgerufene Befangenheit über=

wunden hatte, den mit fester Stimme gelesenen Bibeltext dazu benutzte, in hellem Eifer gegen die Lustbarkeiten der Welt und besonders gegen Bälle und Feste und die damals sehr beliebten Maskeraden und Spiele zu predigen, und dabei kam er auch im Lauf seiner Rede ganz besonders auf die Theatervorstellungen nnd bezeichnete diese als eine Erfindung des Teufels, wodurch die schwache Menschenseele auf verführerische Weise von allem Guten abgelenkt, und das Böse unter dem Deckmantel des Harmlosen und scheinbar Unschuldigen gepflegt würde.

„Und ihr Alle", fuhr er in gesteigertem Eifer fort, „groß oder klein, vornehm oder gering, die ihr euch dazu hergebet, einem solchen Baalsdienste Vorschub zu leisten, verblendet von der Schwäche des Herzens und dem Mangel gottgefälliger Einsicht, ihr Alle bedenket, daß es Sünde vor Gott ist, ein Werkzeug des Bösen zu sein und die Schwachen und Guten von dem Wege des ewigen Seelenheils abzulenken. Lächelt nicht in eurer Verblendung; denn euer Auge ist befangen wie das des Kindes, und erwäget in euerem Herzen, daß diese Lustbarkeiten das Begehren nach den niederen Lüsten der Welt in denjenigen erregen, welche ihr begieriges Auge daran weiden, daß auf euerem Gewissen die Schuld lasten wird, Unkraut unter den Weizen gesäet zu haben. Das bedenket", schloß er, „und erwäget es erst in eurer Seele, ehe ihr diesen von Gott Verworfenen, welche ein so sündhaftes Gewerbe treiben, Güte und Gnade angedeihen lasset."

Diese wenigen hier angeführten Worte des Predigers

lassen uns sogleich erkennen, mit welcher Rücksichtslosigkeit, aber auch mit welcher großen Kühnheit er seine Ueberzeugung auszusprechen wagte. Daß er es thun durfte, giebt uns den Beweis, welchen großen Einfluß damals die Geistlichkeit besaß, so wie, daß die Ansichten selbst so gebildeter und ehrenwerther Männer, wie Cochius ohne Frage genannt werden muß, auch von einer Menge fast unbegreiflicher Vorurtheile befangen waren.

Allerdings befand sich die Schaubühne noch in der Kindheit, und der schlüpfrige Hof Ludwig's XIV. hatte seinen entsittlichenden Einfluß auch auf die Theater ausgedehnt; schon die Wahl der aufgeführten Stücke ließ einen auf die Sittlichkeit gerichteten Zweck wenigstens nicht erkennen.

Das galt aber doch mehr nur von den herumziehenden Truppen; die Hofbühnen oder solche, welche an den Hof berufen wurden, entbehrten der künstlerischen und geistigen Vorzüge nicht, wenngleich laxe Grundsätze und nicht eben streng sittliche Verhältnisse sehr häufig das Fundament der Stücke abgaben.

So finden wir für den Eifer und die herbe Weise, mit welcher der Hofprediger seine Gemeinde ermahnte, wenigstens einen nicht ganz gehaltlosen Grund. Sein Fehler war es nur, daß er das Kind mit dem Bade ausschüttete.

Die Königin erkannte natürlich sehr bald, daß ihre Gnade gegen Uslenghi und die Absicht, an einem Feiertage in Berlin eine Oper aufführen zu lassen, den sonst

ehrenwerthen Hofprediger zu solchem Eifer veranlaßt hatten, und schaute ruhig und lächelnd auf den Ermahnenden, ohne daß sich in ihrem Auge oder Antlitz der geringste Unwille verrathen hätte. Sie fühlte nur das Bedauern, selbst solche Männer noch in so großer Befangenheit sehen zu müssen, und unwillkürlich gedachte sie der Bemerkung Leibnitzens, daß ihre Gnade ein Wespennest angreifen würde. Sie fühlte bereits die ersten Stiche. Aber ihr edles Selbstgefühl gab ihr auch sogleich die richtigen Mittel an die Hand, womit sie eine solche Beschränktheit der Ansichten siegreich zu bekämpfen hoffte. Sie schaute Cochius, als sein Blick nach Beendigung der Predigt zufällig dem ihrigen begegnete, so mild und ruhig an, daß dieser in der festen Ueberzeugung die Kanzel verließ, das Herz der Königin vollständig gerührt und sie selbst zu andern und, wie er meinte, besseren Ansichten geführt zu haben.

Dieser philosophischen Ruhe der Königin, einem in der That groben Angriff gegenüber, entsprach jedoch nicht das Verhalten des Königs. Derselbe schien vielmehr von Cochius Worten ergriffen und unruhig zu werden, und sein ganzes Benehmen während der Predigt gab den Beweis, daß er den eifernden Worten volle Bedeutung beilegte, aber auch, daß dieselben seinen ganzen Unwillen erregten.

So war es in der That. Denn nachdem der Gottesdienst beendigt worden war und sich der König in seine Gemächer begeben hatte, ließ er Cochius nicht zu sich

kommen, um mit ihm, wie das sonst zu geschehen pflegte, die gehaltene Predigt noch weiter zu besprechen; dies war ein sicheres Zeichen, daß ihm dieselbe nicht gefallen hatte.

Bei der Zusammenkunft mit der Königin sprach er sich darüber offen aus und deutete an, daß er dem Prediger deshalb selbst einen Verweis ertheilen wolle.

„Ueberlassen Sie es mir, Majestät, Cochius zu einer anderen Ansicht über diese Dinge zu führen, und vergessen Sie nicht, daß nicht böser Wille, sondern übel verstandener Pflichteifer diesen Mann zu solchen Worten verleitete", entgegnete die Königin mild und freundlich, und der König willfahrte ihr.

Wartenberg und seine Gemahlin allein gingen befriedigt aus der Kirche. Cochius hatte mehr gethan, als der Minister mit Recht erwarten durfte. Denn die Befürchtung, derselbe würde sich durch die Anwesenheit der Königin und der Kurfürstin bestimmen lassen, seine Worte milder und ohne alle Beziehung auf die stattgehabten Vorgänge einzurichten, lag nicht eben fern. Er hatte jedoch des Ministers Erwartung mehr als gerechtfertigt, und dieser drückte dem auf den Befehl des Königs harrenden Prediger warm die Hand und schmeichelte ihm durch das Lob, daß die Kirche in ihm einen seltenen Diener besäße.

Als eine lange Zeit bereits vergangen war, ohne daß der König Cochius zu sich bescheiden ließ, und damit zugleich die ungnädige Aufnahme der Predigt angedeutet

wurde, wußte Wartenberg den dadurch allerdings etwas besorgten Prediger in so weit zu beruhigen, daß er ihm das Versprechen gab, er solle dadurch keinen Schaden erleiden. Cochius begab sich dann nach Hause, der Dinge harrend, die darauf erfolgen würden.

Wartenberg dagegen eilte, nachdem der letztere sich entfernt hatte, in das Cabinet des Königs und war nicht wenig überrascht, den letzteren in so übler Laune über die Predigt anzutreffen.

„Warum kommt er nicht zu mir", sprach der König unwillig, „statt öffentlich so großen Lärm zu machen?"

„Majestät, halten zu Gnaden; der Hofprediger hatte einen Besuch beabsichtigt, ist aber nicht vorgelassen worden", bemerkte Wartenberg, der das von Cochius erfahren hatte.

„Das ist freilich etwas Anderes", sprach der König besänftigt. „Der Mann hat also seine Pflicht gethan und zugleich die nöthigen Rücksichten gegen uns beobachtet", fügte er nachdenkend hinzu.

„Eurer Majestät Weisheit wird das nicht übersehen", entgegnete Wartenberg und entwickelte dann seine ganze Ueberredungskunst zur Entschuldigung des Predigers, und wußte den letzteren wegen seines Eifers in den Augen des Königs zuletzt nicht nur zu rechtfertigen, sondern sogar noch als lobenswerth erscheinen zu lassen. Jedenfalls konnte er den König in der Ueberzeugung verlassen, daß sein Unwille gegen Cochius nur ein vorübergehender sein, und die Folgezeit Friedrich zu ganz an-

deren, für den Hofprediger nur vortheilhaften Ansichten gelangen lassen würde. Dazu kannte er die Gesinnungen des Königs zu genau, und eben so wirksam waren die Gründe und Mittheilungen gewesen, welche er ihm gemacht hatte. Er wußte, dieselben müßten, wenn auch nicht sogleich, doch mit der Zeit bestimmt wirken und die gewünschten Resultate herbeiführen.

Er sollte sich nicht täuschen.

Der König hatte sich die Sache überlegt und war zu der Einsicht gelangt, daß der Prediger auch auf diese Weise sein Amt erfüllt hätte, und, schnell durch diese Ueberzeugung zur Milde gestimmt, trug er dem Hofmarschall Dohna auf, dem Hofprediger für die sonntägliche Ermahnung seinen Dank zu sagen und ihm sechshundert Thaler einzuhändigen, ihm überdies auch die Anwartschaft auf eine bedeutende Stelle für seinen Sohn zu eröffnen.

Der Hof und der Hofmarschall waren über das Ende dieser Angelegenheit nicht wenig erstaunt; aber dem Befehl des Königs mußte gewillfahrt werden.

Die allgemeine Entrüstung jedoch, die Cochius' Predigt hervorgerufen, war Anlaß, daß der Hofmarschall im Interesse der guten Sache demselben eine verblümte Andeutung geben wollte, damit sein Monarch und die Königin nicht wieder wie arge Sünder daständen.

Nachdem er also den Auftrag des Königs ausgerichtet hatte, erlaubte er sich die Bemerkung:

„Er ermahne den Hofprediger, sich in seinen Predigten gebührlicher zu mäßigen.“ —

Aber Cochius war ein viel zu strenger Mann, um sich dergleichen gefallen zu lassen. So sehr ihn des Königs Gnade erfreut hatte, eben so sehr erregte diese Bemerkung seinen ganzen Zorn und das Gefühl seines Amtes.

„Eher gehe Geld und Amt dahin“, rief er entflammt, „als daß ich ein stummer Hund werde!“

Mit diesen Worten warf er den Beutel und den Brief des Königs zur Erde, und der dadurch höchlichst erschreckte Hofmarschall vermochte nur durch das Bekenntniß, die letztere Bemerkung in eigener Machtvollkommenheit gemacht zu haben, den aufgebrachten Hofprediger wieder zu beschwichtigen und ihn zur Annahme des Geschenkes zu veranlassen.

Nichtsdestoweniger blieb Cochius in seinem Herzen der strenge Eiferer und nahm sich sogar vor, wo möglich noch strenger zu werden; so unbeugsam war sein Sinn, so sehr eingewurzelt seine Vorurtheile; aber auch eben so sehr hatte ihn sein Amt mit Selbstüberschätzung erfüllt. —

Zwei Tage waren vorübergegangen, es war in dieser Angelegenheit Nichts geschehen: da erhielt er eines Vormittags ein Handbillet von der Königin.

Seine Ueberraschung darüber war groß und begierig, den Inhalt zu erfahren, öffnete er dasselbe hastig. Derselbe lautete:

„Mein lieber Hofprediger!

Ich lasse Ihnen drei Billets zu der Opernvor-

stellung Polifemo am zweiten Festtage für Sie, Ihre Frau und Tochter zugehen, und indem ich Sie und die Ihrigen freundlich dazu einlade, bin ich gewiß, die eigene Anschauung wird Sie am besten überzeugen, daß nichts Böses dabei vorgeht.

Sophie Charlotte.“

Cochius hielt das Billet erstaunt in der Hand, überlas dasselbe wiederholt, und die Strenge seines Herzens milderte sich. Wäre der Königin Brief drohend und strafend gewesen, sie hätte das nicht über den harten Mann vermocht; aber ihrer Güte, der Unbefangenheit und Einfachheit ihrer Worte konnte er nicht widerstehen, und ein Gefühl wie das der Scham über seine Predigt tauchte in seinem Herzen auf, welches ihm sagte, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen sei. Nicht die gnadenvolle Anerkennung seines Eifers von Seiten des Königs, noch das bedeutende Geschenk, das ihm derselbe hatte zukommen lassen, waren, wie wir gesehen haben, mächtig genug gewesen, seinen Priesterstolz zu beugen. Sophien's Worte jedoch hatten denselben gebrochen.

Lange saß er sinnend da, und vielerlei Gedanken wogten durch seinen Kopf; eine Stunde und länger ging dahin, ehe er zu seiner Frau eilte, ihr die Gnade und große Milde der edelsinnigen Königin mitzutheilen.

Was die Königin gewollt, war vollständig eingetroffen. Ihr stand die Macht zu Gebote, zu rügen und zu strafen, da, wo man ihr Handeln oder ihre Neigung tadelnd anzugreifen wagte, und sie wurde in diesem Fall noch

besonders durch den König unterstützt. Sie machte davon keinen Gebrauch; für solche Angriffe stand sie zu hoch, und ihr däuchte das Eifern des Predigers kleinlich; sie wollte den strengen Mann nur durch Milde und Liebenswürdigkeit bezwingen, und wir sehen, wie sehr ihr das gelungen war.

Dennoch sollte der Königin Wunsch hinsichtlich der Opernaufführung diesmal nicht erfüllt werden; Wartenberg wußte dafür zu sorgen. Er befand sich nämlich zufällig am Vorabend des Pfingstfestes bei dem Grafen von Dönhoff, dessen Sohn eine Rolle in der Oper hatte. Dieselbe war mit einem Ballet verbunden, und der Graf tanzte darin. Der Tanzmeister erschien ungefähr um die fünfte Stunde und beschied den jungen Grafen zur Probe, der sich gerade zur Communion vorbereitete. Graf Dönhoff, der Vater, schüttelte bedenklich den Kopf, als er den Auftrag vernahm, der in der Abwesenheit seines Sohnes an ihn bestellt wurde, und theilte Wartenberg seine Bedenklichkeiten darüber mit, indem er ihm nicht verhehlte, daß er sich dieserhalb in einer eigenthümlichen Lage befände.

„Was bekümmert Sie, liebster Graf?“ fragte Wartenberg theilnehmend und in der Absicht, diesen Vorfall zu seinem Zweck zu benutzen.

„Sie haben die Einladung für meinen Sohn vernommen; darf ich es wohl als ein guter Christ gestatten, daß mein Sohn, der morgen die heiligen Sacramente zu empfangen gedenkt, heute, wo er sich darauf vorbereitet, derselben folgt?“

„Gewiß nicht, und dieses Bedenken macht Ihrem christlichen Sinn alle Ehre“, bemerkte Wartenberg.

„Sie rathen mir allerdings zum Guten, liebster Graf; Sie vergessen jedoch, daß ich mir die Königin durch eine Verweigerung erzürne“, — gab Dönhoff zu bedenken.

„Sie sind zu ängstlich; denken Sie daran, wie gnädig der König die Strafpredigt am verwichenen Sonntag aufgenommen hat.“

„Allerdings würde das eine Entschuldigung für meine Weigerung abgeben; aber nach meiner Ueberzeugung darf mein Sohn unter den angegebenen Verhältnissen auch nicht Theil an der Vorstellung selbst nehmen.“

„Freilich, freilich, das darf er in keinem Fall“, bemerkte Wartenberg beistimmend.

„Ich wage es jedoch nicht, dies der Königin zu melden; sie würde mich auslachen; denn ich weiß, sie giebt auf dergleichen nicht viel, und nach ihrer Ansicht läßt sich ein gottesfürchtiger Wandel sehr gut mit den Freuden des Lebens vereinigen“, sprach Dönhoff bedenklich und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Er verehrte die Königin aufrichtig, und es peinigte ihn, ihrem Verlangen nicht mit voller Ueberzeugung willfahren zu können.

Wartenberg hatte eine Weile nachgedacht.

„Mir fällt ein passendes Mittel ein, Ihnen zu helfen, lieber Graf“, sprach er rasch.

„Sie werden mich durch dessen Mittheilung sehr beruhigen“, betheuerte dieser erfreut.

„Mein Rath ist der: Sie gehen direct zum Könige und theilen ihm Ihre wohlbegründeten Besorgnisse mit. Derselbe ist bereits durch die Predigt zu mancherlei Bedenken gekommen; Ihre Vorstellung wird also in jedem Fall wirksam sein. Versäumen Sie keine Zeit, und machen Sie Ihre Vorstellungen nur recht dringend, indem Sie Ihre natürlichen Pflichten und Besorgnisse, so wie die Bedenken eines Christen als Entschuldigung dafür hervorheben", rieth Wartenberg.

„Sie nehmen mir eine drückende Last durch diesen wohlmeinenden Rath vom Herzen", entgegnete Dönhoff erfreut.

„Jedenfalls vermeiden Sie dadurch allen Conflict mit der Königin."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme und werde thun, wie Sie gesagt haben", sprach Dönhoff.

„So will ich Sie zu Seiner Majestät begleiten, da mich ein Geschäft dahin ruft. Ueberdies will ich dafür sorgen, daß Sie sogleich empfangen werden", bemerkte Wartenberg und erhob sich.

Mit beruhigtem Herzen folgte ihm Dönhoff nach dem Schloß.

Der König lustwandelte in dem Garten, als sich Wartenberg melden ließ, und beschied diesen zu sich, da er seinen Spaziergang nicht unterbrechen wollte.

Die Angelegenheit, wegen der Wartenberg gekommen, war schnell erledigt, und er säumte alsdann nicht, dem Könige Dönhoff's Verlangen mitzutheilen. Gern will-

fahrte Friedrich demselben, und der Minister gab Befehl, den Grafen zum Könige zu führen.

Die aufrichtige Besorgniß, welche Dönhoff hegte, ließ ihn seine Vorstellung mit großer Wärme vor dem Könige aussprechen. Aufmerksam hörte ihn dieser an; seine Mienen wurden ernst und nachdenkend. Mehrere Augenblicke blieb er mit etwas geneigtem Haupte stehen, offenbar bemüht, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Sein Antlitz röthete sich ein wenig. Dann erhob er dasselbe zu Dönhoff, und mit der ihm eigenthümlichen Würde sprach er:

„Beruhigen Sie sich, Graf; ich werde dafür sorgen, daß weder Sie noch Ihr Sohn weiter von dieser Angelegenheit berührt werden.“

Dönhoff entfernte sich dankend.

Noch in der nämlichen Nacht befahl der König, die Bühne abzubrechen.

Wir erkennen in diesem Befehl die Güte des Königs gegen seine Unterthanen, aber auch zugleich die Wirkungen der Predigt des Hofpredigers. Bei der großen Liebe und Hochachtung, welche Friedrich für die Königin hegte, machte er dennoch sein königliches Ansehen gegen dieselbe in diesem Fall geltend. Er wollte nicht, daß seine Unterthanen wegen dergleichen Lustbarkeiten Gewissensskrupel empfänden; darum überwand er sich dieses Mal, freilich mit schwerem Herzen.

Wartenberg und seine Gemahlin triumphirten; ihr Plan war vollständig gelungen.

Auch der Hofprediger erfuhr, was vorgefallen war, und, wenngleich er sich gestand, darüber Freude zu empfinden, da er sein Wort also gewürdigt sah, beklemmte doch die Güte der Königin sein Herz. Ihre Nachgiebigkeit in diesem Fall hatte ihn ihr ganz ergeben gemacht, und fast bedauerte er den Befehl des Königs. Aber es stand auch in ihm fest, der Königin persönlich für die ihm und den Seinen erwiesene Güte zu danken und bei dieser Gelegenheit in ihr die Ueberzeugung hervorzurufen, daß es nicht sein Einfluß gewesen, der diese Störung veranlaßt hatte.

Am ersten Tage nach dem Fest begab er sich nach Lützenburg und ließ die Königin um gnädiges Gehör bitten.

Sophie hatte sich bei der Nachricht von dem auf Befehl des Königs erfolgten Abbruch des Theaters anfangs sehr indignirt gefühlt; sie erkannte ganz richtig, daß wiederum eine geheime Kabale die Schwäche des Königs gegen sie benutzt hatte; sie beklagte sich jedoch deshalb bei dem letzteren nicht, so sehr es sie auch kränkte, dadurch in ihrem Ansehen leiden zu müssen.

In einem vertraulichen Gespräch mit ihrer Mutter, Leibnitz und Fräulein von Pöllnitz hatte sie bald ihre gute Laune wiedergefunden, wenngleich sie es der Ersteren wegen bedauerte, in ihren Anordnungen auf so jähe Weise behindert worden zu sein.

Sie hegte keinen Groll auf Cochius, den sie wohl als Urheber dieser Störung betrachten konnte, sondern be-

dauerte nur die Schwäche dieses Mannes, der sonst manche vortreffliche Eigenschaften in sich vereinigte.

Sie saß, als man ihr den Hofprediger meldete, vor einem Tisch, auf dem sich ein silbernes Kästchen befand, das geöffnet war und verschiedene Papiere enthielt. Ein beschriebenes Blatt lag vor ihr und die daneben liegende, noch feuchte Feder deutete an, daß sie die Schreiberin gewesen.

Ein schwermüthiger Zug schimmerte in ihrem schönen Antlitz, und das wundervolle Auge glänzte von einer vergossenen Thräne.

Sie schaute das Blatt gedankenvoll an. Ringsum war es still; denn es war noch früh; nur durch das offene Fenster stahl sich das ferne Gezwitscher eines Rothkehlchens herein; der ganze Friede des Parks, den man von dem Gemach aus theilweise übersehen konnte, harmonirte angenehm mit der Ruhe des Zimmers.

Ganz von ihren Gedanken eingenommen, hatte sie auf die Meldung, daß der Hofprediger sie zu sprechen wünsche, ohne den Namen gehört zu haben, fast mechanisch bewilligend das schöne, schwarzlockige Haupt geneigt, nicht ahnend, daß ihr eine unangenehme Unterredung bevorstehe. Cochius trat nach einer kleinen Weile leise ein; Sophie, mit der Durchsicht des so eben Geschriebenen emsig beschäftigt, hatte den angemeldeten Besuch längst vergessen, und der Hofprediger harrte schon mehrere Minuten, ohne daß sie Notiz von ihm nahm. Es lag nahe, daß er diese geringe Beachtung auf Rechnung seiner eige-

nen Schuld und den Unwillen der Königin schob, und sein Stolz fühlte sich dadurch tief gedemüthigt. Aber er gedachte der freundlichen Worte Sophiens an ihn, und sein Unwille wandelte sich schnell in Duldung um. Durch keinen Laut, keine Bewegung suchte er sich der Königin bemerklich zu machen; er fühlte sich heut in ihrer Nähe von einer so hohen Ehrfurcht erfüllt, wie nie, und der stolze Priester, der dem Könige selbst zu imponiren verstand, harrte geduldig, wie ein Kind, bis es der Königin gefallen würde, sich mit ihm zu beschäftigen. Diese hatte die Feder auf's Neue ergriffen und einige Worte geschrieben; jetzt legte sie dieselbe, tief aufathmend, bei Seite, strich sich die Locken ein wenig aus dem Antlitz und erhob ihr Auge. Da bemerkte sie den Hofprediger und fast erschreckt über seine Anwesenheit, rief sie, den Kopf nach ihm wendend, erstaunt und fragend aus:

„Sie, Herr Hofprediger?!“

„Majestät haben die Gnade gehabt, zu gestatten“, — bemerkte dieser in demüthigem Ton.

Jetzt erst besann sich Sophie auf die Meldung; aber auch eben so schnell wurde sie inne, daß der Hofprediger wahrscheinlich schon eine längere Zeit unbeachtet von ihr dagestanden hatte. Ihre große Herzensgüte ließ sie sogleich erkennen, daß dieses scheinbare Unbeachtetlassen den sonst ehrenwerthen Diener unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt hätte verletzen müssen, und um so

mehr hielt sie es für Pflicht, ihn dafür durch eine freundliche Erklärung zu entschädigen.

„Entschuldigen Sie mich, bester Prediger, wenn ich Sie so lange unbeachtet gelassen", sprach sie mit vieler Freundlichkeit und fügte hinzu: „ich war so sehr in das Schreiben vertieft, daß ich die Meldung gänzlich überhört habe. Kommen Sie näher. Was bringen Sie mir?"

„Majestät erweisen Ihrem Diener eine unverdiente Gnade", entgegnete Cochius, einen Schritt näher tretend. „Ich verdiene solche Rücksichten nicht."

„Meine Worte bezweckten, Ihnen eine etwa vorgefaßte Meinung von mir zu benehmen", sprach die Königin. „Ich sehe, es ist mir gelungen, und so können wir sogleich auf den Zweck Ihres Besuchs übergehen", fügte sie in mildem Ton hinzu.

„Ich komme, Majestät, Ihnen meinen pflichtschuldigen Dank für die so herablassenden Worte und gnädige Einladung abzustatten", bemerkte Cochius.

„So würden Sie also davon Gebrauch gemacht haben?" fragte die Königin und schaute den Prediger mit Spannung an, so begierig war sie auf seine Antwort.

„Ich habe die Gnade Eurer Majestät als einen Befehl betrachtet und würde nicht ermangelt haben, mich mit den Meinigen bei der Vorstellung einzufinden", betheuerte Cochius, die Hand auf die Brust legend.

„Das ist brav, mein lieber Prediger, und ich würde darin den Beweis gefunden haben, daß Sie wirkliches

Verlangen tragen, Ihre Ansichten in dieser Beziehung entweder zu ändern oder zu befestigen", sprach die Königin erfreut." „Schade", fuhr sie fort, „daß Ihnen die Gelegenheit dazu durch den Befehl des Königs genommen worden ist."

„Majestät mögen sich überzeugt halten, daß die vorgekommene Störung nicht ein Werk meiner Bemühungen gewesen ist", betheuerte Cochius und schaute die Königin fast bittend an"; „was geschehen ist, geschah gänzlich ohne mein Zuthun."

„Ich will es Ihnen glauben; doch ehren wir den Befehl des Königs, der uns Allen heilig sein muß. Ich habe die eigentliche Veranlassung dazu erfahren und hege darum keinen Verdacht gegen Sie."

„Ich hoffe zu Gott, meiner gnädigsten Königin davon Beweise geben zu können!"

„Das freut mich. Warum wollen Sie auch länger einem Vorurtheil nachgeben, wonach die harmlose Freude aus dem Kreis eines sittlichen Lebens verbannt sein muß, um Gott gefallen zu können? Hören und schauen Sie, wie die ganze Natur, jedes einzelne Wesen sich seines Daseins freut, und darum gestatten Sie auch der Kunst, sich ihr Recht zur Freude der Menschen zu bewahren. Ist das Leben doch so kurz, der schönen Tage sind so wenige, — warum sich das Wenige durch Vorurtheile noch verkümmern?"

„Vergebung, Majestät, Ihre Worte lassen mich die hohe Schülerin Leibnitzens erkennen; die Philosophie mag

ihr Gutes haben; aber wir geringen Diener des Herrn gründen unsere Ansichten und Aussprüche auf das ewige Gotteswort der heiligen Schrift, das uns Ertödtung des Fleisches und Enthaltsamkeit von allen schwächenden Genüssen gebietet, um unsere Seele für die himmlische Zukunft vorzubereiten und Gott gefällig zu sein."

„Wer sagt Ihnen, daß Sie mit dieser Ansicht Recht haben? Wer ist so unfehlbar, Anderen seine Meinung als die allein maßgebende aufnöthigen zu wollen? Glauben Sie mir, ich bin von der Vortrefflichkeit der heiligen Schrift überzeugt; darum aber verschmähe ich die Philosophie nicht, die uns in die Herrlichkeiten der Schöpfung einführt, die uns durch die richtige Erkenntniß derselben auch lehrt, die Allmacht des Schöpfers erschöpfend zu würdigen und ihn in unserem Herzen anzubeten", entgegnete die Königin voll Eifer.

„Auch darin gebe ich meiner gnädigsten Königin die vollste Beistimmung; aber ich darf es nach meiner Erfahrung nicht verhehlen, daß die Philosophen weder die heilige Schrift sonderlich geachtet haben, noch überhaupt gute Christen gewesen sind", bemerkte Cochius.

„So glauben Sie, daß die Philosophen keine Religion besitzen, da Sie den Quell derselben allein in der heiligen Schrift finden?"

„Ich muß das aus dem vorher Angeführten bejahen. Philosophie und Christenthum stimmen meist nicht überein."

„Sie glauben das, dadurch getäuscht, daß die echten Christen ihre Frömmigkeit nicht zur Schau tragen, wie die Scheinheiligen.“

„Auch ich verwerfe den Schein vor der Welt; aber die Werke müssen für den Christen zeugen.“

„Ich gebe Ihnen darin Recht; aber Eins beherzigen Sie, bester Prediger, daß ich die Religion am besten in der Art dargestellt finde, wie es die alten Heiden auf den Münzen thaten, nämlich: verhüllt.“

Cochius schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sie zweifeln?“ fragte die Königin. „Sind gute Menschen und Christen nicht eben dasselbe?“

„Wie aber wird es mit ihrer Seligkeit stehn?“ fragte Cochius und bemerkte: „Nur durch die heilige Kirche gehen die Gerechten zum Himmel ein.“

„Die Guten sind auch allemal die Gerechten, und wo der Mensch in der Erkenntniß der ewigen Macht sich seinem Gott näher fühlt, da findet er auch den Weg in's Himmelreich“, entgegnete die Königin.

Cochius schaute ungläubig auf.

„Sie scheinen meine Ansicht nicht theilen zu können; Ihr Vorurtheil, daß die Philosophen die heilige Schrift gering schätzen und nur der Vernunft und dem Erkenntnißvermögen Rechte einräumen, hat Sie übersehen lassen, daß Sie Unrecht haben; denn ich sage Ihnen, dem rechten Menschengeist ist Alles von Bedeutung, was eine ewige Wahrheit enthält. — Die Philosophen, Herr Prediger, streben, wie Ihnen bekannt sein wird, das We-

sen aller Dinge zu ergründen, und so ist ihnen die Form etwas Nebensächliches und Untergeordnetes, insofern dieselbe nicht ihrem Zweck dient oder dienen kann. In demselben Sinn sind sie auch Christen, und nur der Befangene kann es ihnen zum Vorwurf machen, wenn sie sich ohne Vermittlung der Kirche an ihren Gott wenden."

„Das ist eben ihr Fehler", fiel Cochius eifrig ein, — „diese Ueberhebung des Ich, das sie als Mittelpunkt für alles Gegebene setzen. Wer aber keine Achtung vor der Kirche und dem Gotteswort hegt, den darf ich nach meiner Ueberzeugung nicht einen guten Christen nennen", schloß er in kräftigem Ton.

Sophie schwieg gedankenvoll einige Augenblicke; sie sah ein, daß solchem Vorurtheil nicht das Wort, sondern die That entgegentreten müsse, wollte man es ertödten. Sie schien schnell einen Entschluß gefaßt zu haben und wendete sich mild und freundlich zu Cochius.

„Sie hegen die Ansicht, daß die Philosophen das heilige Wort mißachten; ich will Ihnen den Beweis geben, daß Sie irren. Sie haben mich eine Schülerin unseres größten Philosophen genannt, und ich bekenne mich mit Herz und Mund dazu; lesen Sie nun dieses Blatt, so werden Sie finden, daß die Philosophen es eben so, wie Sie selbst, verstehen, die heilige Schrift zu schätzen."

Die Königin hatte diese Worte zwar mild, aber mit

Nachdruck gesprochen und reichte dem Hofprediger das auf dem Tisch liegende Blatt, an dem sie so eben geschrieben hatte, hin.

Dieser hatte kaum einige flüchtige Blicke darauf gethan, als er erschreckt ausrief.

„Um Gott, Majestät!“

„Warum erschrecken Sie? Hat ein Testament etwas so Erschreckliches?“ fragte sie, lächelnd über das Erstaunen des Predigers.

„Majestät befinden sich in der Blüthe der Jahre!“

„Und denke in meiner Lebensblüthe an den Tod“, sprach die Königin mit würdevollem Nachdruck. „Soll ein guter Christ nicht also verfahren?“

Cochius blickte erstaunt zu ihr auf.

„Gestehen Sie“, fuhr sie mit Anmuth fort, „Sie haben so Etwas von einer Königin nicht erwartet, die der Philosophie und den Genüssen des Lebens nicht abhold ist. Habe ich Recht?“ fragte sie.

Cochius sah sich gezwungen, zu bejahen.

„Da sehen Sie, wie leicht auch der besonnenste Mensch irren kann, wie uns vorgefaßte Meinungen zu ungerechtfertigten Schlüssen verleiten!“ fuhr sie mild verweisend fort. „Die heilige Schrift gebietet uns, in unseren besten Tagen uns auf das Sterben vorzubereiten; lesen Sie nun den Bibelspruch, den ich für mein Testament erwählt habe, und bekennen Sie, daß, wenn ich auch eine Philosophin heiße, ich doch zugleich eine gute Christin bin.“

Cochius, ganz Bewunderung, richtete, wie ihm geboten war, sein Auge auf das Blatt und las mit lauter Stimme:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Sophie hatte diese Worte des Evangelisten Johannes als Text für ihre Leichenpredigt gewählt, und überdies ihren letzten Willen ganz genau aufgesetzt.

Cochius fühlte sich gänzlich überwunden; vor innerer Bewegung zitterte ihm das Blatt in den Händen; voll Rührung, Bewunderung und Scham ruhte sein Auge flehend auf der Königin, als erbäte er sich Vergebung für das Geschehene, für das Vorurtheil, das er so lange heimlich gegen sie gehegt.

Sophie begegnete seinem Blick mild und freundlich, reichte ihm die Hand und sprach:

„Vergessen Sie in Zukunft diese Stunde nicht." —

Zerknirscht im Herzen, wankte der sonst harte und unbeugsame Mann aus dem Zimmer; sein ganzer Stolz war gebrochen, und wenn er sich früher, als Seelenhirt eines Königs, über die Menschen hoch erhaben gedünkt hatte, kam er sich der großen Königin gegenüber, der er Lehren zu geben gewagt hatte, wie ein Schüler vor. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Philosophie und Christenthum in ihren tiefsten Grundlagen und höchsten Ergebnissen in der Königin vollkommen übereinstimmten, und die Frömmigkeit derselben eben so christlich als philosophisch war.

Die Folgen dieser Unterredung blieben nicht aus. Niemals wagte er es wieder, gegen die Lustbarkeiten der Welt rücksichtslos zu eifern, und seine Ergebenheit für die Königin blieb eben so tief als unverändert bis an seinen Tod.

Sechstes Capitel.

Im Hetzgarten.

Die Anwesenheit der Kurfürstin von Hannover und einiger deutschen Fürsten, die damals häufig nach Berlin kamen, theils um dem Könige einen Besuch abzustatten, theils die daselbst vorhandenen Sehenswürdigkeiten zu bewundern, namentlich aber die Anwesenheit des Herzogs von Marlborough, der in politischen Angelegenheiten, die sich auf den gegen die Franzosen geführten Krieg bezogen, nach Berlin gekommen war, veranlaßten den König, zur Belustigung der Gäste und des Hofes ein damals sehr beliebtes Thierhetzen zu befehlen.. Friedrich, der an den letzteren besonders Vergnügen fand, hatte im Jahr 1693 nahe der Stadtmauer, und zwar da, wo gegenwärtig in der neuen Friedrichsstraße das Cadettenhaus steht, einen Circus bauen lassen. Derselbe war prachtvoll eingerichtet und von einem Amphitheater eingeschlossen. Zu beiden Seiten desselben befanden sich bedeckte Galerien für den Hof;

das Publikum versammelte sich in den offenen Theilen des Amphitheaters. Unter dem letzteren befanden sich die Behältnisse für die wilden Thiere, aus Kasten mit Oeffnungen bestehend, die Bären, Wölfe, Füchse, Löwen, Auerochsen, Stiere und wilde Schweine enthielten.

Der Oberjägermeister von Pannewitz war mit der speciellen Leitung dieser Thierhetzen beauftragt, welche von nah und fern Schaulustige herbeizogen.

Die Anwesenheit der oben bezeichneten hohen Gäste war die Veranlassung, daß der König die anbefohlenen Thierkämpfe ganz besonders furchtbar und reichhaltig gemacht wissen wollte; denn auch in dieser Beziehung liebte er es, durch Ueberraschung zu imponiren, damit der lobende Ruf seines Hofes sich durch alle Lande verbreitete.

Ein besonders schöner Tag begünstigte das angesetzte Schauspiel. Hunderte von Händen waren lange vorher beschäftigt gewesen, die für den Hof bestimmten Galerien auf das Prächtigste mit neuen Decorationen auszustatten, und selbst die unbedeckten Zuschauerräume entbehrten eines in die Augen fallenden neuen Schmuckes nicht.

Alle, welchen es irgend gelungen war, den Eintritt zu dem Schauspiel zu erhalten, waren schon lange vor Beginn desselben bemüht, sich einen bequemen Platz zu verschaffen, und so bedeckte sich der Weg nach dem Hetzgarten schon am frühen Nachmittage mit rasch Dahineilenden, obgleich das Schauspiel erst um die fünfte Stunde beginnen sollte.

Eine volle Stunde vorher war bereits das Amphi-

theater mit Schaulustigen dicht gedrängt besetzt, die sich die Zeit, so gut es gehen wollte, zu verkürzen suchten, und erschreckt auffuhren, wenn unter ihnen das plötzliche Brüllen eines Thieres ertönte, das ihre Erwartung auf das Schauspiel nur um so höher steigerte.

Endlich fanden sich auch auf dem in der Mitte des Amphitheaters befindlichen Orchester die Trompeter, Pauker und Pfeifer ein und beschwichtigten durch ihr Erscheinen die Ungeduld der Harrenden ein wenig, indem sie sich zum Spielen vorbereiteten.

Eine Stunde darauf hörte man die schwerfälligen Wagen der Hofleute an dem Eingange des Circus vorfahren, und zum Entzücken der Anwesenden füllten sich nach und nach auch die Galerien. Die Plätze derselben waren in der Art arrangirt, daß mehrere mit Sammet und goldenen Borten beschlagene Lehnsessel für den König und die Königin, so wie ähnliche für die hohen Gäste dicht an der Brüstung der mit Teppichen bekleideten Galerien aufgestellt worden waren. Für das Hofpersonal befanden sich zu beiden Seiten und nach dem Hintergrunde zu weniger kostbare Sessel.

Der Hof hatte sich an dem heutigen Tage überaus zahlreich eingefunden und mit allem nur möglichen äußeren Prunk umgeben, da es heute namentlich galt, den anwesenden fremden Fürsten und dem englischen Herzog zu imponiren.

Auch Graf Wartenberg und seine Gemahlin fehlten nicht; außerdem sah man die Grafen Dönhoff,

Wittgenstein, Wartensleben, Dohna, den General Barfuß, eine Menge Hofbeamte, Künstler, darunter Schlüter und Göthe, die Erbauer des Schlosses und Zeughauses, Officiere der Garde du Corps, der Musketiergarde, der Leibgarde zu Fuß, Schweizergarde, der Grenadiergarde und der Gensd'armes zu Pferde. Ihre prachtvollen, in hellen Farben schimmernden und reich mit Gold und Silber gezierten Uniformen boten einen eben so glänzenden, als herrlichen Anblick dar, und das Auge mancher Zuschauerin weilte mit Lust auf den herrlichen Gestalten, die sich in den blitzenden und malerischen Uniformen höchst vortheilhaft ausnahmen.

Die Damen des Hofes standen hinsichtlich ihrer Toilette den Herren nicht nach, und, haben wir schon bei Aufführung der Oper „Polifemo" die Pracht derselben zu bewundern Gelegenheit gehabt, so finden wir dieselbe an dem heutigen Tage noch bei Weitem übertroffen. Musterte man die Anzüge und Schmucksachen, welche heute zur Schau getragen wurden, so war man über den ungeheueren Reichthum erstaunt, der sich in solcher Fülle auf alle nur mögliche Weise geltend zu machen suchte. Goldnetze, durch welche prachtvolle Edelsteine blitzten, und die den Hinterkopf kokett einhüllten, eben so kostbare Bracelets, welche die entblößten Arme zierten, Spangen, in allen möglichen Größen von Edelsteinen aller Art geformt, die dem Auge einen schimmernden Halt an dem fast frei getragenen Busen gewährten; ächte Perlen oder Geschmeide, die eng um den Hals schlossen; Fächer, deren Entfalten

und Spiel Blumen von Gold, kleinen Edelsteinen und Perlen sehen ließen, so wie die kostbaren Ringe, die an den nur ein wenig von halblangen und durchsichtigen Handschuhen bedeckten Fingern spielten, blendeten das Auge.

Und welche Schönheiten entdeckte man unter den Besitzerinnen so vielen Reichthums!

Allerdings erkannte ein eingeweihtes Auge die verschiedenen Künsteleien, welche zur Verschönerung der Reize in Anwendung gekommen waren: weiße und rothe Schminke, gefärbte Lippen und Augenbraunen; aber es strahlten auch eine Menge dieser Schönheiten in durchaus natürlichen Reizen und boten der Bewunderung ein würdiges Ziel.

Die Unterhaltung war außerordentlich lebhaft und wurde in der damals üblichen Freiheit geführt. Man bewegte sich bei solchen Gelegenheiten durchaus ungezwungen. Kokette Blicke flogen hin und her; man überzeugte sich, ob man erkannt und bewundert wurde, und suchte diese Absicht wieder sehr geschickt durch ein reizendes Fächerspiel, ein bon mot und Aehnliches zu verbergen. Ein sehr charakteristisches Augenspiel ward unter denjenigen Personen geführt, welche die dargebotene Gelegenheit dazu benutzten, sich in der ihnen verständlichen geheimen Zeichensprache zu unterhalten.

Unter den Damen bemerkte man auch ein ungefähr zwanzigjähriges Fräulein, dessen Schönheit und Lieblichkeit Aller Augen auf sich zog; namentlich war es die über sie gebreitete Anmuth, welche den Blick an sie fesselte.

Auch unterschied sie der durchaus einfachere Anzug und Kopfputz von den anderen Damen, eine wohlthuende Mitte in den damals üblichen, durchaus gefallsüchtigen Moden beobachtend. Das dunkelbraune, glänzende Haar entbehrte des Puders und war durch ein seidenes, golddurchwirktes Netz geziert, das, tief auf den Busen herabfallend, denselben züchtig verhüllte. Ihr ganzer Schmuck bestand aus einem Collier von Perlen. Kein Ring zierte die feine, weiße Hand.

Ihr Benehmen harmonirte auf die angenehmste Weise mit ihrer äußeren Erscheinung. Zwanglos, aber nicht in der üblichen, mehr als freien Weise schaute sie um sich. Das liebliche, in durchsichtiger Weiße schimmernde Antlitz, dessen Wangen ein sanfter Anflug von Röthe belebte, verrieth viel inneres, geistiges Leben, was die sanft gewölbte Stirn und die eben so sanft geschwungenen Augenbraunen noch mehr hervorhoben. Man konnte den Ausdruck eben so sinnig als geistvoll nennen. Ein äußerst reizendes Lächeln, das nur auf kurze Augenblicke durch Ernst und Nachdenken kaum unterbrochen, sondern nur verändert wurde, umspielte ihren Mund.

Die ganze Erscheinung bot jenes seltene, aber eben so herrliche Bild eines Weibes dar, dessen edle Seele sich in dem Aeußeren vollkommen wahr abspiegelt, wodurch die angeborene Körperschönheit doppelt erhöht wird.

Wenn wir vorher bemerkten, daß die Blicke dieser Dame sich nur scheu über die Menge der Zuschauer wagten und meist an ihrer Begleiterin, einer ältlichen

Dame, mit welcher sie sich unterhielt, hafteten, so sind wir der Wahrheit nicht ganz treu geblieben und müssen berichtigend hinzufügen, daß dieselben nicht eben zu selten, aber mit aller nur möglichen Vorsicht nach der gegenüberliegenden Galerie streiften und daselbst eine schöne Männergestalt, welche die Uniform der Musketiergarde trug, auf flüchtige Augenblicke betrachteten.

Diese Gestalt war aber keine andere, als die Hülsen's, der sich in Begleitung seiner Freunde, Schwerin und Bülow, zu diesem für ihn noch neuen Schauspiel eingefunden hatte. Sie standen an der Brüstung der Galerie und prüften die ihrem Auge sich darbietenden Schönheiten, Schwerin natürlich mit dem geringeren Interesse, das die Folge eines Gefühls war, welches seine Seele erfüllte. Der lebhafte und äußerst humoristische Bülow erging sich während dessen in allerlei witzigen Bemerkungen, zu welchen ihn diese oder jene Persönlichkeit veranlaßte; plötzlich hemmte er jedoch seinen Redefluß, berührte leicht Hülsen's Arm und raunte ihm zu:

„Schau, Hülsen, dort sitzt die eben so schöne, als keusche Anna von Roßfeld.“

Hülsen that, nachdem ihm Bülow die Dame näher bezeichnet hatte, wie ihm geboten war, und seine Blicke ruhten auf dem vorher von uns näher betrachteten Fräulein; denn dieses war Anna, und ihre Begleiterin deren Mutter. Er wurde auf eine ganz eigenthümliche Weise von ihrer Erscheinung berührt, und unabläßig schaute er auf sie, von der ungewöhnlichen Lieblichkeit gefesselt.

Anna mußte bemerkt haben, daß sie Hülsen's Aufmerksamkeit erregt hatte; denn ein feines Roth durchleuchtete ihr zartes Antlitz.

„Du bist erstaunlich genau im Betrachten von Personen, auf welche man Dich aufmerksam macht", sprach Bülow lachend, ohne daß Hülsen davon Notiz nahm.

„Die Ostpreußen scheinen in der That, trotz aller Ruhe, doch ein wenig leicht erregbar zu sein", wendete er sich an Schwerin, der Anna gleichfalls betrachtete"; denn sieh nur, wie ihm das Auge glänzt."

Dieser lächelte und gestand dem Freunde, daß er das natürlich finde, da Anna eine in der That sehr liebliche Erscheinung sei.

„Hülsen scheint Deine Ansicht vollkommen zu theilen", bemerkte er, auf diesen deutend, der sich noch immer mit Anna beschäftigte.

„Ich fürchte fast, der Junge ist toll genug, sich in das Mädchen zu verlieben. Sieh nur, was er für Augen macht, als ob er beim Mondschein in die Sterne schaute! Wir müssen ihn erinnern, daß es sich hier um einen Kampf wilder Bestien und nicht um eine Liebesscene handelt", sprach Bülow in ernst-komischem Ton, so daß Schwerin gezwungen war, wider seine Gewohnheit zu lachen.

Bülow hatte aber bereits Hülsen's Arm ergriffen und raunte ihm zu:

„He, Herr Bruder, macht keine Dummheiten, und bedenkt, Anschauen und Verlieben ist zweierlei!"

Jetzt erst wendete Hülsen das Auge von Anna ab und den Freunden wieder zu, und mußte über die strafende Miene lachen, mit welcher der letztere ihn anschaute.

„Was habe ich denn verbrochen?“ fragte er lachend.

„Verliebt zu sein, das ist Deine Sünde“, bemerkte Bülow, seiner Rolle als Mentor in Haltung und Geberde getreu.

„Du bist toll!“ warf Hülsen hin, erröthete jedoch ein wenig.

„Nicht so ganz, daß ich meinen Augen nicht trauen sollte“, erwiederte dieser und fuhr fort: „Bedenke, daß anständige Musketiergardisten, vor allen Dingen aber wir drei, einen Trumpf darauf gesetzt haben, vor dem vierzigsten Jahre das Herz an keine Dame zu verschenken, mögen ihre Reize auch die einer Venus übertreffen.“

„Gut, gut“, beschwichtigte Hülsen, „sage mir aber vor allen Dingen, wie das Fräulein heißt und wem sie angehört. Ich habe sie vorher noch nicht gesehen.“

Dabei heftete er unwillkürlich seine Blicke wieder auf Anna und war dabei so glücklich, ihren Blicken zu begegnen.

„Welch' ein schönes Auge sie hat!“ flüsterte er Schwerin zu.

„Du kennst sie nicht?“ fragte Bülow. „Sehe Einer den Eulenspiegel! Hat den Weg zu ihr doch so schön zu finden gewußt, indem er vorgab, ihrem Vater einen Be-

such machen zu müssen“, fuhr er sarkastisch fort. „Ich glaube, er will uns ehrliche Leute zum Besten halten!“

„Also des Baron's Tochter?“ fragte Hülsen mit schlecht verhehlter Ueberraschung.

„Ja, die liebliche Anna von Roßfeld, wie sie leibt und lebt!“ bekräftigte Bülow.

„Warum habe ich sie nicht schon früher gesehen!“ bedauerte Hülsen.

„Schätze Dich deshalb vielmehr glücklich; denn nach dem Eindruck, den das Mädchen in diesem Augenblick auf Dich gemacht zu haben scheint, muß ich fast fürchten, Du würdest Deinen Schneider und Friseur in der kurzen Zeit bereits zu reichen Leuten gemacht haben“, gab Bülow zu bedenken.

„Du bist thöricht“, warf Hülsen hin und konnte es sich nicht vergeben, den würdigen Baron, der ihm so viele väterliche Theilnahme bewiesen, seit so langer Zeit nicht wieder besucht zu haben, und es stand in diesem Augenblick der Entschluß in ihm fest, denselben schon am nächsten Tage aufzusuchen, um ihn von Allem, was ihn in der jüngsten Zeit betroffen, zu unterrichten.

In wie weit auf diesen lobenswerthen Entschluß das Bekanntwerden mit Anna eingewirkt hatte, wollen wir ununtersucht lassen; Schwerin's feines Lächeln, mit welchem er seinen, ihm so lieb gewordenen Freund betrachtete, verrieth, daß er dessen innerste Gedanken errathen haben mußte; er war aber viel zu feinsinnig und zart, um Hülsen das zu erkennen zu geben.

Der Gedankengang der Freunde wurde in dem nächsten Augenblick durch eine neue Bemerkung Bülow's unterbrochen, der, hinter beide tretend, ihnen zuflüsterte:

„Der Teufel hole mich; aber ich wette mein bestes Reitpferd gegen eine simple Gerte, Dupont ist so eben eingetreten und wird sein geflicktes Antlitz zum ersten Mal in einer öffentlichen Vorstellung der genauen Beschauung preisgeben!“

Hülsen und Bülow strengten ihre Augen eine kurze Zeit vergeblich an, den Genannten zu entdecken; endlich gewahrte der Erstere seinen Todfeind, und daß er einen solchen in dem Franzosen hatte, verrieth ihm der mit tiefstem Haß erfüllte Blick, den Dupont auf ihn schleuderte, um sich alsdann in der ihn umgebenden Gruppe von Zuschauern zu verlieren. Es war allerdings nur ein einziger und obenein flüchtiger Blick gewesen, den derselbe auf Hülsen gerichtet hatte; aber das denselben begleitende Hohnlächeln sprechend genug, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß früher oder später von ihm irgend ein Racheplan gegen Hülsen ausgeführt werden würde.

„Sei vorsichtig“, warnte Bülow; „nun der Franzose wieder auf den Beinen ist, wird er auch nicht ruhen, bis er Dir einen Streich und zwar hinterrücks versetzt hat; denn mit Dir wieder Aug' in Auge anzubinden, wird er sich nach den gemachten Erfahrungen wahrscheinlich hüten, ganz abgesehen davon, daß er die strengen Duellgesetze fürchtet.“

„Gehe auf Deinen nächtlichen Wegen nicht ohne Waffen aus und lass' Dich Deinen Diener aus der Ferne begleiten; diese Vorsicht kann nicht schaden", erinnerte Schwerin mit jener herzlichen Theilnahme, die ihren Quell in der aufrichtigen Freundschaft fand, welche er für Hülsen hegte.

„Sorgt nicht, meine Freunde; ich will mich schon zu hüten suchen", entgegnete Hülsen und fügte hinzu: „Uebrigens muß ich Euch gestehen, sollte ich noch einmal mit Dupont zusammentreffen, so würde ich ihm schwerlich eben so viel Rücksicht, als bei der ersten Begegnung, schenken."

„Das weiß er eben so gut, als wir", fiel Bülow lachend ein, brach aber das Gespräch nach einem auf die gegenüberliegende Galerie geworfenen Blick plötzlich ab und flüsterte:

„Du hast eine Eroberung gemacht, Hülsen, oder ich will nicht gesunde Augen haben!"

Dieser wollte sich nach ihm wenden; jener aber hielt ihn fest und flüsterte noch heimlicher:

„Rühre Dich nicht, sonst bringst Du mich um diese interessanten Beobachtungen!"

Nach einigen Augenblicken gab er ihn jedoch mit der Erlaubniß wieder frei, die Blicke geradezu auf die Stelle zu wenden, auf welcher die Gräfin Wartenberg saß.

Als Hülsen der Weisung seines Freundes folgte, begegnete sein Auge dem feurigen Blick der Gräfin, die ihn schon einige Augenblicke vorher betrachtet hatte. Ein

eigenthümliches Lächeln spielte um ihren Mund, das ihm das Wohlgefallen verkündete, welches sie an seiner Person zu nehmen schien; sie war durchaus nicht bedacht, dasselbe dem Grafen oder den Zuschauern zu verbergen.

„Ja, sie ist in der That schön, und eben so schön, als verführerisch!“ betheuerte Hülsen, mit der Gräfin, welche ihr Auge eben wieder auf ihn richtete, einen vollen Blick wechselnd. „Es war also die Gräfin, der ich in den ersten Tagen meines Hierseins einen kleinen Dienst erwies, und die mir damals mit demselben verführerischen Lächeln, wie heute, dankte“, bemerkte Hülsen.

„Sage: vertraulichen, und Du wählst Deine Bezeichnung richtiger“, schaltete Bülow ein; „denn jeder Mensch mit einigem Verstande wird dieses Lächeln also nennen müssen.“

„Ich muß Dir Recht geben, wenn auch kein Grund dazu vorhanden ist“, warf Hülsen hin, seine Blicke Anna wieder zuwendend.

„Was Du wahrscheinlich im Stillen recht sehr bedauerst“, bemerkte Bülow in sarkastischem Ton.

Die Meldung, der König nahe, unterbrach die Unterhaltung. Schon vernahm man das Rollen der schweren Carossen.

Bald darauf wurde die Thür zu einer der Galerien weit geöffnet, und der König, die Kurfürstin von Hannover führend, erschien. Ihm folgte die Königin, geführt von dem Herzog von Marlborough, dessen kriegerische Erscheinung auf die Zuschauer einen höchst vor-

theilhaften Eindruck machte. Der ihm vorangegangene lobende Ruf als Kriegsheld, der Ruhm seiner Tapferkeit, der ganz Europa erfüllte, sicherten ihm auch jetzt das höchste Interesse von Seiten der Anwesenden, mit welchem man ihn begrüßte.

Dem voranschreitenden königlichen Paare folgten die Prinzessinnen, Markgrafen und fremden Fürsten; zuletzt die Oberhofmeisterin der Königin, die Hofdamen, mehrere Kammerherren und einige Pagen, die sich sämmtlich im Hintergrunde der Galerie, hinter den Sesseln des königlichen Paares aufstellten.

Die Kleidung des letzteren war heute außerordentlich prachtvoll, namentlich die des Königs. Er trug, wie er es vorzugsweise liebte, einen zimmtfarbenen Rock von Sammet mit kunstvollen Goldstickereien; die bis zum Knie gehende Sammetweste strahlte von in Gold gesticktem, grotesken Laubwerk; jeder Knopf daran war ein in Gold gefaßter Brillant.

Nicht minder kostbar und reich an Edelsteinen war die Toilette der Kurfürstin, der Prinzessinnen und Hofdamen, und man würde nicht übertreiben, wollte man den Werth der zur Schau getragenen Kostbarkeiten auf mehr denn eine halbe Million schätzen.

Sophie grüßte freundlich nach allen Seiten in jener vertraulichen und ungezwungenen Weise, wodurch es den fürstlichen Personen so schnell gelingt, die Herzen ihrer Unterthanen dauernd an sich zu fesseln. Es blieb keine Person von irgend einer Bedeutung davon ausgeschlossen

und selbst die tiefer im Hintergrund befindlichen berühmten Baumeister Schlüter und Göthe wurden durch ein leichtes Nicken des Hauptes beehrt.

Beim Erscheinen des Königs erschallte ein klingender Tusch, den die Trompeter, Pfeifer und Pauker anstimmten; zugleich erhob sich die ganze Versammlung. Die auf den Galerien befindlichen Herren verneigten sich tief und wiederholt; die Damen knixten, und Alle blieben, bis der König und die Königin nach ihren Sitzen gegangen waren, in der angenommenen devoten Stellung.

Nachdem der König die Kurfürstin nach ihrem Sitz geführt hatte, prüfte er stehend rechts und links die Damen und Cavaliere, und man darf zuversichtlich annehmen, daß er sich mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob dieselben auch recht prachtvoll gekleidet wären. Diese Musterung dauerte mehrere Augenblicke, und sein scharfes Auge verrieth schnell sein Mißfallen, fand er bei einzelnen Personen irgend Etwas auszusetzen; wogegen er freundlich die Pracht und den Geschmack einer ihm zusagenden Kleidung anerkannte. Im Allgemeinen schien er heute mit den Toiletten sehr zufrieden zu sein, ließ sich auf seinen Sessel nieder und gab dadurch das Zeichen, daß auch seine Umgebung sich setzen durfte.

Während dieses Vorganges bliesen die Trompeter und Pfeifer.

Nachdem das Musikstück zu Ende war, gab der König,

offenbar in sehr guter Laune, das Zeichen zum Beginn des Schauspiels.

Mit Spannung hing jetzt jedes Auge an den unter dem Amphitheater befindlichen Behältnissen, und wenige Augenblicke nach dem gegebenen Zeichen öffneten sich zwei kleine in denselben vorhandene Thüren, und mit blinzelnden Augen sprangen vier Wölfe heraus, von ungewöhnlicher Größe, deren Heimath die polnischen Wälder waren; ein Geschenk des russischen Czaren.

Kaum hatten die Thiere das rollende Auge ein wenig an das Licht gewöhnt, als sie mit aufgehobenem Kopf und schnobernd umherliefen, sich umschauten und allmälig die Gegenstände rings um sich erkannten. Die Menschenatmosphäre, der Anblick der Menschen selbst schien plötzlich auf sie einzuwirken; ihr Haar sträubte sich hoch auf, sie fletschten die Zähne und drehten sich rücklings im Kreise herum, während sich ihre Angst und Wuth durch den Anblick der sie überall anstarrenden feindlichen Menschenaugen noch zu steigern schien. Nachdem sie auf diese Weise erkannt, daß sie eingeschlossen waren und ein Entkommen unmöglich sei, erhoben sie ein furchtbares Geheul, indem sie zugleich mit den Hinterfüßen im Sande charrten und sich aneinander drängten.

Noch war dasselbe nicht beendet, als sich hinter ihnen in den Thierzwingern eine Thür öffnete und drei Füchse in kurzem Satz heraussprangen. Geblendet von dem hellen Licht, blieben sie ein paar Augenblicke auf der eingenommenen Stelle regungslos stehen; dann aber, ihre

Blutfeinde erkennend, drückten sie sich tief in den Sand, das blitzende Auge auf die Wölfe gerichtet. In dem nächsten Augenblick jedoch waren sie bereits von diesen gesehen worden, und in wilden Sätzen, von Hunger gestachelt, sprangen dieselben auf die willkommene Beute ein. Die schlauen Füchse hatten sich noch tiefer in den Sand gedrückt, offenbar in der Erwartung des Angriffs, und entzogen sich diesem durch einen höchst geschickt berechneten Sprung unter den Wölfen fort. Die letzteren hatten darüber Zeit verloren, und während sie Miene zu einem neuen Angriff machten, waren die schnelleren Füchse bereits an dem entgegengesetzten Ende des Circus und erwarteten wieder in der früheren Stellung ihre Feinde, indem sie dasselbe Verhalten beobachteten. Doch die hungrigen Wölfe wurden von Secunde zu Secunde immer hitziger, und die Füchse mußten alle ihnen zu Gebot stehende Geschicklichkeit, Schlauheit und List anwenden, um nicht eine Beute derselben zu werden. Bisweilen glaubte man schon, daß einer oder der andere von ihnen verloren wäre; schon berührte die Schnauze des Wolfs den Balg, die Haare stoben und ein Büschel davon blieb in den Zähnen des Angreifers, die er prustend los zu werden suchte; aber eine geschickte Wendung oder ein kraftvoller Sprung rettete den Fuchs.

Mehrere Minuten dauerte dieser eben so komische als unterhaltende Kampf und würde ohne Zweifel mit der Niederlage der Füchse haben enden müssen; aber in dem

kritischen Augenblick stürzten acht mächtige, graue, zottige Wolfshunde mit lautem Gekläff aus dem Zwinger und fielen den Wölfen sofort in die Flanken. Jetzt wurde das Spiel ernster. Schnell ließen die Wölfe ihre Beute fahren, und vor dem Angriff ihrer furchtbarsten Feinde mit glühendem Auge zurückweichend, retteten sich die abgeängstigten Füchse in die für sie ein wenig geöffneten Behälter, die sodann geschlossen wurden, um den Wölfen keinen Fluchtweg zu bieten.

Jetzt begann ein eben so furchtbarer, als blutiger Kampf. Mit fletschenden Zähnen stürzten sich die wüthenden Hunde auf die Wölfe, die sich eben so muthvoll, als kräftig zu vertheidigen suchten. Die kämpfenden Thiere, deren Wuth von Secunde zu Secunde stieg, boten bisweilen einen Knäuel von sich windenden und krümmenden Körpern dar, während abgerissene Ohren, Fellstücke und rieselndes Blut den aufgewühlten Sand bedeckten. Einer der größten Wölfe lag mit aufgerissenem Leibe verendend auf dem Kampfplatz, und drei Hunde hielten ihn an der Kehle und anderen Körpertheilen fest und schienen die Zähne nicht mehr aus dem Fleisch frei machen zu können. Auch einer der Hunde stürzte mit blutendem Maule nieder, während die anderen bereits mehrfach verwundet waren. Jetzt ertönte ein Signal, und zwei Thüren des Zwingers öffneten sich, in welche die nicht tödtlich verletzten Wölfe, verfolgt von den Hunden, jählings stürzten, wodurch dem Kampf ein Ende gemacht wurde.

Darauf erschienen durch eine andere Thür mehrere bewaffnete Jagdbediente, führten die Hunde ab und säuberten den Boden von dem sterbenden Wolf und den umherliegenden Körperfetzen.

Das Ende des Spiels begleitete lauter Beifall, während zugleich die Musiker mit einem schmetternden Marsch einfielen.

Die allgemeine durch den Kampf erzeugte Spannung wich, und man unterhielt sich wieder, indem man sich Bemerkungen über das Schauspiel mittheilte oder andere Interessen besprach.

Der Wolfshetze folgte nach beendigter Musik eine Bärenhetze, die nicht minder furchtbar war und allgemeine Bewunderung erregte. Darauf und nach einer, wieder durch Musik ausgefüllten Zwischenpause wurde ein mächtiger Auerochs in den Circus gelassen, den man anfangs von Doggen, dann aber von ausgehungerten Wölfen hetzen ließ, während zugleich verschiedene Jagddiener die Wuth des Stiers durch rothe, an langen Stangen befestigte Fähnchen aufzustacheln sich bemühten.

Dieser Kampf war eben so schaudererregend, als interessant. Die an sich furchtbare Erscheinung des Auerstiers wurde noch durch die, in Folge des Kampfes sich steigernde Wuth desselben außerordentlich erhöht und erregte eben so sehr Schrecken, als laute nnd allgemeine Bewunderung.

Sehr befriedigt, gab endlich der König das Zeichen zur Beendigung des Kampfes, und die Thiere

wurden auf die frühere Weise wieder in ihre Behälter getrieben.

Es trat jetzt ein längerer Ruhepunkt ein, welchen die Vorbereitungen zu dem letzten Kampf und auch die Erschöpfung der Zuschauer nöthig machten. Ueberdies sollte der Schluß des Schauspiels etwas noch niemals Gesehenes darbieten, und so diente die längere Pause gewissermaßen auch zur Vorbereitung darauf, damit Geist und Sinne genugsam für das Schauspiel gestärkt wären.

Der König ließ den Hofjägermeister von Pannewitz zu sich kommen und gab ihm seinen Beifall für die stattgefundenen Hetzen zu erkennen und besprach sodann sehr angelegentlich, wie es schien, das noch zu Erwartende. Dann entließ er denselben.

Hülsen, obwohl von dem Schauspiel interessirt, wurde dennoch nicht so sehr davon in Anspruch genommen, daß er seine Blicke nicht häufig auf Anna gerichtet hätte; er bemerkte in ihren Mienen mehr Schrecken und Bedauern über die sich zerfleischenden Thiere, als Wohlgefallen. Diese Empfindungen mußte er vollkommen billigen; ja es that ihm innig wohl, in denselben die Gewißheit eines ächt weiblichen Gemüths zu entdecken, das Anna besitzen mußte, und um so mehr fühlte er sich von ihr angezogen. Sie hatte während der Kämpfe häufig ihr Antlitz abgewendet oder hinter dem Fächer verborgen, wohl auch nach ihm hinübergeschaut und, wie es schien, seine Empfindungen über das Schauspiel geprüft; daraus hatte er geschlossen, daß er ihr nicht ganz gleich-

giltig sein mußte. Ohne das wärmere Gefühl zu ahnen, das Anna für ihn hegte, fand er den Grund dazu in der mit dem Freiherrn angeknüpften Bekanntschaft; wahrscheinlich hatte sie ihn durch denselben kennen gelernt.

Bülow und Schwerin, namentlich der erstere, zogen ihn jedoch bald durch eine lebhafte Unterhaltung von seinen Betrachtungen ab; es gab so Vieles zu sehen und zu besprechen, daß ihn Bülow fast unaufhörlich durch Fragen und Bemerkungen anregte, vielleicht nicht ganz ohne eine geheime Absicht, auf die seine schlauen Mienen schließen ließen.

Schwerin war nach dem Erscheinen der Königin schweigsamer geworden; kaum gab er auf das Schauspiel acht, und sinnend blickte er vor sich hin, wenn sein Auge dem der Königin flüchtig begegnete.

Sophie schenkte den Thierkämpfen im Ganzen nur geringe Theilnahme und unterhielt sich lebhaft mit dem Herzog von Marlborough und der ihr zur Seite sitzenden Kurfürstin, und es schien, als ob sie dadurch den von jenen empfangenen Eindruck zu schwächen suchte. So war es in der That; denn sie liebte die Thierhetzen nicht und besuchte dieselben nur dem Könige zu Gefallen. Ihrem feinen, geläuterten Sinn konnten dergleichen Schauspiele nicht zusagen; aber sie war auch stark genug, ihre Neigungen dem Wunsch des Königs unterzuordnen, wenn es darauf ankam, einem beliebten Schauspiel durch ihre Anwesenheit mehr Bedeutung und Glanz zu verleihen. Denn die Berliner liebten die Königin so sehr, daß ihnen

irgend eine bedeutende Belustigung nur erst durch die Gegenwart derselben zum wahren Fest wurde, und Jeder schätzte sich glücklich, die Königin gesehen zu haben und ihrer huldvollen Erwiederung seines Grußes gewürdigt zu sein. Sophie wußte das und freute sich darüber; konnte sie sich doch überzeugt halten, daß diese Verehrung eine wahrhaftige, und eine Folge ihres milden, gütigen Herzens war, das in der Sorge für Bedrängte und Hülfesuchende nicht ermüdete.

Das Zeichen zum Beginn des letzten Kampfspiels wurde gegeben, und schnell verhallte die allgemein geführte Unterhaltung der Zuschauer. Erwartungsvoll sah man jedes Auge auf die Zwinger gerichtet, aus welchen die Dinge, die da kommen sollten, sich entwickeln mußten. Selbst die Königin schien gespannt zu sein und neigte sich ein wenig über die Brüstung der Galerie, um besser sehen zu können. Auf's Neue schmetterten die Trompeten, und kaum war ihr letzter Ton verhallt, als sich eine stark mit Eisen beschlagene Fallthür in den Thierbehältern öffnete und ein Löwe von außerordentlicher Größe und Schönheit sichtbar wurde.

Er lag in dem Käfig, schaute mit seinen großen, funkelnden Augen auf die Zuschauer, schien sich jedoch in seiner Ruhe nicht stören lassen zu wollen. In dieser Stellung verharrte er regungslos mehrere Minuten; dann jedoch erhob er sich, wahrscheinlich durch einzelne bewundernde Ausrufe und die auffordernden Mienen der Zuschauer dazu veranlaßt, schüttelte den ganzen Körper, daß der

Käfig erzitterte, und schritt alsdann stolz und gemessen in den Circus. Sein Benehmen verrieth nicht die mindeste Furcht oder große Ueberraschung über die ihn umgebende Zuschauermenge; langsam durchmaß er den Circus, die Blutspuren beriechend, welche die vorigen Kämpfe zurückgelassen hatten, stieß dann ein kurzes, dumpfes Brüllen aus und schritt wieder weiter. Er schien den Zuschauern durchaus keine besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen; denn bei seinem Umgang erhob er den Kopf kaum von dem Boden. So gelangte er endlich in die Nähe der Königin, welche mit großem Interesse das prächtige Thier bisher beobachtet hatte und bedauerte, daß der Löwe, von den Blutspuren angezogen, stets mit geneigtem Kopf einherschritt, wodurch ihr der volle Anblick desselben entzogen wurde. Endlich schien das Thier durch sein Nahen ihren Wunsch befriedigen zu wollen; von dem Verlangen erfüllt, den günstigen Augenblick nicht entschlüpfen zu lassen, neigte sie sich über die Brüstung und heftete ihr Auge auf den Löwen. Umsonst. Derselbe stieß auf's Neue ein dumpfes Brüllen aus und wühlte mit den Tatzen im Sande, den eine Blutspur bedeckte, und je mehr er wühlte, je näher er dem Blut kam, um so eifriger schien er zu werden. Seine langen Mähnen sträubten sich ein wenig, krauser wurden die Falten seiner Stirn, und mit dem starken Schweif schlug er gegen seine Weichen, dadurch anzeigend, daß sein Blutdurst erregt worden war und er sich vielleicht der Beute erinnerte, die sein tödtlicher Angriff ihm in Indien's

Wäldern sicherte. Seine Wildheit schien sich mit jeder Secunde zu steigern und war um so charakteristischer, als derselben eine fast phlegmatische Ruhe in seinem Benehmen vorangegangen war.

Das allgemeine Interesse erhöhte sich dadurch natürlich; namentlich aber hingen der Königin Blicke voll Spannung an dem edlen Thier. Der Löwe ließ sich indessen nicht stören und wühlte immer heftiger im Sande fort. Die Königin wurde ungeduldig; gar zu gern hätte sie sich den vollen Anblick seines Kopfes verschafft. Dies zu erreichen, glaubte sie des Löwen Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu müssen; sie schaute sich nach einem Gegenstand um, den sie dazu gebrauchen könnte; da fiel ihr Auge auf das an ihrer Brust befindliche Blumenbouquet, und im nächsten Augenblick flog dasselbe, von ihrer Hand geworfen, vor des Löwen Füße.

Ein allgemeiner Ausruf der Ueberraschung ward ringsum vernommen; denn man hatte gesehen, aus welchen Händen das Bouquet kam. Der König jedoch schien es nicht mit Wohlgefallen zu bemerken; es war ihm unlieb, daß sich Sophie von ihrer Ungeduld hatte fortreißen lassen; er fand darin einen Verstoß gegen die zu beachtenden Formen. Aber bald sollte sich seine Mißstimmung in die freudigste Bewunderung verwandeln.

Als die Königin mit erwartungsvollem Auge das Bouquet dem Thiere zuwarf, verharrte sie, gespannt auf die Wirkung dieses Mittels, in der obigen Stellung. Der Löwe stutzte, hielt sogleich mit Scharren ein und

richtete sein Auge auf das Bouquet; dann aber, als hätte er bemerkt, daß ihm dasselbe aus der Höhe zugefallen wäre, und als verlange ihn, sich Aufschluß darüber zu verschaffen, schaute er auf, und sein Blick traf die in voller Erwartung dasitzende Königin.

Das von diesem Moment in hohem Grade angeregte Interesse hatte Sophiens Antlitz und Auge eine noch ausdrucksvollere Färbung als gewöhnlich verliehen und den Reiz ihrer Schönheit wunderbar entfaltet. Der Löwe, wie es schien, davon gefesselt, erhob, unabläßig das Auge auf die Königin gerichtet, den Kopf noch mehr. Die vorher von dem erwachten Blutdurst verfinsterten Mienen in seinem Gesicht wurden milder, ja fast lieblich; sanft bewegte er den Schweif, als Zeichen des Wohlbehagens über den Anblick, und, davon wie an die Stelle gebannt, auf welcher er sich befand, bog er bald darauf die breiten Tatzen und streckte den schönen Körper, ohne das Auge auch nur einen Augenblick von Sophieen abzuwenden, leise schnurrend und behaglich im Sande aus und bot so ein herrliches Bild der von der Schönheit besiegten Wildheit und Kraft dar.

Ein rauschender Beifallssturm entlud sich fast unwillkürlich aus der Zuschauermenge. Jedes Auge hatte mit Spannung die Gewalt beobachtet, welche die Schönheit der Königin auf das vorher noch so wilde und blutdürstige Thier ausübte, und, als sich der Löwe demuthsvoll vor ihr niederstreckte, erreichte das Staunen seinen höchsten Grad und machte sich zugleich in einem allgemeinen

Beifall Luft. Mit demselben und fast wie auf ein gegebenes Zeichen flogen Hunderte von Bouquets in den Circus, und im nächsten Augenblick ruhte der Löwe in dem reizendsten und duftigsten Blumenbett.

Es war ein eben so malerischer, als interessanter Anblick.

Doch — wunderbar! — der Löwe ließ sich auch durch die reichen Blumenspenden in dem Anschauen der Königin nicht stören. Die Vordertatzen ausgestreckt, legte er den Kopf auf dieselben und blickte Sophie unverwandt an, mild und freundlich, und auf's Neue erhob sich ein Beifallssturm, den ohne alle Ordre selbst die Trompeter und Pfeifer durch einen improvisirten Tusch noch vergrößerten.

Das liebreizendste Lächeln spielte um der Königin Mund; sie schien durch den Erfolg ihres Mittels vollkommen zufrieden gestellt zu sein, ohne vielleicht den eigentlichen Grund dazu zu ahnen.

Erst als ihr der König in höflicher Weise sein Compliment über den Sieg machte, schien sie an die Wirkung erinnert zu werden, die das Menschenauge auf wilde Thiere zu machen befähigt ist, und dankte ihm und den sie hierauf mit gleichen Complimenten umringenden Fürsten und Prinzessinnen in ihrer anmuthigen und ungezwungenen Weise.

Keiner der hohen Gäste schien die Fortsetzung des Kampfspiels zu wünschen; zu lieblich war das so eben Erlebte gewesen und hatte jegliches Verlangen nach den furchtbaren Scenen besiegt.

Der König, dem dies nicht entging, gab daher den Befehl zum Aufbruch. Derselbe diente auch den Zuschauern als Weisung, daß das Schauspiel zu Ende sei, und so war ein Jeder von ihnen bedacht, in dem Gedränge glücklich den Ausgang zu erreichen.

Nachdem sich das Gitter hinter dem Löwen, den man auf geschickte Weise in den Käfig zu locken gewußt, geschlossen, und die allgemeine Aufmerksamkeit der Fortgehenden lediglich auf den Rückweg gerichtet war, sah man einen jungen Cavalier lauschend in einer halbgeöffneten Thür des Circus stehen, der, als er sich unbemerkt glaubte, eilig auf die Stelle zuschritt, auf welcher die Bouquets noch unberührt lagen. Mit scharfem Auge prüfte er die letzteren, und sein freudestrahlendes Antlitz verrieth, daß er gefunden, was er suchte; hastig neigte er sich zu dem der Königin, ergriff dasselbe schnell und war in dem nächsten Augenblick aus dem Circus verschwunden. —

Hülsen war beim Hinausgehen durch den Strom der rückkehrenden Zuschauer von seinen Freunden getrennt worden; er blieb deshalb auf dem Platz vor dem Circus stehen und wartete in der Hoffnung, die Gesuchten zu entdecken. Indem er das Auge umherstreifen ließ, um vielleicht außer seinen Freunden noch einem anderen Gegenstand zu begegnen, näherte sich ihm ein bejahrter Diener, jedoch nur im bürgerlichen Anzug, nahm einen günstigen Augenblick wahr, in welchem sie unbeobachtet

waren, und händigte ihm alsdann, rasch auf ihn zutretend, einen Brief ohne Aufschrift ein.

„An mich?" fragte Hülsen überrascht, nachdem er denselben empfangen hatte.

Der Diener bejahte, verbeugte sich und war bald darauf im Gedränge verschwunden. Hülsen trat auf die Seite, öffnete den Brief und fand eine dringende Einladung von seiner Unbekannten, sie heute, jedoch später als gewöhnlich, zu besuchen. Diese Einladung wäre ihm zu jeder anderen Zeit angenehmer gewesen; ihn beschäftigte heute ein so liebes Frauenbild, daß es ihm wünschenswerth sein mußte, darin durch kein anderes gestört zu werden. Aber der Diener hatte sich bereits entfernt; er konnte also die Einladung, so gern er es auch gewollt, nicht mehr ablehnen, und nahm sich daher vor, der letzteren zu folgen. Er verwahrte das Schreiben, schaute sich nochmals überall nach seinen Freunden um, und war wirklich so glücklich, Schwerin zu entdecken, mit dem er in dem nächsten Augenblicke zusammentraf, und in dessen Begleitung er dann nach Hause ging.

Kurz vorher, ehe Hülsen das Billet empfing, bemerkte man Dupont mit einem Bekannten in der Vorhalle des Circus stehen; während er sich mit diesem unterhielt, behielt er Hülsen stets im Auge. So entging es ihm nicht, daß derselbe Jemand zu erwarten schien, eben so wenig, daß er ein Billet empfing; sein Auge zuckte, eine dämonische Freude durchleuchtete seine Züge auf einen

Augenblick, dann, Hülsen noch immer beobachtend, setzte er die Unterhaltung mit seinem Bekannten fort.

Alles dies war Hülsen entgangen.

Als sich die Menge verloren hatte, trennte sich Dupont von seinem Bekannten und schlug den Weg nach einer Schenke in der Dorotheenstadt ein. Ein triumphirendes Lächeln spielte um seinen Mund.

Siebentes Capitel.

Das gestörte Rendez-vous.

Dem sonnigen Tage folgte eine schwüle Nacht. Am südlichen Horizont lagerte dunkles Gewölk, aus welchem fast ununterbrochen zackige Blitze schossen, ihren blendenden Schein weit über den Himmel verbreitend; doch vernahm man keinen Donner. Vom Zenith funkelten die Sterne hernieder und spiegelten sich in der sanft dahinwallenden Fluth; Leuchtkäfer umschwirrten lautlos die Erlengebüsche, und leise abgebrochene Laute der Nachtvögel tauchten aus der heimlichen Stille wie das Traumlispeln eines Kindes auf, um eben so schnell zu ersterben.

Es war ungefähr um die elfte Stunde, als zwei in dunkle Mäntel gehüllte Männer, sich leise unterhaltend, auf einem Fußweg sorglos durch den Wildpark schritten, ohne eine dritte, ebenfalls verhüllte Gestalt zu bemerken, welche ihnen vorsichtig und in einer kleinen Entfernung folgte. Eben so hatten sie es übersehen, daß dieselbe,

als sie durch das Thor traten, aus einem heimlichen Versteck am Stadtwall auftauchte, und, hier von Gesträuch und Bäumen gedeckt, unhörbar die Verfolgung begann.

Die Ersteren gelangten bis zu einer Stelle, von welcher ein anderer Fußweg nach dem Fluß hin führte. Der größere der Männer, dessen Verhalten sogleich erkennen ließ, daß er von Beiden der Gebietende sei, gab dem anderen leise einige Befehle und schritt alsdann auf dem bezeichneten Pfad in das Dickicht. Der Zurückbleibende musterte die Gegend so viel, als dies in der dunklen Nacht möglich war, hatte bald eine bequeme Stelle aufgefunden und setzte sich darauf nieder, und zwar so, daß er, den Rücken gegen einen Baumstamm lehnend, sowohl den ihm gegenüber liegenden, als den vorüberführenden Weg im Auge behielt. Wenige Augenblicke darauf vernahm man ein gedämpftes Pfeifen, und die wiederkehrende Melodie deutete ein einfaches Liedchen an, das er sich zur Kurzweil erwählt zu haben schien.

Die sie verfolgende Gestalt war, während sie still standen und sich besprachen, ganz nahe gekommen und hatte mit großer Aufmerksamkeit ihr Benehmen beobachtet, indem sie sich fest an einen Baumstamm schmiegte, um einer möglichen Entdeckung vorzubeugen.

Nachdem sich der Erstere von seinem Begleiter trennte, verharrte sie noch einige Augenblicke in der angenommenen Stellung, schlich alsdann unter dem Gesträuch fort und schlug darauf den Rückweg auf dem Fußpfade ein. Wie geschickt und behende auch ihr ganzes Verhalten war,

wie vorsichtig sie auch auftrat, so verursachte dennoch ein im Wege liegender dürrer Zweig, den sie mit dem Fuß berührte, ein vorübergehendes Geknister; augenblicklich hörte das Pfeifen des Sitzenden auf, und man bemerkte, wie er sein Ohr der Gegend zuwendete, aus welcher das Geräusch gekommen war. Er verharrte einige Augenblicke in der lauschenden Stellung; als seine Aufmerksamkeit jedoch durch eine Wiederholung des letzteren nicht gesteigert oder wach erhalten wurde, prüfte er, sich etwas vorneigend, den vorüberführenden Weg, und, als er daselbst nichts für ihn Interessantes zu entdecken vermochte, nahm er seine frühere, behagliche Stellung wieder ein; jedoch schien er das Pfeifen aufgegeben zu haben, da man keinen Ton mehr vernahm.

Eine viertel Stunde ging vorüber; während dessen hatte die Dunkelheit zugenommen; leichte Wolkenschleier hüllten allgemach die funkelnden Sterne ein; ein unheimliches Säuseln strich durch die Baumgipfel, und endlich kündigte dumpf hallendes Rollen das Herannahen eines Gewitters an.

Der Harrende erhob sich, trat auf den Weg und betrachtete den Himmel, schüttelte ein wenig den Kopf, schlug den Mantel fester um die Schultern und nahm alsdann seine frühere Stellung wieder ein, während er zugleich das vorher abgebrochene Liedchen auf's Neue zu pfeifen begann. Mit der Zunahme des Donners verstärkte sich auch sein Pfeifen, jedoch mit einer gewissen Vorsicht, und endlich, wie von Ungeduld getrieben, hörte

er plötzlich auf und blieb einige Augenblicke schweigsam; alsdann aber vernahm man verschiedene französische Worte, die er sich Mühe gab auszusprechen. Er wiederholte dieselben mehrere Augenblicke hindurch unablässig, und man konnte nicht zweifeln, daß er sich die Zeit durch eine solche Zungenübung, die ihm jedoch außerordentlich schwer zu fallen schien, zu verkürzen suchte.

Da wurde seine Unterhaltung durch den Hufschlag von Pferden unterbrochen, der sich von der Stadtseite her auf dem Fußsteig näherte. Er schwieg und horchte auf, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Bald darauf unterschied er zwei Reiter, von denen der eine einige Schritte vorausritt, die vorsichtig und langsam, um nicht von den überhängenden Baumzweigen verletzt zu werden, näher kamen.

Nicht weit von ihm hielt der Voranreitende das Pferd an, rief dem Anderen ein paar Worte in einer, dem Lauschenden völlig unverständlichen, Sprache zu, worauf sich derselbe etwas näherte, vom Pferde stieg und, dasselbe am Zügel haltend, dem ersten Reiter beim Absteigen behülflich war. Nach einer neuen Weisung nahm er alsdann das Pferd in Empfang und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß er der Diener des Ersteren sei. Dieser zeigte eine mittelgroße Gestalt; sein Ton hatte etwas Befehlendes und Kurzes, während der Diener außerordentlich devot erschien.

„Goddam, das wird ein schlimmes Wetter!“ fluchte der Herr in englischer Sprache.

„Yes, Mylord“, stimmte der Diener ein.

„Lass' Er meinen Sattel nicht wieder naß werden“, erinnerte der Erstere barsch.

„Ich habe eine Decke mitgebracht“, beruhigte der Diener, auf eine Zeugrolle deutend, die er seinem Pferde aufgeschnallt hatte.

„Schlaf' Er auch nicht wieder ein, sonst prügele ich Ihn durch“, warnte der Herr, diese Drohung mit einer entsprechenden Bewegung seiner Reitgerte begleitend.

„Yes, Mylord“, war die lakonische Antwort.

Mit dieser Drohung entfernte sich der Herr und schlug denselben Weg ein, auf welchem vorher die andere, von uns näher bezeichnete Männergestalt verschwunden war.

Die beiden Diener blieben allein; denn zum näheren Verständniß muß bemerkt werden, daß der Pfeifende, wie der geneigte Leser wahrscheinlich schon aus den Zungenübungen errathen haben wird, kein Anderer, als Franz, war. Der Engländer beschäftigte sich nach dem Entfernen seines Herrn damit, die Pferde ganz in der Nähe des lauschenden Franz an einem Baumstamm zu befestigen; alsdann breitete er über seines Herrn Sattel die mitgebrachte Decke, um der angedrohten Strafe mit Sicherheit zu entgehen, und legte sich darauf, kaum einen Schritt von Franz entfernt, auf dem Rasen nieder, während welcher Zeit er verschiedene sehr vernehmliche Flüche in englischer Sprache ausstieß.

Franz hatte bisher mit angehaltenem Athem und re-

gungslos gelauscht; die schreckliche Ungewißheit über den Zweck der Ankömmlinge, vorzugsweise aber das Verschwinden des einen Mannes in derselben Richtung, die sein Herr genommen, erregte alle mögliche Bedenken in ihm, ohne daß er doch mit sich einig werden konnte, was er in diesem kritischen Fall zum Nutzen seines Herrn als pflichtgetreuer Diener thun sollte und müßte. Er hatte sein Gehör über alle Maßen angestrengt, um aus der Unterhaltung der Männer den sie hieher führenden Zweck zu errathen; aber dies war ja ganz unmöglich, da die Leute eine nach seiner Meinung durchaus unchristliche Sprache führten, und es blieb ihm mithin für die Beurtheilung derselben nur die sehr kritische Alternative übrig, sie nach ihrem Kauderwälsch entweder für die wilden Indianer, die er bei dem kürzlich in Berlin erfolgten Einzug Caetano's, des berüchtigten Goldmachers, gesehen, oder für renommirte Spitzbuben zu halten, die, wie er wußte, ihre eigene Sprache hatten.

Gegen die zweite Annahme stritten nun freilich die anscheinend sehr stattlichen Pferde. Es war demnach eine größere Wahrscheinlichkeit für die erstere vorhanden, oder es mußte die Cultur der Verbrecher in Berlin sich schon bis zu der Höhe emporgeschwungen haben, um auf so bequeme Weise ihren Geschäften nachgehen zu können. In Anbetracht jedoch, daß Pferde ein vortreffliches Mittel zur Flucht wären, durfte er eigentlich auch die erstere Annahme nicht für durchaus fest begründet erachten, und

gerieth also in einen aufreibenden Zwiespalt mit seinen Ansichten.

Wiederum erkannte er zu seinem großen Bedauern die unberechnenbaren Nachtheile der verschiedenen Sprachweisen der Menschen; in dem gegenwärtigen Fall stellte sich das noch viel schlagender heraus, als je zuvor in Beziehung zu Babetten und seinem Rivalen. Sprachen diese beiden Leute, Indianer oder Diebe, ein ordentlich richtiges ostpreußisches Deutsch, so wußte er jetzt, woran er mit ihnen war, und konnte seinem Herrn vielleicht die erklecklichsten Dienste leisten. Mit diesen Betrachtungen eifrig beschäftigt, seufzte er unwillkürlich tief und laut auf, ohne zu bedenken, sich seinem zweifelhaften Nachbarn dadurch bemerklich zu machen.

Die Wirkung war eine fast plötzliche; denn in dem nächsten Augenblick stand der Engländer auf seinen Füßen und fragte überrascht:

„Wer ist da?!“

Aber auch Franz war aufgesprungen und antwortete durch seine mannhafte Person, die sich vor Toms — so war der Name seines Gegners — aufgestellt hatte.

„Goddam!“ schrie der Engländer, über die Maßen durch die nicht geahnte Nähe eines Menschen erschreckt, und griff nach dem in seinem Gürtel steckenden Messer.

„Was wollt Ihr?“ fragte er, sein ängstliches Auge auf Franz gerichtet, der mit voller Faust den heute zur Vorsicht angelegten Degen faßte, während sein scharfes und festes Auge den muthmaßlichen Feind fixirte. Als

der Engländer keine Antwort erhielt, wiederholte er seine Frage, ohne doch Miene zum Angreifen zu machen.

Da Franz das Englische nicht verstand, so suchte er sich statt der Antwort mit einer Frage zu helfen und zwar:

„Wer seid Ihr?!“

Jetzt verstummte der Engländer, der wiederum kein Wörtchen Deutsch verstand, und Franz sah sich in Anbetracht seiner Dienerpflicht veranlaßt, die vorige Frage nicht nur zu wiederholen, sondern derselben noch verschiedene andere, auf diese ungewöhnliche Begegnung sich beziehende anzureihen und steigerte dabei seinen Ton in der guten Absicht, sich dem Engländer alsdann leichter verständlich machen zu können.

Diese Mühe war jedoch zum Erstaunen des Ostpreußen durchaus vergeblich; der Engländer blieb bei seiner Sprache und seinem fragenden Ton, und beide gaben es zuletzt auf, die Conversation in der Culturſprache fortzusetzen, und ergänzten dieselbe durch lebhafte Mienen und Gesten. Die nützliche Folge davon war die, daß sie während dessen Zeit und Gelegenheit fanden, ihre Kleidung zu prüfen, und sich schließlich als ein paar Collegen erkannten, welche der Zufall zusammengeführt hatte.

Der Engländer stieß ein freudiges „Goddam!“ aus und reichte Franz die Hand, zum Zeichen, daß es ihn freue, eine so angenehme Bekanntschaft, wenn auch unter so besonderen Umständen, gemacht zu haben. Der Friede schien geschlossen zu sein, wenngleich wir nicht verhehlen können, daß eine vertraulichere Annäherung der Collegen

nicht stattfand, und dies nicht etwa lediglich den zwischen ihnen beobachteten Höflichkeitsrücksichten zugeschrieben werden darf.

Franz bedachte, daß die Nacht keines Menschen Freund sei und überdies ein Mensch mit einer so ganz und gar rohen Sprache unmöglich besondere sittliche Bildung besitzen könnte, wie er dieselbe von Denjenigen forderte, die er eines näheren und freundschaftlichen Umganges würdigte.

Ihr ferneres Verhalten blieb also durchaus conventionell, und Alles, wozu sich Franz im Lauf der Zeit herbeiließ, war, daß er aus angeborener Pferdeliebe dem Engländer durch Mustern und Betasten seiner Thiere zu imponiren suchte, worin ihn die über den Wald heraufsteigende Mondscheibe sehr unterstützte, indem sie seine Kennermienen und Blicke dem Engländer in das vortheilhafteste Licht setzte. Er sprach sich dabei in selbstgenügsamer Weise über die Vorzüge oder Fehler der Pferde mit seinem breiten Jargon aus, und that dies, da ihm die Aufmerksamkeit des Engländers schmeichelte, in einer gewissen Weitschweifigkeit, theils in der Absicht, demselben in jeder Beziehung möglichst verständlich zu werden, dann aber auch, um den Beweis zu liefern, daß er selbst der Heimath der besten Pferderacen der Welt angehöre. Staunend und mit offenem Munde vernahm der Engländer die Laute, ohne daß es sich Franz einfallen ließ, zu bedenken, wie ganz gleichgiltig es sei, diesen Vortrag den Bäumen des Waldes oder seinem Zuhörer zu halten.

Eben wollte er seinen Vortrag enden, als in der Ferne, nach dem Fluß zu, das verabredete Zeichen seines Herrn ertönte. Franz verstummte sofort, und der Engländer sah ihn mit furchtsamen Blicken an, da er die Ursache seines plötzlichen Schweigens nicht errieth und trotz des unverdächtigen Verhaltens dem neuen Collegen nicht ganz traute.

Einen Augenblick überlegte Franz, ob es unter den obwaltenden Umständen nicht vielleicht rathsamer wäre, vor seinem Entfernen den Ausländer unschädlich zu machen, da ihm das Zeichen irgend eine Gefahr andeutete, in welcher sich sein Herr befand; denn für diesen möglichen Fall allein war dasselbe verabredet worden; ein prüfender, auf Toms geworfener Blick hielt ihn jedoch davon ab; denn derselbe überzeugte ihn von der gänzlichen Unschädlichkeit des entsetzlich blondhaarigen und schmächtigen Jünglings. Mit einem vornehmen „bon soir", das er seinem Collegen beim Fortgehen in das Gesicht warf, schied er, bemüht, seinen Herrn auf dem kürzesten Wege zu erreichen, und überließ den ganz verblüfften Engländer der unheimlichen Einsamkeit. —

Hülsen war, wie wir gesehen haben, der Einladung gefolgt, und wurde wie gewöhnlich von der harrenden Dienerin eingelassen.

Die Dame empfing ihn heute nicht mit der gewöhnlichen Freundlichkeit, und verrieth in Ton und Geberde eine gewisse, nur mühsam zurückgehaltene Empfindlichkeit.

Hülsen bemerkte das sogleich und war darauf bedacht,

ihre sonstige gute Laune durch sein Benehmen wieder herzustellen. Es gelang ihm nicht. Sie blieb kühl, und er selbst fühlte sich heute von ihrer Erscheinung durchaus nicht in der früheren Weise angesprochen, und so mußte natürlich auch sein Benehmen etwas unfrei werden. Es war zwischen ihnen — er fühlte es heute zum ersten Mal — ein Etwas getreten, das eine Scheidewand bildete, über welche er nicht mehr hinweg konnte, und ohne deren Beseitigung doch die alte Vertraulichkeit, wie es schien, nicht mehr gut herzustellen war.

Ihr entging sein nachdenkliches Wesen nicht, und ihr Auge ruhte während der Unterhaltung prüfend auf seinem Antlitz, gleichsam, als wollte sie seine innersten Gedanken errathen.

„Wie hat Ihnen das heutige Schauspiel im Hetzgarten zugesagt?“ fragte sie im Lauf des Gesprächs.

„Die Königin hat in der That einen ungewöhnlichen Triumph durch ihre unvergleichliche Schönheit gefeiert“, entgegnete Hülsen mit großer Wärme in der Erinnerung des Erlebten, dem er die vollste Bewunderung geschenkt hatte.

Die Dame warf den Kopf ein wenig zurück, kräuselte höhnisch die Oberlippe und entgegnete in wegwerfendem Ton, während zugleich ein flüchtiges Roth ihres Gesichts den Unmuth verrieth, den Hülsen's Antwort in ihr erzeugte:

„Die Komödie war darauf angelegt; man kann den wilden Thieren allerlei Künste beibringen.“

Hülsen schaute sie erstaunt an.

„Sie vermuthen das?" fragte er.

„Die Königin ist eitel, und es läßt sich Alles machen", warf die Dame hin.

Hülsen schüttelte ungläubig den Kopf. Er war von der Grundlosigkeit dieses Verdachtes überzeugt. Der ganze Vorgang trug so offenbar den Charakter des Zufälligen und durchaus Ungesuchten, daß es nur dem weiblichen Neid möglich sein konnte, dahinter eine abgekartete Pointe zu wittern.

„Sie glauben mir nicht? Was liegt daran! Vielleicht, ja ganz gewiß ist Ihnen das auch gleichgiltig", fuhr sie in leichtem Ton fort.

„Doch nicht so ganz, wie Sie vielleicht glauben. Meine Verehrung für die Königin ist so aufrichtig, daß mir Alles, was dieselbe beeinträchtigen könnte, von Bedeutung sein muß", betheuerte Hülsen.

„Sieh, sieh, wie warm Sie über eine solche Bagatelle werden können!" rief die Dame lachend und fügte hinzu: „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie dem Vorgange so ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt haben, da Sie, wie ich weiß, ein junges Mädchen für die Zeit des Schauspiels unaufhörlich beschäftigte."

Hülsen erröthete. Es überraschte ihn, zu erfahren, also beobachtet worden zu sein und durch sein Verhalten zu der ausgesprochenen Behauptung Anlaß gegeben zu haben. Ein eifersüchtiger Zug schimmerte in dem Antlitz der Dame; sie schaute den Schweigenden einen Augen=

blick erwartungsvoll an und meinte alsdann in etwas gereiztem Ton:

„Sie können es nicht leugnen; Ihr Erröthen hat Sie mir zur Genüge verrathen. Gestehen Sie, die keusche Anna von Roßfeld hat Sie heute mehr interessirt, als die ganze Thierhetze und die Löwenkomödie dazu.“

Hülsen fühlte sich durch diese, wenn auch in leichtem Ton hingeworfene, Bemerkung verletzt.

„Wie können Sie das wissen?“ fragte er mit Befremden.

„Dazu habe ich allerlei zuverlässige Mittel“, bemerkte die Dame, den Kopf wiegend.

„Sie haben dem Schauspiel selbst beigewohnt“, behauptete Hülsen.

„So müssen Sie mich jedenfalls gesehen haben“, meinte sie lachend. „Ist's so?“

„Ich wüßte nicht. Zwar hat sich mein Auge bemüht, Sie ausfindig zu machen, da ich Ihre Anwesenheit voraussetzen durfte, indeß vergeblich; und dennoch muß ich nach Allem, was Sie mir gesagt, die Ueberzeugung hegen, daß Sie dort gewesen sind.“

„Denken Sie, was Sie wollen; aber vergessen Sie nicht, daß ich es von einem Manne, dem ich meine Gunst geschenkt habe, nicht dulde, neben mir einer Anderen zu huldigen, und wenn diese auch nur ein empfindsames Mädchen, wie Fräulein von Roßfeld, ist“, sprach die Dame in gereiztem Ton.

Hülsen zuckte zusammen; die wegwerfende Bezeichnung

Anna's hatte schnell seinen Unmuth erregt; er fühlte sich durch die Anmaßung der Dame verletzt und erkannte, daß sich zwischen ihnen in diesem Augenblick eine schwer auszufüllende Kluft für immer gebildet hatte.

„Ihre Forderung, meine Gnädige", sprach er in mühsam beherrschter Aufregung, „wird eine andere, von mir gestellte entschuldigen."

„Darauf bin ich neugierig", entgegnete die Dame in beruhigterem Ton und, wie es schien, zugleich bemüht, Hülsen in eine bessere Stimmung zu versetzen.

„Lassen Sie mich Ihr Antlitz schauen, damit ich mich überzeugen kann, ob Sie ein Recht zu einer solchen Forderung besitzen."

Die Dame lachte hell auf.

„Sie sind schlau, Hülsen, ohne doch zu überlegen, wie wenig Ihnen das helfen kann."

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch. Nachdem ich von Ihnen erfahren habe, daß wir uns vielleicht häufig begegnen, kann es mir nicht länger gleichgiltig sein, wer Sie sind. Ich würde Sie, falls Sie mir mein Verlangen nicht erfüllen wollen, von nun an in jeder Damengesellschaft vermuthen und mich von Ihnen im Geheimen beobachtet glauben. Das belästigt mich, und meine Natur duldet einen solchen Zwang nicht. Daher bitte ich nochmals, meinen Wunsch zu erfüllen; Sie hören, es ist nicht Neugier, die mich dazu veranlaßt", sprach Hülsen voll Nachdruck, da es ihm Bedürfniß war, sich der Dame vollständig zu offenbaren.

Die Wärme seines Tons, das Interesse, welches seine Worte für ihre Person verriethen, vielleicht auch die Ueberzeugung von der Billigkeit seines Verlangens, schienen der Dame sehr wohl zu thun. Ihr Mund zeigte die frühere Lieblichkeit; ihr Auge glänzte wiederum schalkhaft und liebeerfüllt; tändelnd berührte sie Hülsen's Wange und meinte kosend:

„Wenn mir mein Ritter hübsch treu zu sein verspricht und schwört, keine andere Göttin neben mir anzubeten, könnte ich mich vielleicht entschließen.“

„Göttinnen giebt es nicht, und anbeten soll man nur Gott“, gab Hülsen, in den Scherz eingehend, zu bedenken.

„Sind diese Ostpreußen schlaue Leute!“ rief sie lachend.

„Sie erfüllen also heute mein Verlangen?“

„Können Sie aber auch verschwiegen sein?“ fragte sie, plötzlich ernsthaft werdend.

„Ich gebe Ihnen mein Wort“, betheuerte Hülsen.

Die Dame wurde nachdenkend; sie sann einen Augenblick nach, erhob alsdann das Auge zu ihm und meinte:

„Ich habe einmal von einem Cavalier am Hofe Ludwig's XIV. gehört, der, nachdem er seiner ihm unbekannten Geliebten lange Zeit mit treuer Liebe anhing, sie dennoch, als sie ihn auf sein Verlangen ihr unverhülltes Antlitz sehen ließ und ihm Stand und Namen nannte, alsbald trotz seiner vorher gegebenen Versicherung verließ, obwohl sie ihm treu und ergeben blieb und obenein schön und gut war.“ —

„Befürchten Sie das auch von mir?“ fragte Hülsen.

„Die Männer ändern leicht ihren Sinn, wenn ihre Phantasie nicht mehr beschäftigt wird“, warf sie scherzend hin. „Doch will ich Sie für besser halten und möchte Ihnen trauen“ — — fügte sie hinzu, vollendete aber den Satz nicht.

„Welches Bedenken hätten Sie noch?“ fragte Hülsen dringender.

Sie schüttelte den Kopf und schien nochmals zu überlegen, ob es auch räthlich sei, seinen Wunsch zu erfüllen. Wiederholt prüfte sie seine Mienen, schien jedoch endlich von der sich darin spiegelnden Aufrichtigkeit überwunden zu sein, und sprach, ihm entschlossen die Hand reichend:

„Gut, Hülsen, Sie sollen mich kennen lernen; aber ehe ich Ihr Verlangen erfülle, gebe ich Ihnen noch zu bedenken, daß eine von Ihnen begangene Unvorsichtigkeit, die mich bloßstellen würde, Sie und auch — mich verderben muß und wird.“

„Ich hege von mir die Ueberzeugung, keine Unvorsichtigkeit zu begehen, und fürchte also auch deren Wirkungen nicht“, entgegnete Hülsen wahr und fest, ohne sich von den Worten der Dame irgendwie einschüchtern zu lassen.

„So möge das die Zukunft beweisen; ich will Ihnen vertrauen“, sprach sie, von seinem festen, männlichen Wesen überwunden, umschlang und küßte ihn darauf, und im Begriff, die Larve abzunehmen, sprach sie zögernd:

„So erfahren Sie denn“ — —

Hülsen's Auge und Ohr hing in der gespanntesten

Erwartung an ihrem Munde; endlich sollte er von einer quälenden Ungewißheit befreit werden, die er schon lange abzuschütteln Willens gewesen, woran er aber durch der Dame verführendes Wesen stets gehindert worden war. Jedes ihrer langsam gesprochenen Worte gewann also für ihn eine um so größere Bedeutung, als ihre Vorsicht und die Wichtigkeit, welche sie ihrer Person beilegte, ihn auf etwas Ueberraschendes und Interessantes vorbereitete.

Sie war nach einem kurzen Zögern eben im Begriff, fortzufahren, als sich ein leises, eigenthümliches Klopfen an der Tapetenthür, welche zu dem Empfangszimmer führte, vernehmen ließ. Die Dame hielt plötzlich inne, verfärbte sich ein wenig, fuhr aber im nächsten Augenblick erschrocken auf, als sie das Drehen eines Schlüssels im Schloß vernahm.

„Fort, fort!“ raunte sie Hülsen ängstlich und leise zu, schlug die faltige Draperie, welche die Wand hinter der Ottomane bedeckte, zurück, deutete auf eine daselbst verborgene Thür, sprang nach einem Marmortischchen, auf welchem ein Schlüssel lag, drückte ihm denselben in die Hand, und, während sie ihn durch die Thür in ein dunkles Cabinet schob, flüsterte sie ihm zu, daß er durch einen in dem letzteren befindlichen Ausgang in das Freie gelangen könne.

„Halten Sie sich keinen Augenblick in dem Cabinet auf, das könnte Ihnen und mir Gefahr bringen!“ rief sie ihm noch warnend zu, ehe sie die Thür hinter ihm schloß.

Nachdem Hülsen sich entfernt hatte, riß sie die Larve von dem Gesicht, warf dieselbe in ein Toilettenkästchen, athmete tief auf, beschaute sich flüchtig in dem venetianischen Spiegel, der ihre schöne Gestalt in voller Klarheit wiedergab und ließ sich alsdann in scheinbar vollkommener Ruhe und Sorglosigkeit auf die Ottomane nieder.

Das Drehen des Schlüssels hatte nur einen Augenblick gedauert; darauf wurden flüsternde Stimmen an der Tapetenthür vernehmbar, und nachdem sich die Dame niedergelegt hatte, öffnete sich eine Seitenthür in dem Gemach; die uns bekannte Dienerin erschien und meldete Mylord Rabi.

„Ich darf ihn wohl einlassen?“ fragte sie, einen prüfenden Blick durch das Zimmer werfend, um sich von Hülsen's Entfernung zu überzeugen. Zugleich ging sie nach einem Sessel, auf welchem des Letzteren Handschuhe lagen, nahm dieselben zu sich, suchte nochmals im Zimmer umher, ob irgend Etwas vorhanden wäre, das die Anwesenheit des vorigen Besuches verrathen könnte, näherte sich alsdann der Dame und sah dieselbe fragend an.

„Du weißt, was Du in diesem Fall zu thun hast“, bemerkte diese, ruhig in ihrer Lage verharrend.

Die Dienerin ging darauf in das nebenan liegende Cabinet, schob leise einen kleinen, eingelegten Riegel, der sich in der zum Empfangszimmer führenden Thür be-

fand, geräuschlos zurück, öffnete dieselbe und ließ einen äußerst sauber und reich gekleideten Herrn eintreten.

Derselbe war ungefähr vierzig Jahre alt, nicht eben häßlich, und seine Erscheinung trug das Gepräge eines echten Engländers an sich. Seine Bewegungen hatten etwas Eckiges, ohne doch dabei jene Grandezza einzubüßen, die eine Folge seiner hohen Geburt und gegenwärtigen bedeutenden Stellung am preußischen Hof war; denn Mylord Rabi war seit ungefähr drei Monaten englischer Bevollmächtigter.

„Ich habe mich also in der Annahme nicht getäuscht, Sie heute in Ihrem Elysium zu finden", hob er, sich verneigend, in gebrochenem Deutsch, dem er hin und wieder einige englische Ausdrücke beimischte, an, während er sich zugleich mit einer gewissen Vertraulichkeit der Dame nahte und die ihm dargereichte Hand an die Lippen führte.

„Und wie sind Sie zu dieser Vermuthung gekommen?" fragte die Dame unbefangen und mit einem verführerischen Lächeln.

„Das verdanke ich dem Zufall", entgegnete der Lord, während er sich zugleich neben der Dame auf die Ottomane setzte, und fügte hinzu: „Eine Nachricht von Wichtigkeit führte mich zu dem Grafen; ich traf denselben aber nicht zu Hause, erkundigte mich nach Ihnen und hörte, Sie wären gleichfalls nicht anwesend, woraus ich schloß, Sie bestimmt hier zu finden."

„Ich hätte auch anders wo sein können“, gab die Dame zu bedenken.

„Gewiß, Lady; aber zufällig sah ich Sie in einer einsamen Gasse in der Nähe des Walles aus Ihrem Wagen und in eine bereit gehaltene Sänfte steigen, und wußte nun, woran ich war“, — entgegnete der Lord, einen verständigenden Blick mit der Dame wechselnd.

„Sie müssen mir Ihren Besuch vorher stets anzeigen, sonst können Sie mich leicht in Ungelegenheiten bringen; denn wie Sie wissen, empfange ich auch von Jemandem Besuche, der die Ihrigen am allerwenigsten vermuthet und dieselben sehr übel aufnehmen würde“, bedeutete die Dame lachend und fügte nach einer Pause hinzu:

„Gewiß hat Sie heute Ihre Sehnsucht zu diesem späten Besuch verleitet.

„Um aufrichtig zu sein, muß ich das verneinen; ich wollte Ihnen meine Dienste anbieten. Ich sende in den nächsten Tagen einen Courier nach London und wollte Sie daher fragen, ob Sie demselben etwa Bestellungen anvertrauen möchten. — Wir können uns sicher auf denselben verlassen. — Sie verstehen mich, Lady. — Ihre Aufträge gehen an einen vertrauten Freund von mir, der für das Unterbringen der Gelder Sorge tragen wird“, entgegnete der Lord.

„Schreien Sie nicht so, Lord!“ rief die Dame und schaute sich etwas besorgt um. „Sie wissen, die Dienerschaft ist neugierig; man muß vorsichtig sein.“

„Ich will mir das merken, schönste Lady“, betheuerte

der Lord und fragte alsdann: „Nicht wahr, die beste Art, für Ihren Vortheil zu sorgen? Bedenken Sie, Jupiter's Goldregen könnte einst" —

„Sie sind ja ein vortrefflicher Freund, bester Lord", fiel die Dame erfreut ein. „Ihr Antrag kommt mir ganz gelegen. Sie sollen morgen das Nähere erfahren. Kommen Sie nur hierher."

„Sie sehen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, theuerste Lady, und ich hoffe daher auch, Sie werden Ihren Einfluß für meine Zwecke geltend machen, damit unser Verhältniß recht bald ein vertraulicheres werden kann", bemerkte der Lord.

„Also darum ist es Ihnen nur zu thun?" fragte die Dame schalkhaft, ihn leicht auf den Arm schlagend.

„Wie können Sie glauben, Schönste, daß mir die Politik höher stände, als das Interesse meines Herzens!" erwiederte der Lord in schmachtendem Ton.

„In der That, ich möchte Ihnen glauben", rief die Dame voll Laune aus; „denn Sie sind heute wie ein Dieb in das Haus gedrungen. Wie ging das zu?"

„Ich wurde nicht wie sonst von der Dienerin empfangen, fand die Thüren offen und zögerte nicht, in die mir bekannten Zimmer zu gehen. Als Sie auf mein Klopfen nicht antworteten, versuchte ich es, mir mit dem in der Thür steckenden Schlüssel Eingang zu verschaffen", erörterte der Lord, ward darin aber durch die Dame unterbrochen, die lachend einfiel:

„Was Ihnen jedoch nicht gelang, da ein unschuldiges Riegelchen die Pforten des Elysiums verschloß.“

„Ich merkte es, auch stellte sich Ihre Dienerin alsbald ein, und damit war mir durch Ihre Güte, meine reizende Lady, geholfen“, endete der Lord galant und zärtlich.

Die Dame entwickelte im Lauf der daran geknüpften Unterhaltung alle Künste der feinsten Koketterie, und es war ersichtlich, daß sie es darauf anlegte, die Sinne des zärtlichen Lords nicht nur anzuregen, sondern auch ihre Gunst dadurch um so kostbarer zu machen. Mit der ganzen, ihrer Schönheit und Schlauheit zu Gebot stehenden Verführung spann sie den gänzlich berauschten Lord fest in das Netz ihrer Reize ein, ohne ihn doch durch die Gewährung besonderer Gunstbezeigungen zu beglücken. Sie tändelte mit ihm, schwatzte über Vorgänge am Hofe, politische Dinge und Vorfälle in Familien, wußte ihm dabei manches wichtige Geheimniß zu entlocken, und während seine Sinne von ihren sich immer reicher entfaltenden Reizen zuletzt ganz berückt wurden, wünschte sie ihm plötzlich lachend eine gute Nacht, indem sie bemerkte, daß es Zeit sei, nach Hause zu kehren.

Der Lord war in Verzweiflung; aber sie lachte ihn aus und meinte:

„Ist das Feuer Eurer Herrlichkeit nicht von elendem Stroh, so wird es auch noch in einer späteren Zeit brennen; also noch ein wenig Geduld. Erhalte ich von Ihnen wichtigere Beweise Ihrer Ergebenheit, als es bis

jetzt geschehen, dann werden Sie auch als Jupiter mein Elysium betreten."

Dem schmollenden Lord blieb nach diesen Worten Nichts übrig, als ihrem Befehl zu gehorchen. Er entschädigte sich noch durch einige feurige Küsse, die er auf ihren blendend weißen Arm drückte, und empfahl sich alsdann mit zärtlichen Seufzern und Blicken, womit er die Göttin dieses Elysiums verlangend betrachtete. —

„Die rothe Maske und eine Sänfte!" befahl die Dame der nach einigen Augenblicken eintretenden Dienerin, erhob sich, ergriff einen Armleuchter, ging damit nach der hinter der Drapperie verborgenen Thür, öffnete dieselbe, trat in das Cabinet und schaute sich in demselben um. Dann näherte sie sich einem in's Freie führenden Ausgang, prüfte denselben, fand die Thür desselben fest zugedrückt, den Hülsen übergebenen Schlüssel im Schloß, und schien mit Allem wohl zufrieden zu sein.

Darauf ließ sie sich auf einen bequemen Sessel nieder, stützte den Kopf nachdenkend in die Hand und sprach leise vor sich hin:

„Und wenn er dennoch Etwas gehört hätte — Bah!" rief sie nach einigen Augenblicken und erhob sich voller Elasticität. Auge und Antlitz strahlten von Leben und Leidenschaft.

Eins der früher näher bezeichneten orientalischen Mädchen trat jetzt unhörbar ein, die verlangte Garderobe auf dem Arm tragend. Auf einen Wink der Dame näherte

es sich, ordnete deren Kopfputz und legte ihr darauf das Costum an.

„Wie spät ist es?“ fragte die Dame.

„Mitternacht“, antwortete das Mädchen.

„Die Larve her!“ herrschte die Dame dem Mädchen zu und befahl alsdann, mit raschen Schritten aus dem Zimmer schreitend:

„Dorotheenstadt, am Wasser!“

Sie stieg in die vor der Thür haltende Sänfte, und die Träger, mit dem Willen der Dame durch die Dienerin bekannt gemacht, schlugen den Weg nach dem bezeichneten Ort schweigend ein. —

Wir kehren zu Hülsen zurück, den wir in dem dunklen Cabinet verlassen haben, in das ihn die Dame nöthigte. Berührte es ihn schon unangenehm, die ersehnte Mittheilung der Dame gestört zu sehen, so war ihm die Art seiner Entfernung noch weniger angenehm. Solche Dinge widersprachen seiner innersten Natur, die durchaus gerade und offen war, wie wir wissen. Er kämpfte jedoch seinen Unmuth nieder, da es sich einmal nicht ändern ließ; auch mußten Zeiten und Sitten sein inneres Gefühl beschwichtigen.

Als er sich ein wenig von der Ueberraschung gesammelt hatte, war er bemüht, sich in dem völlig dunklen Cabinet zurecht zu finden und vor allen Dingen die bezeichnete Thür zu entdecken.

Das war nicht leicht, und er tappte eine ganze Weile fruchtlos umher. Leise auftretend, wie er das unter den

gegebenen Umständen für nöthig erachtete, schlugen einzelne Töne des in dem Cabinet zwischen der Dame und dem Lord geführten Gesprächs an sein Ohr; er blieb unwillkürlich stehen. Das Interesse für die Dame war in ihm zu groß, seine Neugier zu sehr angeregt, als daß er nicht das Verlangen hätte fühlen sollen, sich zu vergewissern, ob er vielleicht durch einen Rivalen vertrieben worden wäre.

Die Töne verriethen eine männliche Person, das gebrochene Deutsch, in welchem sich dieselbe ausdrückte, und die eingestreuten englischen Worte den Engländer. In welchem Verhältniß derselbe zu der Dame stand, blieb ihm verborgen; es schien ein vertrauliches zu sein; ob aber der Engländer der Gemahl der Dame war, ließ sich aus den wenigen Worten, die er gehört, nicht entnehmen. Er gab es endlich auf, seine Aufmerksamkeit dieserhalb noch weiter zu beschäftigen, als der Vorschlag in Betreff des Couriers sein Ohr erreichte. Also ein vertrauter Freund, dachte Hülsen, und völlig beruhigt, war er in dem nächsten Augenblick so glücklich, den Ausgang zu finden, öffnete denselben mit Hülfe des empfangenen Schlüssels und trat in's Freie.

Er verfolgte einen sich ihm darbietenden Fußsteig, der durch dichtes Gebüsch führte, in der Voraussicht, auf diese Weise am ehesten nach der Stadt zu gelangen. Aber er sollte sich bald getäuscht sehen.

Nachdem er einige Augenblicke gegangen war, umgab ihn dichte Waldung, und, in der Annahme fortschreitend,

daß dieser Fußsteig in den beim Hergange betretenen münden müßte, war er nicht wenig überrascht, als sich nach wenigen Schritten die Waldung lichtete und er einen Strom erblickte, an dem der Weg endete.

Das war eine unangenehme Entdeckung; doch suchte er sich schnell zu orientiren, und überzeugt, daß die Stadt zur Rechten liegen müsse, schlug er den Weg dahin durch den Wald ein. Er war bereits eine Strecke gegangen, ohne das gewünschte Ziel zu erreichen, und hielt es für das beste, seinem Diener ein Zeichen zu geben, um nicht länger zu irren.

Wir wissen, daß Franz nicht säumte, demselben Folge zu leisten, und bald darauf war er auch wirklich so glücklich, bei seinem Herrn anzulangen.

„Du hast vortreffliche Ohren, Franz", meinte Hülsen, erfreut über den Eifer seines Dieners.

„Aber wie in aller Welt haben Sie sich denn hieher verirren können?!" fragte dieser, sehr erfreut, seinen Herrn nicht in Gefahr zu sehen.

„Ganz zufällig", warf Hülsen hin. „Aber es scheint, wir bekommen Regen", fügte er hinzu, die einzelnen großen Tropfen bemerkend, welche durch die Blätter auf ihn herabfielen.

„Das Gewitter wird sich wohl genähert haben; denn auch der Mond ist fast ganz verschwunden", meinte Franz und forderte alsdann zum rascheren Gehen auf, um nicht durchnäßt zu werden.

Sie schritten rüstig weiter, während dessen Franz

seinem Herrn die mit dem blondhaarigen Toms erlebten Abenteuer mittheilte und daran seine weiteren Betrachtungen über die Unzulänglichkeit der Schöpfung knüpfte. Hülsen mußte über den höchst komischen Bericht herzlich lachen nnd gewann damit seine gute Laune wieder; zugleich gewährte ihm derselbe einen Anhaltepunkt für seine Vermuthungen, wer den so späten Besuch bei der Dame gemacht haben könnte. Es war ihm jetzt klar, daß der Engländer nur der Freund der Dame war, und wir wissen, daß Hülsen in dieser Annahme nicht irrte.

Endlich hatten sie die Stadt erreicht und verfolgten die längs den Linden sich hinziehende Straße, als Franz auf ein paar verdächtige Gestalten hindeutete, die sich ihnen von der einen Seite näherten.

„Halte Deinen Degen locker", befahl Hülsen leise.

Es herrschte ringsum eine Todtenstille, nur dann und wann durch ein mattes Rollen des Donners und das Geräusch, das die niederfallenden Regentropfen erzeugten, unterbrochen. Der Mond war fast ganz von Wolken verhüllt, ließ aber die Gegenstände ringsum möglichst deutlich erkennen.

Die oben bezeichneten Gestalten kamen gerade auf sie zu, und wenige Augenblicke darauf zeigten sich drei andere auf der entgegen gesetzten Seite, die ihnen, wie es schien, den Weg abzuschneiden Willens waren.

Hülsen konnte nach dem Benehmen dieser Leute keinen Augenblick zweifeln, daß es auf einen Angriff gegen ihn abgesehen sei; — ihm fiel soleich Dupont ein; — er

mußte daran denken, sich den Rücken zu sichern, um der ihm überlegenen Zahl der Angreifer nicht zu erliegen, was auf einem freien Platz, wo er nur von Franz unterstützt war, trotz der tapfersten Gegenwehr, leicht möglich gewesen wäre.

Er schaute sich deshalb nach einem Stützpunkt um; damals aber befanden sich noch keine Häuser in der Nähe der Linden. Der Platz war nach allen Seiten frei, hin und her nur mit Bäumen und Gebüsch und einzelnen Windmühlen, Schuppen und dergleichen nach dem Wasser zu unterbrochen. Außerdem war derselbe zu Gärten benutzt, in denen bisweilen Gebäude standen, die man mit einer Mauer umgeben hatte.

Hülsen erachtete es unter den gegebenen Verhältnissen für das Rathsamste, sich der Gegend zu nähern, in welcher er eine Mauer schimmern sah; zugleich glaubte er auch durch die veränderte Richtung, die er nahm, seine Verfolger irre zu führen. Er schlug daher den Weg nach der Dorotheenstadt ein, indem er Franz heimlich Verhaltungsbefehle für den Fall eines Angriffs ertheilte.

Kaum bemerkten die Verfolger seine Absicht, als sie sich ihm rasch näherten. Eine vermummte Gestalt führte sie an, und einzelne auffordernde Worte, die Hülsen vernahm, machten es ihm zweifellos, daß es sich in dem nächsten Augenblick um einen Kampf auf Leben und Tod handeln würde. Ohne seinem Fortschreiten den Anschein einer Flucht zu geben, war er doch bedacht, noch vor

dem Angriff sein Ziel zu erreichen, das noch mindestens fünfzig Schritte entfernt war.

Da vernahm er plötzlich einen unterdrückten Ruf, und in dem nächsten Augenblick sah er sich auch bereits im Rücken angefallen. Doch thaten dies nur vier der Männer; der fünfte hielt sich etwas bei Seite und beobachtete die Wirkung des Ueberfalls. Kaum drangen die Verfolger auf Hülsen ein, als sein Degen den ihrigen kraftvoll begegnete und auch Franz mit seiner Klinge furchtbar darein hieb. Ein glücklich geführter Hieb machte einen der Angreifer sogleich zum weiteren Kampf unfähig. Derselbe mußte eine tüchtige Schlappe bekommen haben; denn er stöhnte tief auf und sank bald darauf in die Kniee.

Der Anführer sprang hinzu, während er die Uebrigen zum weiteren Kampf anfeuerte, beschäftigte sich einen Augenblick mit dem Verwundeten und stellte sich alsdann an die Spitze der Angreifenden. Heftiger drangen die Gesellen nun auf Hülsen und Franz ein, und nur die Vereinigung von Kraft, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit vermochte den stürmischen Angriff ein wenig zurück zu halten. Namentlich war es der Hinzugekommene, dessen Tapferkeit und heftiges Eindringen auf Hülsen den Muth der Anderen rasch entflammte und die Gefahr für den Letzteren vergrößerte.

Ohne daß ein einziges Wort laut wurde, klirrten die Degen ununterbrochen aneinander; Hieb fiel auf Hieb, und helle Funken stoben durch die Luft. Bisweilen dämpfte

dumpfes Donnergetöse das Klirren der Waffen; bisweilen auch ward die Dunkelheit von dem Wetterleuchten auf Augenblicke erhellt, und Hülsen konnte die wilden Augen und Züge seiner Angreifer unterscheiden. Alle waren ihm fremd; die verhüllte Gestalt konnte er nicht erkennen.

Hülsen glaubte an der Führung der Waffen seiner Angreifer zu erkennen, daß er es nur mit Raufgesindel zu thun habe; als sich aber ihr Anführer hinzugesellte, wußte er schon nach einigen von diesem gegen ihn geführten Hieben, daß derselbe ein höchst geübter Fechter und Niemand anders, als sein Todfeind, Dupont, wäre.

Es war ein verzweifelter Kampf. Franz hielt sich vortrefflich; jeder Hieb, den er austheilte, schlug eine tiefe Wunde; doch vermochte er nicht, mit solcher Leichtigkeit, wie sein Herr, sich die Degenspitzen vom Leibe zu halten, und blutete bereits, wenn auch nur aus unbedeutenden Verletzungen.

Die Angreifer waren darauf bedacht, die sich vortrefflich Unterstützenden zu trennen, was ihnen jedoch anfänglich nicht gelingen wollte. Plötzlich sprang der Anführer auf Franz ein; sein Degen fuhr demselben durch die Schulter und verursachte, daß der tapfere Diener einen Augenblick mit der Vertheidigung innehielt. Diesen Umstand benutzte jener, und während Franz von einem Anderen heftig angegriffen wurde, war er auch bereits von der Seite seines Herrn fortgedrängt. Ohne ihn weiter zu beachten, richtete sich jetzt der Angriff der Uebri-

gen hauptsächlich auf Hülsen, der, sich vertheidigend, ruhig und gemessen nach der Mauer sich zurückgezogen hatte, und dieselbe, ehe seine Feinde es noch verhindern konnten, auch wirklich erreichte.

Er athmete auf; denn nachdem ihm der Beistand seines Dieners fehlte, war ihm nun wenigstens der Rücken gedeckt, und sein Degen sauste mit verdoppelter Kraft durch die Luft. Sein Arm war noch kräftig, jeder seiner Hiebe gefährlich; das schienen die Angreifer zu fühlen, und darum drangen sie äußerst behutsam auf ihn ein. Da, als man ihm durchaus nicht an's Leben konnte, befahl der Anführer in französischer Sprache, sich auf ihn zu werfen, und schon machten die Anderen Miene, dem Befehl zu gehorchen, als sich Tritte hören ließen. Schnell ergriffen nun die Angreifer die Flucht; nur ihr Anführer blieb zurück; von Wuth gestachelt, drang er auf Hülsen ein; im nächsten Augenblick jedoch stürzte er fluchend und blutend nieder.

Hülsen hörte Stimmen, Tritte, und die Gefahr bedenkend, in welcher er schwebte, wenn man ihn erkannte, schlüpfte er an der Mauer fort, um auf einem anderen Wege zu Franz zu gelangen. Aber kaum hatte er eine kurze Strecke zurückgelegt, als auch vor ihm Stimmen laut wurden. Es schien die Scharwache zu sein, welche in diesem verrufenen Viertel die Runde machte. Er befand sich in einer übeln Lage und spähte nach einem Versteck. Da entdeckte er eine Pforte in der Mauer, stieß an dieselbe, fand sie nur angelehnt und war in dem

nächsten Augenblick bereits hindurch geschlüpft. Schnell verschloß er sie dann mit dem an der inneren Seite befindlichen Riegel und hielt sich vorläufig für geborgen.

Er lauschte, an die Thür gelehnt, und überzeugte sich, daß es wirklich die Scharwache war, welche, durch das Geräusch des Kampfes aufmerksam gemacht, herbeieilte, um der Rauferei ein Ende zu machen und die Uebertreter des Gesetzes in Verwahrung zu bringen. Er schätzte sich glücklich, dieser für ihn größeren Gefahr glücklich entronnen zu sein, und bedauerte nur, seinem tapferen Diener nicht beistehen zu können. Doch beruhigte ihn die Gewißheit, daß auch Franz durch das Herankommen der Wache von seinem Gegner befreit sein würde, und überdies konnte er in allem Weiteren dessen Schlauheit vertrauen.

Nachdem er sich wieder ein wenig erholt und seinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, schaute er sich den Ort, an welchem er sich befand, näher an. Es war ein mit Gebüsch und Bäumen dicht besetzter Garten, in dessen ungefährer Mitte ein Gebäude stand.

Er schlug den sich ihm zunächst darbietenden Weg ein und gelangte an den Fluß, bis zu welchem die Mauer führte und an dem der Garten endete. Der Weg schien wenig betreten zu sein.

Durch den Garten schlendernd, gelangte er endlich in die Nähe des Hauses, dessen Fenster durch Laden verschlossen waren, und schon von ferne vernahm er ein wirres Getöse, das aus demselben zu kommen schien.

Er glaubte sich zu täuschen, da äußerlich kein Wesen oder Etwas, was auf ein so bewegtes Leben darin hätte schließen lassen können, bemerkbar war, und trat daher näher. Jetzt erst überzeugte er sich, recht gehört zu haben. Ein Gesumme von Menschenstimmen, unterbrochen von fröhlichem Gelächter, wogte in den inneren Räumen des Hauses. Er fragte sich, wohin er gerathen sei, ohne daß er darauf eine bestimmte Antwort fand.

Seine Neugier war angeregt, und er überlegte, wie er dieselbe am besten befriedigen könnte. Unwillkürlich schritt er weiter, um den Eingang in das Haus zu gewinnen, als er Tritte und Stimmen vernahm. Er blieb stehen, von Gebüsch verborgen, der kommenden Dinge harrend. Im nächsten Augenblick gewahrte er zwei Personen in rothen Masken dicht an ihm vorübergehen. Sie unterhielten sich, und seine Ueberraschung erreichte den höchsten Grad, — er vernahm die Stimme seiner geheimnißvollen Dame. Jetzt stand der Entschluß in ihm fest, sich jedenfalls persönlich von dem Treiben in dem Hause Gewißheit zu verschaffen. Auf demselben Gange, den vorher die beiden Personen gekommen waren, näherte er sich dem Hause, als ein Diener ihn mit den Worten empfing:

„Euer Gnaden befehlen wahrscheinlich eine Maske; bitte, treten Sie nur hier ein!“

Zugleich öffnete er eine Thür, die zu einem nicht großen Gemach führte, und indem er es, wie es schien, absichtlich vermied, Hülsen weiter anzusehen, bekleidete er

ihn mit einem rothen Domino, gab ihm einen schwarzen, spitzen Hut, woran eine rothe Reiherfeder steckte, und legte eine Teufelslarve neben ihn auf den Tisch. Er mußte Hülsen wahrscheinlich für einen zweiten Begleiter der Dame halten.

„Euer Gnaden finden heute eine zahlreiche Gesellschaft“, bemerkte der geschmeidige Diener, das ihm gereichte Geldstück einsteckend.

„Gehen Sie mir voran“, sprach Hülsen, sein Gesicht mit der Larve verhüllend.

Der Diener öffnete eine innere Thür des Zimmers, ging durch einen erleuchteten Corridor, und als sie eine daselbst befindliche Thür erreicht hatten, öffnete er auch diese, und vor Hülsen's überraschten Blicken zeigte sich ein nicht geahntes Schauspiel.

Achtes Capitel.

Der Bund der rothen Teufel.

Hülsen zauderte einen Augenblick, einzutreten, so phantastisch und bizarr war der, sich seinen Augen darstellende Anblick.

In dem Lichtmeer eines, mit allen möglichen Attributen der Hölle wunderbar ausgestatteten Saals schwirrten lachend, scherzend und tanzend hunderte der wunderlichsten Gestalten durcheinander, Teufel in allen erdenkbaren Verschiedenheiten, aber nur solche. Beide Geschlechter waren vertreten, wie es die Gestalten und Stimmen, noch mehr aber zwei kleine Hörner verriethen, welche an der Larve der Frauen befestigt waren.

Der Kopfputz derselben hatte die abenteuerlichsten Formen und Farben; alle jedoch trugen den dämonischen Charakter an sich, den ihnen selbst die Fülle von Edelsteinen, der Reichthum und die Kostbarkeiten des Schmuckes nicht raubten. Lebende Blumen, Weinlaubkränze wechselten

mit künstlichem Blumenschmuck ab. Aehnlich waren die Gewänder geziert, an denen außerdem eine Menge Goldzierrathen verschwenderisch angebracht waren.

Jegliche Maske hüllte ein feuerrother, seidener Mantel ein, der sich bei Allen ziemlich gleich blieb.

Die Kopfbedeckung der Männer war wie die Hülsen's; doch fand man auch darin mannichfache Variationen. Viele der Frauen hatten die Kapuze ihres Mantels über den Kopf gezogen, um auf diese Weise sich sicherer vor dem Erkennen zu schützen. Der Domino diente meistens nur zur Verhüllung anderer, höchst phantastischer Costüms, die man darunter trug, und ein bauschiges Beinkleid verrieth nicht selten weibliche Formen.

Außerdem ließ der nur leicht übergeworfene Mantel Bacchantinnen, Nymphen, Nonnen, Landmädchen, Phantasiemasken aller Art erkennen, deren Mannichfaltigkeit in Erstaunen setzte.

Eben so mannichfaltig waren die Costüms der Männer. Satyre, Faunen, alle Götter der mythischen Unterwelt waren dabei vertreten, und es fehlten selbst verschiedene Fürsten der modernen Hölle nicht, deren Attribute oft sehr kostbar waren.

Aus den Teufelslarven schauten funkelnde, genußsüchtige Augen; jede Miene, jede Bewegung athmete Vergnügen und Lust. Es war ein außerordentlich lebensvolles und die Sinne eben so erregendes, als verwirrendes Schauspiel.

Man erkannte sogleich, daß man sich hier lediglich in

der Absicht zusammen gefunden, dem Genuß zu fröhnen. Lachen, Scherze, witzige und humoristische bon mots, allerlei Neckereien wechselten mit leidenschaftlichen Tänzen ab, wozu ein verborgenes Orchester, in Form eines flammenden Höllenpfuhls, spielte.

Nachdem sich Hülsen von dem ersten, fast überwältigenden Eindruck etwas erholt und eine Stelle erreicht hatte, die ihn vor dem betäubenden Gewirre etwas schützte, das ihn vorher jeden Augenblick in seinen bacchantischen Strom zu reißen drohte, und dem er nur durch eine schnelle Wendung zu entgehen vermochte, ließ er das Auge prüfend in dem Saal umherschweifen. Jetzt erst ordneten sich die Formen und Einrichtungen desselben vor seinen Blicken, und er erkannte, daß der Saal nichts Anderes, als eine Hölle darstellen sollte. Decorationen, Draperieen und die damit untermischten Transparente trugen diesen Charakter.

Der Saal schien aus rohen Felsenmassen gebaut zu sein, und die Decke desselben verlor sich in einer Wölbung, aus deren unregelmäßigen Vertiefungen blutrothe Lichter ihren unheimlichen Schein auf die Gesellschaft warfen. In ähnlicher Weise war in Seitennischen die Beleuchtung angebracht, so daß die Personen sich wie in einem Flammenmeer zu bewegen schienen.

Die Transparente zeigten fratzenhafte Kobolde in lüsternen Stellungen, den Hexentanz auf dem Blocksberg, allerlei komische Situationen, und man war genöthigt, darin die Phantasie des Malers zu bewundern. Witz,

Satyre, Humor waren verschwenderisch angebracht, oft auf eine höchst geniale Weise die Zeitverhältnisse geißelnd.

Eins der Transparente zog Hülsen's Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich: die Darstellung einer Taufe an einem neugeborenen Teufel, wozu aus der Oberwelt allerlei bekannte Persönlichkeiten als Pathen eingeladen waren, die dem Täufling Geschenke, mit vielfachen Beziehungen auf die Geber, darbrachten. Nicht minder interessant war eine Teufels-Idylle, deren Erfindung den genialsten Künstler verrieth. Andere Transparente zeigten wiederum die Qualen der Verdammten, die sich aber von denjenigen unterschieden, die sich die Phantasie des Aberglaubens ausmalt, und hier war der Humor in einer Weise entzügelt, daß die beabsichtigte Wirkung durchaus nicht in Frage gestellt werden konnte. Am schlimmsten kamen dabei die eifersüchtigen Ehemänner, die prüden Frauen und Mädchen fort, noch übler die Philister, Tugendhelden, und am übelsten die Mönche und Betbrüder.

Unter diesen Beobachtungen langsam den Saal durchschreitend, gelangte Hülsen, vielfach von dem Gewirr berührt, zu einem Cabinet, das er betrat. Dasselbe war phantastisch ausgestattet. Ottomanen, mit blutrothen Seidenstoffen bekleidet, standen ringsum an den Wänden, davor kleine Marmortische. Eine große Ampel, die von der Decke hing, beleuchtete das Gemach. Es befanden sich mehrere Personen darin, die Wein tranken, und unter denselben auch einige Frauen. Die Unterhaltung war lebhaft und wurde in französischer Sprache geführt.

Er ging von da in ein anderes, daneben befindliches Cabinet, das in ähnlicher Weise ausgestattet war. Hier wurde das damals beliebte englische Eichelspiel gespielt, und wie es schien, hoch. Auch hier war das schöne Geschlecht vertreten, und es herrschte daselbst große Ungezwungenheit und Vertraulichkeit.

Von dem Verlangen erfüllt, sich von der Gegenwart seiner Dame zu überzeugen, prüfte Hülsen die darin anwesenden Personen, ohne jedoch das gewünschte Resultat zu erlangen.

Die Masken gestatteten kein genaues Urtheil über das Alter und die Persönlichkeit; doch verriethen Sprache, Benehmen und Haltung derselben, daß bei beiden Geschlechtern nicht die Jugend allein hier dem Genuß opferte, sondern auch das reifere Alter vertreten war.

Die allgemeine Loosung schien Freiheit und Lust zu sein.

Das Benehmen der Personen, die gebildete Sprache, in der man sich unterhielt, der Reichthum der Kleidungen, Alles deutete darauf hin, daß diese Gesellschaft den besseren Ständen angehörte, durch ein geheimes Uebereinkommen gebildet worden war, und nur der Eingeweihte Zutritt hatte. Es gab damals in Berlin mehrere solcher geselligen Kreise, die, eine Nachahmung der geheimen gesellschaftlichen Vergnügungen in Paris, von französischen, nach Berlin gekommenen Abenteurern gegründet worden waren.

Diese Gesellschaft, in welche der Zufall Hülsen geführt hatte, nannte sich „der Bund der rothen Teufel“; daher die wunderliche Ausstattung des Saals und die nicht minder bizarren Costüms. Man wollte etwas Neues haben und gerieth dabei auf diesen wunderlichen Gedanken. Welche Theilnahme dieses Unternehmen fand, bewies die zahlreiche Gesellschaft; nicht minder erkennt man daraus, wie groß die Sittenverderbtheit in der damaligen Zeit auch selbst in den höheren Klassen gewesen sein muß, und daß Baron von Roßfeld Hülsen eine nicht zu übertriebene Schilderung von den Sitten an Friedrich's Hofe gemacht hatte; in diesem Augenblick gab Hülsen dem väterlichen Freunde aus vollem Herzen Recht.

Ermüdet von dem Gewirr und Schauen, trat er endlich in ein von Personen leeres Gemach, das von dem Saal entfernt, und dessen Eingang durch Vorhänge verschlossen war. Es schien zum Ausruhen bestimmt zu sein. Mehrere Porzellanvasen, welche in den Ecken des Gemachs auf Marmortischen standen und die prächtigsten Bouquets enthielten, gaben dem Gemach etwas Trauliches. Die Blumen verbreiteten einen angenehmen Duft, und eine Glasampel warf ihr mildes Licht über die Gegenstände.

Hülsen befand sich nur wenige Minuten darin, als sich in dem Nebencabinet fröhliche Mädchenstimmen vernehmen ließen; bald darauf bewegten sich die Vorhänge, und, Arm in Arm, traten zwei reizende Teufelinnen plaudernd ein.

Sie bemerkten Hülsen sogleich, kamen zu ihm und ließen sich neben ihm nieder.

„Bist Du schon müde, Teufelchen?“ fragte die Eine in naiv-komischem Ton, indem sie seine Hand ergriff.

Hülsen machte ein bejahendes Zeichen.

„Und doch siehst Du mir gar nicht danach aus“, fuhr sie lachend fort.

„Sein Meerkätzchen ist ihm wahrscheinlich untreu geworden; darum ist er nun melancholisch“, scherzte die Andere.

Hülsen verneinte.

„Hast Du die Sprache verloren, oder bist Du stumm zur Welt gekommen?“ fragte die Erstere.

„O, nicht doch! Siehst Du denn nicht, er hält Betstunde!“ rief das zweite Mädchen lachend.

„Für einen Betbruder hat er eine zu schöne Figur“, meinte die Erstere, Hülsen mit glänzenden Blicken betrachtend.

„Laß ihn in Ruhe. Er ist gewiß ein Cavalier, der auf seinen guten Ruf bedacht ist“, scherzte die Andere.

„Zeige, daß meine Freundin Recht hat, und laß uns Deine höfische Bildung in einem Tänzchen bewundern. Komm nach dem Saal.“

In dieser Weise waren die Mädchen bemüht, Hülsen zu einer Unterhaltung zu bewegen, was ihnen jedoch nicht gelang. Er befand sich nicht in der Stimmung, auf ihre Scherze einzugehen, und so sahen sich die allerliebsten

Teufelchen endlich genöthigt, wenn auch etwas ungeduldig, den starren Kumpan zu verlassen.

„Warte", rief die Erstere ihm beim Fortgehen zu, „für Deine Unhöflichkeit sollst Du bestraft werden. Wir schicken die Teufelsmutter zu Dir, die soll Dich martern!"

Lachend hüpften sie aus dem Zimmer.

Um nicht so bald wieder belästigt zu werden, ließ sich Hülsen in einer von Vorhängen zum Theil verhüllten Fensternische nieder. Er fühlte das Bedürfniß, einige Augenblicke ungestört zu sein. Er hatte recht daran gethan; denn in dem nächsten Augenblick vernahm er vor dem Gemach Männerstimmen, und bald darauf traten zwei Personen ein, ohne die Unterhaltung zu unterbrechen.

„Lassen Sie uns", sprach der Eine, nachdem er sich umgeschaut hatte, „noch ein Wörtchen über diese Angelegenheit sprechen; dieselbe kann für Sie eben so wichtige Folgen haben, als für mich."

„Ah, bah!" warf der Andere leicht hin. „Thorheit, sich einzubilden, daß man dem Grafen so leicht an den Hals könnte!"

„Nehmen Sie die Sache nicht so leicht", warnte der Erste und fügte hinzu: „Ich habe zuverlässige Nachrichten, daß in der Camarilla der Königin irgend Etwas gegen ihn gebraut wird."

„Ein unschädlicher Trank, nichts Anderes, an dem er nicht sterben wird! Der Graf hat eine zu gute Constitution", meinte der Zweite lachend.

„Glauben Sie, Barfuß wird eher ruhen, bevor er Genugthuung durch den Sturz des Ministers erlangt hat?“ fragte der Erste mit etwas gedämpfter Stimme.

„Was, Barfuß! Der General ist machtlos und obenein ohne alles Geschick für die Intrigue, die doch das einzig wirksame Mittel in diesem Fall wäre“, meinte der Zweite mit barscher Stimme.

„Sie vergessen, daß sich noch Leute von Verstand in der Umgebung der Königin befinden.“

„Gut, ich gebe das zu. Da ist zum Beispiel Dohna, dem ich Etwas zutraue; aber, liebster Baron, übersehen Sie nicht, daß auch der schärfste Verstand Nichts gegen eine überlegene Macht vermag.“

„Auch das gebe ich zu; aber lassen Sie es sich von mir gesagt sein: Seien Sie vorsichtig!“

„Ich danke Ihnen, und, nun Sie mich aufmerksam gemacht haben, wollen wir ein wenig spioniren. Es müßte mit dem Teufel zugehen, sollten wir der Sache nicht auf den Grund kommen.“

„Sie wissen, was geschehen ist. Der Skandal, den Cochius auf der Kanzel machte, geschah lediglich auf Anstiften des Grafen.“

„Ich konnt' es mir denken!“ lachte der Zweite.

„Die Königin wird das eben so gut, als wir, erfahren haben, und die natürliche Folge davon sein, daß sie den Premier zu stürzen sucht, der ihr, wie seine Frau, längst ein Dorn im Auge ist“, gab der Erstere zu be-

denken. — „Haben Sie Aussicht, die Stelle zu erhalten?“ fragte er darauf.

„Sie wissen, wer dieselbe jetzt einnimmt“, meinte der Gefragte in etwas gedehntem Ton.

„Das beste Mittel, ihn unmöglich zu machen, ist eine gute Nachricht, die sie dem Minister bringen,“ entgegnete der Erstere voll Ueberzeugung.

„Sie haben Recht. Ich will Ihren Wink benutzen.“

„Da giebt es eine vortreffliche Aussicht zu einem weiteren Avancement“, meinte der vorige Sprecher, und man merkte es seinem Ton an, daß er wo möglich selbst zu der vorgeschlagenen Beförderung Lust verspürte.

„Die Stelle bringt Etwas ein“, bemerkte der Zweite.

„Namentlich, was so nebenbei abfällt, und wenn es Ihnen gelingt, sich in das Vertrauen des Grafen zu schmeicheln, — so kann es Ihnen gar nicht fehlen“, erörterte der zweite Herr.

„Es wäre auch die höchste Zeit; denn ich stecke bis über die Ohren in Schulden, und verbessern sich meine Einnahmen nicht bald, so bekommt der verdammte Jude Liepmann meine schöne Besitzung“, erwiederte der Erste in etwas verzweifeltem Ton.

„So werden Sie meinen Wink um so mehr beachten, und, mich, geht es Ihnen gut, auch nicht vergessen.“

„Versteht sich. Aber seien Sie thätig, damit man recht bald etwas Wichtiges in der Hand hat, womit man dem Grafen gelegen kommt“, forderte der Erste auf.

„Verlassen Sie sich auf mich. Sie sollen sehen, daß ich der rechte Mann für solche Dinge bin. Aber, Baron, es bleibt dabei: eine Hand wäscht die andere.“

„Gut, gut. Ich hab's ja schon gesagt“, preßte der Zweite ärgerlich heraus und fügte alsdann roh=lachend hinzu: „Sie pfeifen wahrscheinlich auch schon aus dem letzten Loche.“

„Das Leben kostet verdammt viel Geld, und man will doch leben“, gab der Andere zugestehend zu bedenken.

„Wir wollen es uns schaffen. Eine gute Intrigue oder sonst Etwas, und wir bekommen wieder Geld und Credit vollauf. Aber gelingt unser Plan, will ich diesen verdammten Juden, besonders dem Liepmann doch Etwas anflicken. Das Gesindel frißt Einem die Haut vom Leibe. Doch kommen Sie. Es ist heute eine charmante Gesellschaft in uns'rer Hölle, und so lange es geht, lassen Sie uns genießen, Baron!“

Mit dieser Aufforderung erhoben sich die beiden vertrauten Freunde, entschlossen, eines jener sauberen Plänchen auszuführen, wie sie der Eigennutz und die Gewissenlosigkeit damals in Hülle und Fülle schmiedeten, um sich Mittel und Ansehen zu verschaffen.

Hülsen fühlte sich von dem Vernommenen durchaus nicht überrascht; er war lange genug in Berlin, um auch in dieser Beziehung einige Erfahrungen gesammelt zu haben.

Ehe er noch weitere Betrachtungen an das Vernom=

mene knüpfen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit auf's Neue beansprucht. Man riß die Vorhänge des Cabinets heftig auf, und zwei Teufel traten ein.

„Lassen Sie uns einen Augenblick ruhen; der Tumult hat mir fast den Athem benommen", hob der Eine von Beiden an, dessen Ton die bezeichnete Schwachheit verrieth.

„Ich glaube, Sie ärgern sich", sprach der Andere lachend, während er sich behaglich in die Polster warf.

„Und weshalb?" fragte der Erstere phlegmatisch.

„Nun, ich dächte, das wäre nicht eben schwer zu beantworten", entgegnete der Letztere, noch immer lachend, und fügte hinzu: „Welcher Ehemann sieht es gern, wenn seine Frau ihre Gunst auch Anderen schenkt"!

„Sie irren. Was diesen Punkt anbelangt, denke ich, kennen Sie meine Ansichten", warf der Zweite leichtfertig hin.

„Keine Frage! Sie sind der nachsichtigste Ehemann von der Welt; indessen, es gehört doch viel Consequenz dazu, diese Gunstbezeigungen so vor unseren Augen ausgetheilt zu sehen. Denn ich täuschte mich nicht, — es war ihre Frau, die mir in der Nymphen-Maske in Begleitung von Marwitz begegnete", bemerkte der Erste.

„Was weiter? — Sie war's. Macht ihr die Liaison Spaß, bringt mir dieselbe Nutzen. Im Uebrigen bleiben wir vor der Welt die besten Eheleute", erörterte der speculative Gatte.

„Ihre Frau ist in der That reizend, und ich gestehe

Ihnen nach der so eben gehörten Erklärung offen, wäre sie nicht eben Ihre Frau, ich würde mich längst um ihre Gunst beworben haben", — bemerkte der Erstere sehr freimüthig.

„Thun Sie es doch! Wer hindert Sie daran? Bin ich in einem Fall speculativ, kann ich in dem zweiten auch ein Auge zudrücken", bemerkte der Andere lachend.

Es trat eine augenblickliche Pause ein, die der Erstere dadurch ausfüllte, daß er ein Etui aus der Brusttasche zog, daraus ein Papier nahm und es seinem Begleiter mit den Worten einhändigte:

„Eine Liebe ist der anderen werth. Zerreißen Sie das Blatt hier."

„Meinen Schuldschein?!" fragte der Zweite etwas überrascht, zögerte ein wenig, denselben anzunehmen, griff aber dennoch bald danach, als der Geber durch ein leichtes Nicken des Kopfes bejahte.

„Es ist das keine Bagatelle, liebster Freund", meinte er bedenklich.

„Ihre Frau ist auch reizend", gab der Andere zu bedenken.

„Ah so, ich verstehe. Sie haben Recht. Bon." Mit diesen Worten zerriß er den Schuldschein.

„Ich weiß, Ihre Frau ist eine Freundin von Brillanten", fuhr der Erstere gleichmüthig fort, „erbitten Sie sich in meinem Namen die Gunst, ihr morgen ein Bouquet davon in einem bequemen Stündchen überbringen

zu dürfen. Es würde mich sehr glücklich machen, sie damit zu erfreuen.“ — —

„Sie sind in der That ein rascher Liebhaber“, sprach der Andere lachend. „Freilich“, fügte er hinzu, „in Ihren Jahren ist man das meistens.“

„Sie bringen mir also im Laufe des Tages Antwort?“ fragte der Erstere.

„Gewiß“, fiel der Andere ein, besann sich darauf plötzlich, und sein listiges Auge auf den Anbeter seiner Frau geheftet, sprach er nachdenklich:

„Da fällt mir jedoch eben Etwas ein.“ —

„Nun, was haben Sie?“

„Ich muß offen sein; denn Sie sind freigebig, und so verhehle ich Ihnen nicht, meine Frau hat die Absicht, sich gelegentlich einer hohen Person vorstellen zu lassen.“

„Desto besser“! fiel der Erstere lachend ein und setzte hinzu: „Bis zu diesem Zeitpunkt gehen noch Tage vorüber.“

„Diese Toleranz freut mich in der That. Glauben Sie mir, bester Braunfels, Sie haben die vortrefflichsten Anlagen, dereinst ein guter Ehemann zu werden.“

„Kommen Sie jetzt und lassen Sie uns Ihre Frau aufsuchen; ich will die günstige Stunde benutzen, unsere flüchtige Bekanntschaft zu erneuern“, forderte der künftige Cicisbeo auf, erhob sich, und, Arm in Arm, schlenderte das Paar aus dem Gemach und befreite Hülsen von dieser unerquicklichen Unterhaltung.

Eben im Begriff, aufzubrechen, wurde er plötzlich

durch eine ihm bekannt scheinende Stimme zum Behaupten seines Platzes veranlaßt; er glaubte nämlich die seiner Unbekannten zu vernehmen. Erfreut, seinen Wunsch endlich erfüllt zu sehen, harrte er der kommenden Dinge.

In dem nächsten Augenblick trat eine Dame, von einem, wie es schien, noch jugendlichen Herrn gefolgt, in das Cabinet.

Die Erstere warf die Kapuze ihres feuerrothen Mantels, welche ihr Haupt bedeckte, zurück, ging nach der Ottomane und ließ sich darauf nieder, während sie zugleich die Maske etwas lüftete, ohne dieselbe jedoch vom Gesichte zu entfernen.

„Halten Sie die Sache nicht für schwieriger, als sie es in der That sein kann", sprach sie während dessen in herrischem Ton.

„Euer Gnaden übersehen, daß es ein durchaus unbescholtenes Mädchen und obenein aus guter Familie ist", entgegnete ihr Begleiter, welcher eine etwas demüthige Stellung eingenommen hatte.

„Das giebt noch keinen Grund, die Sache für unausführbar zu halten", sprach die Dame, deren Stimme Hülsen immer mehr überzeugte, daß er sich in seiner Annahme nicht getäuscht hatte.

„Bedenken Sie, gnädige Frau, wie sehr die Verhältnisse es erschweren, ja fast unmöglich machen, ihr beizukommen", erinnerte der Herr in bescheidenem Ton.

„Das glaube ich; denn die Familie lebt sehr eingezogen, und das Mädchen läßt sich bei Hofe nur selten

sehen; aber sie ist jung, hat Blut, wie jede Andere, und ich weiß, was Geschick und Klugheit vermögen", ließ sich die Dame kategorisch vernehmen.

Gut, Gnädigste, ich will mir die Sache überlegen und meinen Plan dazu entwerfen; alsdann werde ich mir erlauben, Ihnen denselben zur Begutachtung mitzutheilen", entgegnete der Herr unterwürfig.

„Zögern Sie damit nicht zu lange. Ich wünschte, wir könnten denselben lieber heute, als morgen ausführen", bemerkte die Dame mit Aufregung.

„Seien Sie überzeugt, gnädigste Frau, an meiner Mühe soll es nicht fehlen", betheuerte der Herr.

„Noch Eins. Es bleibt dabei, sie muß jedenfalls hier in unserer Hölle die Weihe empfangen; ich erreiche dadurch meinen Zweck am besten", meinte die Dame und fügte hinzu: „Das ist überdies die beste Art, sie für die Freuden der Welt empfänglich zu machen."

„Ich will darauf bedacht sein."

„Das Weitere sollen Sie später erfahren", fuhr die Dame fort, schien sich jedoch zu besinnen und meinte: „Doch warum später? Wir verlieren zu viele Zeit darüber; daher erfahren Sie, was ich nebenbei noch wünsche. Kennen Sie vielleicht einen gewissen von Hülsen, einen Ostpreußen, der bei der Musketiergarde steht"? fragte sie.

„Ich bin ihm bisweilen begegnet. Ein stattlicher Mann, der den Frauen" —, entgegnete der Herr in vertraulichem Ton, konnte aber seine Bemerkung nicht vollenden, denn die Dame fiel ungeduldig ein:

„Wozu solche unnütze Bemerkungen! Hören Sie, was ich will: Gelingt es Ihnen, das Mädchen hierher zu bringen, gleichviel, auf welche Weise, so müssen Sie auch Hülsen an dem nämlichen Abend hier einzuführen suchen. Ich habe meine Gründe dazu. Der Officier muß das Mädchen erkennen. Hören Sie?! Mit ihm werden Sie leichteres Spiel haben; er ist hier noch nicht genug eingeweiht, und läßt sich wohl noch leiten."

Hülsen fühlte seinen ganzen Unmuth erwachen; doch beherrschte er sich. Zu wichtig war es für ihn, den Namen des Mädchens zu erfahren, auf welches die Dame es abgesehen zu haben schien. Daher verharrte er in seinem Versteck, mit angestrengtem Ohr der weiteren Unterhaltung lauschend.

„Brauchen Sie vielleicht eine Unterhändlerin? Ich habe eine zuverlässige Frau", bemerkte die Dame.

„Ich werde, falls es sein muß, mich Ihrer Güte bedienen", versicherte der Herr.

„Durch die Mühlpfort und Wedenbach ließe sich die Sache am besten einleiten. Die Damen haben Erfahrung und stehen überdies in gutem Ruf".

„Sehr wohl", entgegnete der Herr beistimmend.

„Glauben Sie mir, durch diese wird es gelingen", sprach die Dame erfreut, indem sie aufstand. „Ich kenne dieselben", fügte sie hinzu, sich zugleich dem Ausgang nähernd, „und weiß, sie thun Alles, was ich wünsche, ganz abgesehen davon, daß es sich in diesem Fall um die spröde Roßfeld handelt."

Mit diesen Worten waren sie aus dem Cabinet verschwunden; die Vorhänge fielen übereinander, und Hülsen befand sich wieder allein. Seine Brust durchwogten die mannichfachsten Empfindungen.

Er zuckte zusammen, als ein ihm seit wenigen Stunden so theurer Name genannt wurde, doppelt theuer, als er nicht mehr zweifeln konnte, daß es sich hier um Anna's Verderben handle. Schon, als er den Plan gegen seine Person vernahm, war er im Begriff, sich der Dame zu erkennen zu geben und von ihr über das Vernommene eine Erklärung zu verlangen. Wir wissen, daß ihn die Absicht davon zurückhielt, den Namen des Mädchens zu erfahren, und als derselbe an sein Ohr hallte, war es zu spät. Er war aufgesprungen und wollte der Dame nacheilen, überlegte aber, daß er für Anna's Wohl wirksamer handeln könnte, wenn er sich nicht verrieth.

Es stand der Entschluß natürlich sogleich in ihm fest, am nächsten Tage dem Baron einen Besuch zu machen und ihm das Vernommene mitzutheilen, damit Anna auf der Hut sein könnte. Sie war ihm durch die Gefahr, in welche sie Rachsüchtige zu stürzen drohten, plötzlich viel näher gerückt, und das Verlangen, sie sobald als möglich zu sehen und zu sprechen, erwachte in ihm mit ganzer Leidenschaft.

Es litt ihn hier nicht länger; mußte er auch Anna's halber den Zufall preisen, der ihn hieher führte, so trieb

es ihn doch fort, und er sehnte den Morgen herbei, um sein heißes Verlangen endlich stillen zu können.

Eben war er im Begriff, aus dem Cabinet zu gehen, als noch ein anderes Bedenken in ihm aufstieg; dasselbe betraf die Dame. Obgleich nämlich Haltung und Stimme derselben ihn an seine Unbekannte erinnerten, verrieth doch wiederum ihr Benehmen so viel Besonderes, wie er es niemals an ihr zu bemerken Gelegenheit gefunden. Niemals hatte er diesen herrischen Ton gehört, niemals in ihrem Wesen und Scherzen einen Charakter erkennen können, der solcher Dinge fähig wäre, zu welchen die Dame vorhin aufforderte.

So sehr es ihn auch drängte, fortzueilen, erachtete er es doch für nothwendig, sich um jeden Preis darüber Aufschluß zu verschaffen. Er hatte für die Dame in der That ein wärmeres Gefühl gehegt, wenn dasselbe auch, nachdem er Anna kennen gelernt, wie er sich überzeugte, nicht Liebe war; aber er besaß zu viel Zartgefühl, um ein Verhältniß plötzlich aufzugeben, wenn er dessen überdrüssig war; auch dachte er darin zu ernst und fühlte eine Verpflichtung gegen die Dame, die er vorher zu erfüllen hätte. Ueberdies wollte er sich noch überzeugen, wem er seine Gunst geschenkt, und die Gewißheit mit sich nehmen, daß es keine Unwürdige gewesen.

In seinen Betrachtungen wurde er durch lebhafte weibliche Stimmen unterbrochen, die sich dem Gemach näherten. Er trat einen Schritt von dem Eingang zurück, um die Nahenden eintreten zu lassen. Im nächsten

Augenblick wurden die Vorhänge heftig auseinander geschoben, und herein schritt ein weiblicher Teufel, begleitet von jenen beiden Mädchen, die seit Hülsen's Anwesenheit in dem Cabinet zuerst eingetreten waren.

„Da ist er, da ist er!" riefen die Mädchen zu gleicher Zeit, auf Hülsen deutend, aus, indem sie sich an seine Seite stellten.

„Nun sieh zu, Großmama, was Du mit dem melancholischen Bruder anfangen kannst", fügte eins der Mädchen lachend hinzu.

Die also Angeredete bot einen in der That wunderlichen Anblick dar. Haltung und Maske waren von der Art, daß man eine alte Frau wirklich vor sich zu haben glaubte. Doch nur wenige Augenblicke konnte man in dieser Täuschung verharren; das blitzende Auge, womit sie Hülsen betrachtete, noch mehr die durch den Domino hervortretenden, üppigen Körperformen, verriethen Leidenschaft und Jugend. In hinfälliger, gebückter Stellung war sie eingetreten, sich auf eine Krücke stützend; so näherte sie sich Hülsen und betrachtete ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

„Ich sollte Dich, Bruder Teufel, kennen", sprach sie mit verstellter Stimme.

„Wohl möglich", gab Hülsen zur Antwort.

„Deine stattliche Figur hat Dich verrathen", meinte sie.

„Du bist in der That sehr gütig, schönste Großmama", entgegnete Hülsen lächelnd.

„Warum bist Du so unhöflich gegen zwei so nied-

liche Kätzchen gewesen?" fragte sie, Hülsen mit dem Stab berührend.

„Sind die Kätzchen so eitel, einen Bruder für unhöflich zu halten, der einen Augenblick ruhen wollte?" fragte Hülsen.

„Zum Ruhen kommen die Teufel nicht zusammen", entgegnete die Dame mit einem eigenthümlichen Ton.

„Du siehst, ich bin schon wieder auf den Füßen, und will Dich, wenn es Dir gefällt, in den Saal begleiten", entgegnete Hülsen.

„Du hast Lebensart, wie es scheint, und Ihr habt ihm doch wohl Unrecht gethan", meinte die Dame schalkhaft, sich an die Mädchen wendend.

Die Letzteren lachten.

„Wir wußten es voraus, Großmama, daß Du ihn schnell bekehren würdest", meinte die Eine.

Ein allgemeines, frohes Gelächter endete diese an sich komische Scene.

Jene, die Großmama vorstellende Dame änderte zugleich Haltung und Stimme und zeigte, den Mantel auseinander schlagend, eine schöne Gestalt, deren leichtes, durchsichtiges Gewand darauf berechnet war, die Umrisse derselben besser hervortreten zu lassen.

„So komm denn, schöner Teufel", sprach sie zu Hülsen mit etwas verstellter Stimme und streckte ihm die entblößten, vollen Arme entgegen. „Hier, ich erwähle Dich zu meinem Ritter", fügte sie schalkhaft hinzu, nahm

eine Rose von ihrem Busen und steckte dieselbe an Hülsen's Hut.

Dieser ging auf den Scherz ein; ihn leitete dabei eine geheime, in ihm augenblicklich entstandene Absicht. Er hoffte nämlich, durch diese Dame seine muthmaßliche Unbekannte sicherer zu entdecken.

„Du bist so schön, als gütig, theuerste Großmama, und ich wünschte, unsere Großmütter wären im Allgemeinen, wie Du", entgegnete er galant.

Die Damen lachten hell auf.

„Das würde eine schöne Geschichte werden", rief eins der Mädchen.

Die Anderen stimmten ein, und es gab noch manche pikante Bemerkung in dieser Beziehung.

Endlich reichte Hülsen der Dame den Arm; eins der Mädchen hing sich an seinen noch freien, um, wie sie meinte, den Bruder Teufel nicht entwischen zu lassen, und so gingen sie gemeinschaftlich durch die Zimmer in den Saal.

Hier hatte sich die Scene wesentlich geändert. Herren und Damen zeigten sich ohne Mäntel und erschienen jetzt in den ursprünglichen Masken, die so lange verhüllten Reize dem Auge frei darbietend. Im Hintergrunde des Saals hinter einem Vorhang war man beschäftigt, ein lebendes Bild darzustellen, womit sich die Gesellschaft, wie Hülsen's Begleiterin ihm mittheilte, schon vorher eine längere Zeit belustigt hatte. Es sollte jetzt das letzte Bild zur Darstellung gelangen.

„Laß uns noch ein wenig durch den Saal spazieren", bat Hülsen seine Begleiterin.

„Du sollst ja mit mir tanzen", entgegnete diese.

„Ich thu's, sobald Du mir meinen Wunsch erfüllt hast", versprach Hülsen.

„So komm", entgegnete die Dame, und sich an die Mädchen wendend, bemerkte sie: „Laßt Euch von Euern Cavalieren führen."

Mit diesen Worten trennte man sich, die Mädchen unter allerlei witzigen Bemerkungen.

Sie waren kaum eine Minute umhergegangen, so erkannte sie an Hülsen's Spähen, daß er Jemanden suchen müsse, und vielleicht nicht ganz mit der getheilten Aufmerksamkeit ihres Cavaliers zufrieden, machte sie ihm darüber scherzend Vorwürfe.

„Sollten Deine Schwestern vorhin doch Recht gehabt haben, als sie meinten, Du wärst über Dein verlorenes Kätzchen melancholisch geworden?" fragte sie lachend.

„Du irrst, Großmama; zwar suche ich ein Kätzchen, aber kein verlorenes", entgegnete Hülsen.

„Bin ich Dir denn nicht genug?" fragte die Dame schmollend.

„Ein schöneres Kätzchen giebt es im ganzen Saal nicht!" betheuerte Hülsen. „Ich suche keine Freundin, sondern eine Feindin", fügte er hinzu.

„Eine Feindin?!" fragte die Dame überrascht und schaute ihn an; dann, als Hülsen bejahte, fuhr sie in

scherzendem Ton fort: „Ich dächte, Du hättest nur Freundinnen.

„Ich danke Dir für dieses Compliment“, entgegnete Hülsen, ohne zu bemerken, daß seine Begleiterin sich jetzt offenbar noch mehr als früher bemühte, Stimme und Haltung zu verstellen.

„Hat sie Dich gekränkt oder ist sie Dir ungetreu geworden?“ forschte sie.

„Die Neugier scheint auch selbst ein Erbtheil der Teufels-Großmama zu sein“, scherzte Hülsen ausweichend.

„Du bist recht unhöflich und undankbar zugleich, mir für meine Liebe solchen Trotz zu bieten“.

„Womit kann ich Dir denn gefällig sein, meine reizende Großmama?“ fragte Hülsen.

„Ich will wissen, was Dir die Dame Uebles gethan, die Du suchst!“ sprach sie, wie es schien, etwas unwillig, obwohl sie sich bemühte, den Ton des Scherzes beizubehalten.

„Was liegt Dir daran, Mama! Uebrigens weiß ich nichts Gewisses; darum siehst Du mich umherstreifen.“

„Also bist Du in dieser Absicht hierher gekommen?“ fragte die Dame.

„Das kann ich nicht gerade sagen“, entgegnete Hülsen zögernd.

„Gestehe, Schätzchen, es ist so“, scherzte die Dame. „Du sahest Deine Feindin in die Hölle gehen und darum folgtest Du ihr“, fügte sie hinzu, ihn von der Seite betrachtend.

„Vielleicht räthst Du nicht ganz schlecht“, bemerkte Hülsen lachend.

„Wir Großmütter haben Weisheit, und so will ich Dir auch sagen, daß Du heute zum ersten Mal in der Hölle bist“, sprach die Dame in festem Ton.

Hülsen war durch diese durchaus gegründete Behauptung frappirt und konnte seine Ueberraschung nicht verbergen. Er schaute die Dame fragend an. Diese fuhr fort:

„Siehst Du wohl, daß ich mit Deinem Treiben bekannt bin. Nun, das darf Dich nicht unruhig machen. Komm nun, Deine Feindin zu suchen. Willst Du Dich vielleicht für Etwas an ihr rächen?“ fragte sie, ihn einen Moment am Arm zurück haltend.

„Vor allen Dingen will ich sie entdecken“, entgegnete Hülsen.

„Ich verstehe Dich. So will ich Dir helfen. Woran hoffst Du sie zu erkennen?“

„Ein auffallend großer Brillant ziert ihren Kopfputz“, entgegnete Hülsen, der das früher beim Eintreten der Dame in das Cabinet flüchtig bemerkt hatte und daran die Hoffnung, sie zu entdecken, knüpfte.

„Du wirst Deine Augen anstrengen müssen“, sprach die Dame lachend; „denn man trägt allgemein Brillanten.“

„Deine schönen Augen werden mir dabei helfen, und so wird es mir gewiß gelingen“, meinte Hülsen, weiter schreitend.

Seine Begleiterin drückte sich fester an seinen Arm, und die Blicke nur auf die ihm begegnenden Masken

gerichtet, übersah es Hülsen, daß sie, um ein heimliches Lachen zu unterdrücken, rasch das Taschentuch an den Mund führte.

Sie hatte die Capuze noch fester um den Kopf geschlagen und hielt dieselbe auf der Brust mit der freien Hand fest, um so, wie es schien, ein mögliches Zurückfallen zu verhüten.

Unter allerlei auf die Umgebung deutenden Bemerkungen durchschritt Hülsen ein paar Mal den Saal, von seiner Begleiterin häufig auf Damen aufmerksam gemacht, deren Kopfputz Brillanten zeigten; keiner derselben schien ihm jedoch der richtige zu sein, und er gestand das der Dame, die ihn dafür neckte. Sie hatten sich dabei einer lebhaft sprechenden Gruppe genähert, die ein, das allgemeine Interesse beanspruchender Vorfall gebildet zu haben schien, wie man das aus den laut und mit Heftigkeit gemachten Bemerkungen entnehmen konnte. Neugierige strömten herbei, und Hülsen sah sich bald von allen Seiten eingeschlossen. Er blieb stehen, und dies veranlaßte seine Dame, die wahrscheinlich ermüdete Hand von der Capuze zu nehmen. In dem nächsten Augenblick ward das Gedränge um sie größer, die Capuze von ihrem Haupt gerissen, und indem Hülsen sich nach ihr wendete, bemerkte er zu seinem Erstaunen an dem Kopfputz seiner Dame den gesuchten Brillanten.

„Wie, Sie selbst?!“ rief er aus, indem er zugleich stehen blieb.

Die Dame zog rasch ihren Arm aus dem seinen und

machte Miene, zu entfliehen; Hülsen, von der Begierde getrieben, sich um jeden Preis Aufschluß zu verschaffen, faßte nach ihrem Mantel, um sie daran festzuhalten; aber vergebens; denn geschickt löste sie die, den Mantel über der Brust zusammen haltende Agraffe, und statt ihrer Person hielt Hülsen in dem nächsten Augenblick den Domino in seiner Hand. Die Dame war wie ein Schatten in dem Gewirr der Masken verschwunden.

Rasch eilte er ihr nach; aber so viele Mühe er sich auch gab, er entdeckte sie nicht. Wahrscheinlich hatte sich die Dame schon entfernt, und so schien ihm weiteres Forschen vergeblich.

Ermüdet von der Aufregung und den gehabten Anstrengungen, suchte Hülsen den Ausgang aus dem Saal zu gewinnen, um seine Wohnung aufzusuchen.

Neuntes Capitel.

Ein Abend in Lützenburg.

Es war ungefähr um die neunte Stunde Abends. Die Gesellschaftszimmer in dem Schloß der Königin waren erleuchtet und mit Herren und Damen gefüllt. Die Ausstattung derselben entsprach ganz dem Geschmack der Königin; Einfachheit einte sich mit würdiger Pracht, fern von allem überflüssigen, das Auge blendenden Prunk. Fast alle zierte eine größere oder kleinere Anzahl von Oelgemälden, landschaftliche oder historische Vorwürfe enthaltend; auch war die griechische Mythe vertreten, weniger das Portrait.

In einem dieser Zimmer, dem geräumigsten, befand sich ein Clavier, das geöffnet war und auf dessen Pult ein Notenheft lag.

Mehrere Spieltische standen in einem daneben befindlichen Zimmer und waren mit Herren und Damen besetzt. An einem derselben saßen die Königin, die Kurfürstin

Sophie und Leibnitz, sich mit dem Kartenspiel unterhaltend. Die nicht spielenden Personen führten eine ungezwungene Unterhaltung, hatten sich in die verschiedenen Zimmer vertheilt und bildeten daselbst Gruppen, je nachdem Wunsch oder Zufall sie vereinigte. Was dem Auge des Beschauers sogleich auffiel, war die große Einfachheit der Trachten, wovon auch die Königin und Kurfürstin keine Ausnahme machten, und man war überrascht, hier gerade den Gegensatz der am Hofe des Königs entwickelten Pracht zu finden. Der Grund dazu lag nahe. Es war einer jener Abende, an welchem Sophie Gesellschaft empfing; man wußte, daß bei solchen Gelegenheiten jedes steife Ceremoniel, jede luxuriöse oder hervortretende Aeußerlichkeit verpönt war. Nicht diese, sondern das geistige Element allein durfte sich dabei geltend machen. So wird es nicht befremden, wenn durchgehends eine einfache Toilette beobachtet worden war. Lebhaftes Geplauder wechselte mit ernster Unterhaltung ab, ohne daß Eines oder das Andere eine ängstliche Rücksicht auf die Anwesenheit der Königin verrieth. Die Letztere mischte sich während des Spiels bisweilen in die Unterhaltung der ihr nahen Personen, und so wurde selbst der Befangene, der zum ersten Mal die Ehre genoß, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, genöthigt, in den ungezwungenen Ton einzustimmen, und fühlte sich bald ganz behaglich darin.

Betrachten wir einzelne Persönlichkeiten in der Gesellschaft näher, so sehen wir außer dem kunstsinnigen und

galanten Markgrafen Albrecht, der seine Abende in den Zirkeln der Königin gern zuzubringen pflegte und eben so gern gesehen wurde, Fräulein von Pöllnitz, Frau von Bülow, die Oberhofmeisterin, die Hofdamen von Sonsfeld und von Schlippenbach, den Vorleser der Königin, Legationsrath von Larrey, und den als Hofmann rühmlichst bekannten Oberhofmeister der Königin, von Bülow. Dieser war mit seiner Gemahlin, der eben bezeichneten Oberhofmeisterin, von Hannover nach Berlin gekommen, ein eben so redlicher als feiner Mann, der steife Etikette und freie Laune vortrefflich zu vermitteln verstand, weshalb er von der Königin sehr geschätzt wurde. Außer dem bemerkte man den Kammerherrn von der Marwitz den Grafen Alexander von Dohna und den General Barfuß. Einen auffallenden Gegensatz zu den bezeichneten Personen bildete ein schon sehr bejahrter Herr in der Tracht Ludwig's XIV., der sich dadurch von allen anderen Hofleuten unterschied. Namentlich fielen an seiner Kleidung die mit breiten Goldfranzen besetzten Handschuhe auf. Seine Sprache und sein Benehmen waren den anderen Personen gegenüber gemessen, voll Etikette, und man erkannte, daß er sich im Lauf von vielen Jahren in dieses Wesen und Verhalten förmlich eingelebt hatte. Er beobachtete eine gewisse Zurückhaltung, mischte sich selten freiwillig in die Gespräche, sondern mußte hinein gezogen werden, namentlich durch Fragen über seine Vergangenheit, die ihn leicht beredt machen konnten.

War die Königin zugegen — und er hielt sich meistens in der Nähe derselben auf —, so wendete er selbst während der lebhaftesten Unterhaltung das Auge nicht von ihr ab und schien ihre Befehle ihren Bewegungen und Mienen abzulauschen. Verriethen dieselben irgend einen Wunsch, so gab er die Unterhaltung sogleich auf, und sein, trotz des hohen Alters, noch lebhaftes Auge war darauf bedacht, diejenige Person aufzusuchen und aufmerksam zu machen, welche unter den gegebenen Umständen für die Erfüllung desselben Sorge zu tragen hatte. Geschah das Letztere nicht augenblicklich, so war es sein größtes Glück, die Königin selbst zu bedienen. Sophie, damit bekannt, forderte ihn bisweilen auf, ihr Dieses oder Jenes zu besorgen; ihr gütiges Herz suchte einen Jeden zu erfreuen.

Dieses Original war François de Jaucort, Seigneur de Villarneul et d'Ausson, premier Chambellan und Chevalier d'honneur der Königin. Er stammte aus einer der ältesten Familien Frankreichs und war ehedem Oberst in der Cavallerie gewesen. Er stand schon seit längerer Zeit in dem Dienst der Königin, stets die eben beschriebene Erscheinung bietend.

Zwei andere Personen nahmen trotz ihrer Unscheinbarkeit die Aufmerksamkeit noch mehr in Anspruch.

Das Antlitz des einen dieser beiden Herren, welche sich sehr eifrig unterhielten, war geistvoll, hatte angenehme, sanfte Züge, und man würde ihn bei oberflächlichem Betrachten eben nur für einen geistvollen Mann gehalten

haben; aus seinem scharfen Auge leuchtete jedoch so viel Klugheit, Speculationsgeist, seine Stirn verrieth den Denker, sein Benehmen zeigte so viele geschmeidige Gewandtheit, daß sich das Auge von seiner Erscheinung unwillkürlich gefesselt sah. Dies war der Jesuit Vota, Beichtvater des Königs von Polen. Er nahm neben seinem Amt auch an politischen Geschäften und philosophischen Forschungen Theil, stand mit der Kurfürstin Sophie von Hannover und mit Leibnitz seit längerer Zeit in Briefwechsel und war dadurch auch der Königin bekannt geworden, die ihn bei seinen früheren Besuchen und seinem gegenwärtigen in Berlin stets einladen ließ.

Der zweite Herr war der französische Hofprediger der Königin, von Beausobre.

Sophie fand großes Gefallen an Gesprächen über Religions- und Glaubenssachen, und da man in damaliger Zeit den Wunsch hegte, die protestantischen Lehrbegriffe mit einander auszugleichen, um dadurch zugleich eine Annäherung an die katholische Kirche herbeizuführen, so veranlaßte die Königin Vota zu dergleichen Erörterungen und pflegte sich alsdann entweder durch Beausobre oder ihren zweiten Hofprediger, Lenfant, bei den mit vieler Geistesschärfe und Lebhaftigkeit geführten Gesprächen vertreten zu lassen.

Eine dritte Person, deren Erscheinung etwas sehr Einnehmendes hatte, befand sich in der Nähe dieser beiden Herren, ohne sich jedoch in ihr Gespräch zu mischen. Es war ein Mann von ungefähr dreißig und einigen Jahren.

Seine scharfen, festen Züge verriethen den Denker und den Mann von Energie und Selbstbewußtsein. Sein Anzug offenbarte eine gewisse Nachlässigkeit, ohne jedoch gegen die Formen zu verstoßen. Sein Benehmen verrieth den feinen Hofmann. Er ließ, während er dem Gespräch seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, das Auge prüfend umher gehen, und man bemerkte, daß er wahrscheinlich heute zum ersten Mal die Gesellschaftszimmer der Königin betreten hatte.

Dies war der Irländer John Toland. Der uneheliche Sohn eines katholischen Predigers, der ihn später verstieß, hegte er frühzeitig einen Widerwillen gegen die katholische Kirche und hatte sich für die reformirte erklärt. Mit großen Geistesgaben, Energie und einer schönen Persönlichkeit ausgestattet, war er schon seit seiner Jugend bedacht, eine neue Secte zu stiften. Dies war ihm gelungen. Er war das Haupt einer ganzen Genossenschaft, welche alle Offenbarung auf die Vernunft zurückführte. Die englische Kirche verfolgte ihn heftig. Später verband er sich als Verfechter der hannöverschen Ansprüche auf den englischen Thron mit einer mächtigen politischen Partei, wodurch sich sein Ansehen sehr steigerte. Toland fand an dem hannöverschen Hofe, wohin er sich begeben hatte, eine sehr freundliche Aufnahme. Leibnitz trat mit ihm in Verbindung; die Kurfürstin Sophie sah ihn gern und unterhielt sich eben so gern mit ihm, und er benutzte die ihm dargebotene Gelegenheit, mit weltmännischer Feinheit seine kühnen Gedanken der Fürstin

vorzutragen, wenngleich er dieselben mit eben so großer Geistesschärfe und Feinheit bekämpft sah.

Er war mit Leibnitz nach Berlin gekommen und von dem König und der Königin mit vieler Huld aufgenommen worden. Sophie Charlotte beehrte ihn später mit einer Einladung. Sie war begierig gewesen, diesen eben so kühnen als geistvollen Mann kennen zu lernen, und der Eindruck, den er auf sie machte, war ein durchaus günstiger.

Wie sehr Toland sich aber auch bemüht hatte, die Königin schon früher für seine Ansichten zu gewinnen, so gelang ihm dies doch eben so wenig, als bei der Kurfürstin. Sophie Charlotte war zu wissenschaftlich gebildet, an den Umgang mit den scharfsinnigsten Gelehrten, die sie in der Beherzigung der erkannten Wahrheiten nur noch mehr befestigten, zu sehr gewöhnt, als daß ein Mann sie hätte beirren können, dessen Mittel überdies nur in spitzfindiger und witziger Dialektik bestanden.

Das Gespräch des Hofpredigers und Vota's wurde lebhafter; Toland mischte sich endlich darein und erregte die Aufmerksamkeit Sophieens, die dem Spiel in der letzten Zeit nur noch ein geringeres Interesse schenkte; sie beendete dasselbe, da sie auch bei der Kurfürstin und Leibnitz eine der ihrigen ähnliche Stimmung wahrnahm.

„Lassen wir für heute das Spiel und hören wir, welche Dinge die gelehrten Herren in ein so lebhaftes Gespräch verwickelt haben.“

Mit diesen Worten stand sie auf, nahm den Arm

der Kurfürstin und näherte sich, von Leibnitz gefolgt, den drei Herren.

„Lassen Sie sich nicht im Geringsten stören, meine Herren", sprach sie anmuthig und fügte hinzu: „Nur muß ich bitten, uns mitzutheilen, um was es sich in diesem Fall handelt, damit wir von Ihrer Unterhaltung profitiren."

„Es handelt sich um eine der wichtigsten Fragen", entgegnete Beausobre; „während ich eines Theils von Herrn Vota als Ketzer bezeichnet werde, greift Herr Toland anderer Seits die Grundfesten unseres Glaubens an, und so schätze ich mich glücklich, daß mir Ew. Majestät zu Hülfe kommen; denn ich befinde mich wirklich in einem verzweifelten Gedränge."

„Aus dem sich ein so geistvoller Mann, als Sie sind, schon herausfinden wird", entgegnete die Königin lächelnd und sprach damit nur die volle Wahrheit aus. Beausobre war nicht nur ein Mann von vielem Wissen und außerordentlicher Begabung, sondern auch eben so geschätzt und allgemein verehrt wegen seiner Redlichkeit und seines edlen Charakters. Ueberdies sprach er vortrefflich, mit Feuer und galt als ein Meister im Ausdruck. Sein Ruf war so sehr begründet, daß man ihn auch nach seinem Tode nur den großen Beausobre nannte.

Er war heute nach Lützenburg gekommen, um sich bei der Königin zu beurlauben, da er eine Sendung im Interesse der französischen Kirche anzutreten gedachte. Beau-

sobre verneigte sich dankend für das so huldvolle Compliment und meinte:

„Euerer Majestät Gnade macht mir so viel Muth, daß ich den Streit glücklich durchzuführen hoffe.“

„Woran ich nicht im Geringsten zweifle“, entgegnete die Königin und sah der Fortsetzung des Gesprächs dieser drei Herren, die zufällig drei so verschiedene kirchliche Richtungen verfolgten, mit Spannung entgegen.

Ehe Beausobre jedoch noch den Faden desselben aufnehmen konnte, begann Toland mit vieler Selbstgefälligkeit:

„Majestät erlauben, zu meiner Entschuldigung zu bemerken, daß ich Herrn Beausobre zu beweisen suchte, wie die Schriften des neuen Testaments nicht stichhaltig wären.“

„Und ich“, fiel Beausobre mit vieler Mäßigung ein, „daß der starke Geist, der alles Gegebene verneint und nur das Ich dafür setzt, oft gerade der schwache sei.“

„Und darin mögen Sie nicht Unrecht haben“, sprach die Königin. „Doch sagen Sie mir, Herr Toland“, fuhr sie, sich an diesen wendend, fort, „leugnen Sie die Echtheit aller Schriften des neuen Testaments?“

„Ich greife sie alle an und stütze meinen Beweis darauf, daß die Alten auch zweifelhafte Bücher in den Kanon aufgenommen haben, und dieser nicht sowohl nach richtiger Unterscheidung, als vielmehr in der Absicht bestimmt worden ist, eine schon vorgefaßte Meinung zu unterstützen“, entgegnete Toland.

„So wäre Ihr Beweis unhaltbar; denn keines dieser von den Alten bezeichneten Bücher dient zur Begrün-

dung eines Artikels des christlichen Glaubens, da derselbe von jenen unabhängig besteht. Ueberdies sind die Zweifel der Alten noch lange nicht erwiesen", bemerkte die Königin.

„So käme es darauf an, zu bestimmen, an welchen Zeichen man die echten von den unechten erkennen könnte", sprach Toland.

„Halten Sie die Alten für so schlechte Kritiker?" fragte die Königin. „Sie scheinen eine üble Meinung von ihnen zu haben. — Da Sie Ihrer Sache so gewiß sind, Herr Toland, nennen Sie mir jetzt die sicheren Kennzeichen, wodurch wir das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden vermögen", setzte sie hinzu.

Toland gerieth in Verlegenheit. Die vorgelegte Frage war kritisch und außerordentlich schwer zu beantworten; er vermochte das nicht.

„Sie sehen", entgegnete die Königin nach einer kleinen Pause lächelnd, „daß es leichter ist, einen Satz aufzustellen, als denselben zu behaupten."

„Majestät werden zugeben, daß erst der Zweifel uns zu den Wahrheitsquellen leitet", entschuldigte sich Toland.

„Sehr wahr", sprach die Königin ernst; „aber bedenken Sie, wohin derselbe zuletzt führen kann, ja Sie vielleicht schon geführt hat. Ich täusche mich nicht, Sie leugnen selbst einen persönlichen Gott; denn die Consequenz Ihrer Lehre muß zuletzt zu der Ansicht führen, eine schöpferische Kraft an Stelle der persönlichen Gottheit zu setzen."

„Ich gestehe, daß dieses meine Ansicht ist, und wie Eure Majestät mich vorher aufforderten, Beweise für meine Behauptung zu liefern, so würde ich mich in diesem Fall glücklich schätzen, durch Eure Majestät belehrt zu werden", entgegnete Toland mit Sicherheit und in der Absicht, die Königin verlegen zu machen, oder sie doch zu einem weiteren Kampf heraus zu fordern.

Ehe Sophie jedoch darauf antworten konnte, schaute die Kurfürstin den Sprecher an und meinte:

„Dieses Mal wird mir die Königin erlauben, Herrn Toland auf seine spitzfindige Frage statt ihrer zu antworten."

Sophie sah ihre Mutter gespannt an; nicht minder erwartungsvoll schienen die anderen Zuhörer auf die Antwort zu sein, besonders Toland, der die geistreiche Kurfürstin kannte und sich bereits auf einen hitzigen Kampf vorbereitete. Er sollte sich sehr getäuscht sehen. Statt mit dialektischer Spitzfindigkeit zu antworten, richtete sie folgende einfache, aber in der That höchst schlagende Frage an ihn:

„Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?" — —

Toland verstummte. Es lag in dieser Frage so viel edele Einfachheit und Wahrheit, daß er sich außer Stande sah, dieselbe anzugreifen.

Die Königin lächelte; aber die peinliche Situation erkennend, in die Herr Toland versetzt worden war, be-

deutete sie Beausobre durch einen Wink, den früheren Streit weiter fortzuführen, und dieser bemerkte:

„Wenn Herr Toland den persönlichen Gott leugnet, so muß ich fürchten, er thut dies auch in Bezug auf die Auferstehung.“

„Das möchte ich nicht gerade behaupten“, meinte Toland.

„Wirklich?“ fragte Beausobre und setzte mit einem Anflug von Ironie hinzu: „Diese Thatsache ist auch von den Aposteln niemals geleugnet worden.“

Toland mußte das zugeben, und die Königin bemerkte mit einem eigenthümlichen Lächeln:

„Ich habe noch immer die Bemerkung gemacht, daß diejenigen Leute, welche die christliche Religion angreifen, die Auferstehung ein wenig fürchten.“ — —

Mit diesen Worten überließ die Königin die Herren der weiteren und voll Eifer fortgeführten Unterhaltung und wendete sich an Fräulein von Pöllnitz mit der Frage nach einem Gedicht, das man ihr, der Königin, zugesendet hatte.

„Sie sollen entscheiden, meine Herren“, sprach sie, sich an Leibnitz, Larrey und Dohna wendend, „ob der Dichter mit dem Vorwurf Recht hat, den er uns Allen, die wir uns zur Umgangssprache lediglich der französischen bedienen, macht.“

Fräulein von Pöllnitz nahm ein Blatt aus einer auf einem Tisch liegenden Mappe und händigte dasselbe der Königin ein.

„Sie finden hier ein deutsches Gedicht, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, das sich bemüht, uns aufmerksam zu machen, nicht der fremden Sprache ausschließlich zu huldigen, sondern auch der Muttersprache zu gedenken. Hören Sie seinen Inhalt und entscheiden Sie dann, wenn Sie nicht, wie ich wohl vermuthen muß, bereits ein Urtheil darüber gefällt haben", sprach die Königin, das Gedicht Fräulein von Pöllnitz reichend und sie dadurch zum Lesen desselben auffordernd.

Sophieens Worte hatten die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man näherte sich von allen Seiten und selbst die eifrigen Streiter ließen von ihrem Disput ab, um zuzuhören.

Fräulein von Pöllnitz las:

„Noch hat die deutsche Poesie
Vor Dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ein Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor Dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht gescheh'n,
Allein nachdem sie wohl geseh'n,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie, warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?

Nein! sie kennt ihren rauhen Ton
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor Deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für Dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie Du bist;
D'rum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei! steht es fremden frei,
Was trag' ich denn, ich deutsche, Scheu,
Sophieens Lob heraus zu streichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, Dir
Doch aller Völker Schönheit weichen."

Fräulein von Pöllnitz hatte geendet.

„Sie werden bemerkt haben, daß der Dichter mich durch Schmeichelei zu seiner Fahne zu verlocken sucht", sprach die Königin unbefangen; „ich erkläre Ihnen jedoch, er hat sich getäuscht; denn ich habe das Gedicht von einer ernsteren Seite aufgefaßt und wohl bedacht, ob der darin ausgesprochene Vorwurf nicht vielleicht dennoch begründet sein könnte. Darum ist mir dasselbe von Bedeutung, und um so begieriger bin ich auf Ihr Urtheil. Nun, lieber Leibnitz, was sagen Sie?" Mit dieser Frage endete Sophie ihre Erörterungen.

„Ich finde die Verse ganz artig; aber genau betrachtet, sind sie doch nur eine französische Nachahmung, wie denn die ganze deutsche Dichtkunst nur eine solche ist.

Damit hätte ich zugleich mein Urtheil abgegeben", endete Leibnitz lächelnd.

„Ich habe diese Antwort erwartet", meinte Sophie; denn es ist einleuchtend, daß den Dichter eine gewisse Vorliebe für seine Muttersprache ganz und gar übersehen ließ, wie arm dieselbe an entsprechenden Ausdrücken ist, wie sie die Bildung und der Zeitgeschmack erfordern."

„Sie ist barbarisch", bemerkte Beausobre.

„Glauben Sie, daß die deutsche Sprache wirklich zu jenem Standpunkt gelangen kann, welcher das Erforderniß eines guten Geschmacks und edler Bildung ist?" fragte Sophie, sich an Leibnitz wendend.

„Gewiß, Majestät. Denn es bedarf wohl kaum der Bemerkung von meiner Seite, daß jegliche Sprache der Veredelung fähig ist, vorausgesetzt, es bemächtigen sich ihrer große Geister, dichterische, wie wissenschaftliche, zumeist aber die ersteren, denen das Vermögen beiwohnt, neue Ausdrücke zu erfinden und die vorhandenen zu veredeln", bemerkte Leibnitz, und sein Geist schien die Zukunft bereits gedankenvoll zu durcheilen und das voraus gesagte Resultat zu prüfen.

„Unmöglich!" fiel Beausobre ein. „In der deutschen Sprache liegt durchaus kein Keim, aus dem sich dieselbe entwickeln könnte. Die Sprache der Bildung wird für alle Zeiten die französische sein", setzte er überzeugungsvoll hinzu.

„Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus",

bemerkte Toland. „Mir scheint es eben ein großer Nachtheil für die Ausbildung der deutschen Sprache zu sein, daß dieselbe von den deutschen Höfen verbannt ist; denn dadurch ist mehr oder weniger die Nothwendigkeit bedingt, die Fremdsprache zu cultiviren.“

„Ich glaube mich nicht zu täuschen“, fiel die Königin ein, „daß, so lange die Dichter nicht frei schaffen und alle fremdländische Nachahmung, mögen es die Alten oder Modernen sein, ausschließen, auch für die deutsche Sprache Nichts zu hoffen ist.“

„So müßte vor allen Dingen das deutsche Volk auch wirklich deutsch werden“, bemerkte Toland; „denn gegenwärtig, dürfte man behaupten, ist es das nicht.“

„Das Bessere dem Schlechteren vorziehen, ist jedenfalls gerechtfertigt“, sprach die Königin.

„Gewiß, Majestät; aber sollte darin nicht hier eine Gefahr liegen?“ fragte Toland.

„Ich wüßte nicht“, entgegnete die Königin.

„Vielleicht doch“, meinte Toland, „und zum Lobe des Dichters muß ich mir zu bemerken erlauben, daß er dieselbe erkannt und überhaupt mit seiner Dichtung einen großen, wirklich vorhandenen Nachtheil im Auge gehabt zu haben scheint.“ —

„Und der wäre?“ fragte die Königin.

„Daß, wenn man diese Angelegenheit von der nationalen Seite betrachtet, es als ein Nachtheil erscheinen muß, daß das Leben an den Höfen und unter den Vornehmen durch die verschiedenen Sprachen entschieden getrennt wird.“

„Ich kann Ihnen nicht ganz Unrecht geben; aber ich glaube, zu dieser Bemerkung hat Sie lediglich Nationalstolz bewegt“, entgegnete die Königin.

„Ich leugne das nicht. Eine allgemeine Sprache bildet ein festes Band um alle Stände und befestigt die Nationalität, und so möchte ich behaupten, daß, je mehr der Deutsche diesen seinen ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, der Engländer denselben um so mehr behauptet, und dies nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft der Fall sein wird.“

„Sie sprechen eine Wahrheit aus, die ich anerkennen muß“, bemerkte Leibnitz, da weder die Königin, noch sonst einer der Anwesenden sich zu einer Entgegnung auf Toland's Behauptung veranlaßt fand, und fügte hinzu: „Die Sprache ist ein mächtiges Band, und ich glaube, bei dieser Gelegenheit Ihnen ein Project mittheilen zu müssen, das ich bereits seit mehreren Jahren mit mir herumtrage, ohne daß mir die Ausführung desselben schon gelungen wäre.“

„Betrifft es die deutsche Sprache?“ fragte die Königin.

„Eine Sprache wohl, aber nicht diese“, entgegnete Leibnitz. „Meine Idee bezweckt eine allgemeine philosophische Sprache.“

Das Erstaunen über dieses Project war eben so groß, als allgemein.

„Sie haben uns da eine höchst originelle Idee mitgetheilt, halten Sie nun auch mit dem Aufschluß nicht zurück, wie sie dieselbe zu realisiren gedenken“, sprach

die Königin, die ein hohes Interesse an derselben zu nehmen schien.

„Die Sache ist einfach, aber nicht so leicht ausführbar", sprach Leibnitz. „Mich hat die von mir erfundene neue Rechnenmethode darauf gebracht, welche bekanntlich die Zahlen auf die allereinfachsten Grundsätze, als 1 und 0 reducirt, wodurch eine sehr bequeme Ordnung in deren Verbindungen gebracht werden kann. Diese Art zu rechnen hat mir das Geheimniß der Linien aufgeschlossen, durch welche der alte König und Philosoph Fohi, den die Chinesen als den Stifter ihres Reichs und ihrer Wissenschaften verehren, die meisten Hauptbegriffe ausdrückte. Ein Schreiben des Pater Bouvet aus China hat mich darin noch vergewissert."

„Und in welcher Art wäre diese Sprache nun?" fragte die Königin, von dem Wunsch erfüllt, sobald als möglich das Geheimniß zu erfahren.

„Leider kann ich Eurer Majestät noch nicht mit Thatsachen aufwarten, hoffe aber später diese Ehre zu genießen", entgegnete Leibnitz und fuhr fort: „Meine Idee ist folgende: Charaktere zu ersinnen, welche die Sache bezeichnen, und statt der Namen Begriffe ausdrücken, die leicht und deutlich sind und vorzugsweise den Gelehrten in den verschiedenen Ländern nützlich werden können; mit einem Wort: Ein Alphabet der menschlichen Gedanken."

„Wie schade, daß Sie uns diese gewiß höchst wun-

derbaren Zeichen nicht vorlegen können"! sprach die Königin bedauernd.

„Wenn Eure Majestät sich mit dem Entwurf dazu begnügen wollten, so könnte ich bald damit aufwarten", bemerkte Leibnitz.

„Sie werden mir damit eine große Freude machen, und ich bitte Sie, nicht zu lange zu zögern; denn ich bin in Wahrheit begierig, eine so ganz ungewöhnliche Zeichensprache kennen zu lernen", sprach die Königin, und ihr von innerer Aufregung erglänzendes Auge verrieth, wie sehr ihr Geist von Leibnitz' Idee erfüllt worden war und nach Aufklärung darüber verlangte.

Die weitere Unterhaltung über dieses Thema wurde durch einige in dem Nebenzimmer laut ausgesprochene Behauptungen unterbrochen, während sich zugleich ein Herr und Frau von Bülow, jeder ein Orangenblättchen zwischen den Fingern haltend, näherten und Leibnitz aufforderten, der Schiedsrichter in ihrem Streit zu sein.

„Worüber streiten Sie denn?" fragte dieser.

„Ich behauptete, daß zwei Dinge niemals ununterscheidbar gleich sind", sprach der Herr, ein Franzose, mit Leibnitz befreundet und von demselben eingeführt.

„Und die Dame hat Ihnen natürlich widersprochen?" fragte Leibnitz lächelnd.

„So ist's", meinte diese. „Sehen Sie", setzte sie hinzu, das Blättchen vorzeigend, „ist nicht dies Blättchen dem andern so ähnlich, daß es verwechselt werden kann?"

„Mit dieser Behauptung, liebste Bülow, werden Sie

schlecht fortkommen", sprach die Kurfürstin lachend; denn auch ich stelle mich auf die Seite Ihres Gegners und gebe ihm Recht."

„Ich halte mich nicht eher für überwunden, bis man mich vom Gegentheil überzeugt", beharrte Frau von Bülow.

„So müssen wir nach Beweisen suchen. Vergleichen wir eine Anzahl Blätter", schlug der Herr vor.

„Gut, und Herr Leibnitz soll uns die Merkmale bezeichnen, wodurch die Unterscheidung möglich ist", fiel Frau von Bülow ein. „Wollen Sie das?

„Von Herzen", entgegnete Leibnitz lachend.

„So halten Sie das für möglich?" fragte Frau von Bülow erstaunt.

„Gewiß", meinte der große Philosoph.

Die Königin hatte Alles vernommen und schien selbst auf das Resultat dieser ganz neuen Forschung, welche der Zufall herbei geführt hatte, gespannt zu sein. Kaum bemerkte man dies, als viele der Herren und einige Diener mit Körbchen nach dem Garten eilten und eine Menge Blätter herbei trugen. Eifrig ging nun die ganze Gesellschaft, selbst Leibnitz, die Königin und die Kurfürstin, an ein Vergleichen der Blätter, und der große Philosoph hatte vollauf zu thun, die verschiedenen Merkmale zur Unterscheidung der vorgezeigten Blätter zu nennen, was ihm jedoch nicht eben schwer wurde. Es war ein allerliebstes Bild, die hohen Personen und die übrige Gesellschaft in den Blättern umher wühlen zu sehen, wobei

eine Menge davon auf den Boden fiel. Scherze, witzige Anspielungen, Neckereien, Wortkämpfe in der lieblichsten und geistreichsten Weise über das gegenwärtige Interesse wechselten mit frohem und ungezwungenem Lachen ab, das die Unzulänglichkeit oder der Mangel des Urtheils über die unterscheidenden Merkmale hervor rief. Nicht selten strafte auch ein allgemeines Gelächter den allzu kecken Urtheiler, wenn seine Schwäche durch Leibnitz dargethan wurde.

Man glaubte sich nicht mehr in den Gemächern einer Königin, sondern in einem heimathlichen Familienkreise zu befinden, so wenig Etikette ward dabei wahrgenommen.

„Doch enden wir dieses Spiel", sprach die Königin, die Blätter in den Korb werfend. „Uns erwartet ein angenehmes Schauspiel, das uns Fräulein von Pöllnitz heute zum Besten giebt. Ueberdies sind Sie ja, liebste Bülow, vollkommen geschlagen, und ich denke, Sie verlangen nach weiteren Beweisen nicht mehr", fügte sie lachend hinzu, sich an die genannte Dame wendend.

„Folgen Sie mir", sprach die Königin zu den Versammelten, indem sie mit der Kurfürstin voran ging, und im nächsten Augenblick schlossen sich ihnen unter heiterem Geplauder die Herren und Damen an, die letzteren von den ersteren geführt.

Sophie schritt nach einem nahe gelegenen Saal, in dem sich eine kleine improvisirte Bühne befand. Kaum hatte sie und die übrige Gesellschaft sich auf die vor-

handenen Sessel niedergelassen, als Harfenspiel ertönte, um die Stimmung auf das Schauspiel vorzubereiten.

Während jenes fortdauerte, ging der Vorhang geräuschlos auf, und man gewahrte ein lebendes Bild, dargestellt von Personen aus der Gesellschaft. Fräulein von Pöllnitz hatte selbst eine Rolle darin; wir finden aber auch zwei uns bekannte Personen in demselben: Hülsen und Schwerin.

Zum näheren Verständniß des Lesers müssen wir bemerken, daß Hülsen, als er nach der Vorstellung der Oper „Polifemo" die Einladung in den engeren Zirkel der Königin erhielt, an demselben Abend Gelegenheit fand, mit Fräulein von Pöllnitz näher bekannt zu werden, und daß diese, von seinen Talenten und seiner Persönlichkeit auf das Angenehmste angesprochen, sich von der Königin die Erlaubniß erbeten hatte, Hülsen einladen zu lassen. Dieser, darauf bedacht, auch seinem Freunde eine Freude zu bereiten, hatte zur Darstellung der Bilder Schwerin vorgeschlagen, und Fräulein von Pöllnitz ging um so bereitwilliger darauf ein, als der Graf nicht nur ein schöner, sondern auch allgemein beliebter Mann war, es ihr daher nur wünschenswerth sein konnte, ihn für ihren Zweck zu gewinnen. Der Genehmigung der Königin war sie gewiß, da dieselbe den jungen, sanften Schwerin bereits persönlich kannte und ihn wegen seiner Vorzüge schätzte.

Das dargestellte Bild war der griechischen Mythe entlehnt und in jeder Beziehung vortrefflich arrangirt.

Ihm folgten in längeren und kürzeren Zwischenräumen noch andere von nicht minderer Schönheit. Die Königin und die Kurfürstin beehrten die Mitwirkenden durch laute Beifallsbezeigungen, in welche die übrige Gesellschaft einstimmte.

Zum letzten Mal ging endlich der Vorhang auf, und die Schönheit des Bildes entlockte der Königin ein lautes Zeichen der Bewunderung.

„Ganz vortrefflich!" rief sie und klatschte in die Hände; alle Anwesenden folgten ihrem Beispiel.

Das Bild verdiente aber auch in der That diesen Beifall.

Dasselbe stellte den Triumph der Schönheit und des Geistes dar, und es war dabei wiederum die griechische Mythe benutzt worden. Den Mittelpunkt bildete eine Minerva, welche Fräulein von Pöllnitz darstellte und die eine frappante Aehnlichkeit mit der Königin hatte. Sie war als Göttin der Wissenschaft dargestellt, um welche sich Künstler und Gelehrte des griechischen Alterthums geschart hatten, und die Darsteller waren bemüht gewesen, ihren Zügen Aehnlichkeit mit Leibnitz, Beausobre, Schlüter und anderen lebenden namhaften Künstlern und Gelehrten zu geben.

Im Hintergrunde bemerkte man Krieger und Sclaven, welche bewundernd zu der Minerva aufschauten, während die Künstler und Gelehrten in bescheidener Haltung dem Wort der Göttin zu lauschen schienen.

Die Hinterwand zeigte majestätische Paläste, an denen die Baukunst in schönster Vollendung sichtbar war.

Das Bild gewann so sehr den Beifall der Königin, daß sie, nachdem der Vorhang gefallen war, eine nochmalige Darstellung desselben verlangte, dem natürlich sofort willfahrt wurde.

Damit endete diese Lustbarkeit, und die Königin begab sich, außerordentlich davon befriedigt, wieder nach den Gesellschaftszimmern, indem sie laut und wiederholt ihre Bewunderung aussprach, worin ihr die Gesellschaft in jeder Beziehung beipflichten mußte; denn in allen Bildern hatte sich eben so viel feiner Geschmack als kunstsinnige Erfindung geltend gemacht.

Eine kurze Zeit darauf erschien Fräulein von Pöllnitz, in Begleitung einiger Personen, welche bei den Bildern mitgewirkt hatten, darunter Hülsen und Schwerin.

„Liebe Pöllnitz, Sie haben mir und gewiß uns Allen heute einen großen Genuß bereitet", rief Sophie ihr entgegen. „Die Bilder waren in der That vortrefflich."

„Ich darf dieses gnädige Lob heute nur zum Theil für mich in Anspruch nehmen, gnädigste Königin", entgegnete Fräulein von Pöllnitz lächelnd.

„Das wäre?!" meinte Sophie.

„Herr von Hülsen verdient dasselbe heute in vollem Maße; denn er hat die Skizzen zu den Bildern entworfen und mir überhaupt fast alle Mühe der Arrangements abgenommen", entgegnete Fräulein von Pöllnitz,

auf den Genannten deutend, der sich ehrfurchtsvoll vor der Königin verneigte.

„Unser vortrefflicher Sänger und Schauspieler?!“ rief die Königin, angenehm überrascht, Hülsen mit Wohlgefallen betrachtend. „Sie scheinen in diesen Dingen ein ungewöhnliches Talent zu besitzen, und ich danke Ihnen recht herzlich für die Mühe, die Sie gehabt. Sie ist nicht fruchtlos gewesen“, fuhr sie mit Anmuth fort, „das werden Sie wohl an der von mir gewünschten Wiederholung des letzten Bildes erkannt haben.“

Hülsen dankte mit wenigen Worten für die so gnädige Aufnahme.

„Haben Sie das letzte Bild etwa nach einem vorhandenen Gemälde entworfen?“ fragte die Königin.

„Majestät halten zu Gnaden, es ist eine Erfindung, zu der es mir nicht schwer werden konnte die entsprechenden Urbilder zu finden“, entgegnete Hülsen.

Die Königin lächelte, erhob den Finger gegen ihn und drohte:

„Sie sind ein feiner Schmeichler, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, Sie haben sich mit dem Bilde herzliche Freunde gewonnen. Auch für die Folge werden Sie uns in unseren engeren Gesellschaften willkommen sein, und Sie, liebe Pöllnitz“, fuhr Sophie, sich zu dieser wendend, fort, „werden es mir hoffentlich Dank wissen, wenn ich Ihnen einen so talentvollen Cavalier als Beistand für künftige Lustbarkeiten gewinne.“

Darauf führte sie die Unterhaltung mit Hülsen weiter,

dessen freies, natürliches Wesen, sowie die oft humoristischen Bemerkungen, welche er in die Unterhaltung legte, der Königin außerordentlich zusagten. Sie ließ sich kurze Beschreibungen von der ihr noch wenig bekannten Heimath Hülsen's machen und schien seinen Mittheilungen ihr ganzes Interesse zu schenken. Die Kurfürstin, welche Zuhörerin war, theilte dieses und zog Hülsen später in eine lebhafte Unterhaltung, da auch sie von seinem Wesen angenehm angesprochen wurde.

Auch Schwerin sollte heute durch die Huld der Königin beglückt werden. Graf Dohna stellte ihn derselben vor, und da sie erfahren hatte, daß Schwerin ein großer Verehrer der Musik sei, so knüpfte sie sogleich ein Gespräch mit ihm darüber an, und es konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß sie bemüht war, durch ein gütiges und einfaches Wesen Schwerin's natürliche, ihr gegenüber geoffenbarte Schüchternheit zu besiegen. Dies gelang ihr auch so vortrefflich, daß Schwerin allmälig, ganz frei geworden, den Quell eines reichen Wissens, einer vollendeten Kunstbildung und der feinsten Sitte aufschloß, und sich dadurch die gnädigste Beurtheilung von Seiten Sophiens erwarb.

Eine Mittheilung, welche man der Königin machte, hob das Gespräch zwischen ihm und der letzteren auf.

„Lassen Sie uns nach dem Musikzimmer gehen", sprach die Königin, sich an die ihr zunächst Stehenden wendend. „Ich glaube, meine gnädige Mutter, wir dürfen uns von dem bevorstehenden Genuß Etwas versprechen;

Ariosti hat mir den jungen Künstler, der uns heute unterhalten wird, sehr gerühmt", fuhr die Königin fort, der Kurfürstin den Arm bietend.

Die Gesellschaft versammelte sich allmälig in dem Musikzimmer, dasselbe, in welchem wir früher das geöffnete Clavier bemerkt haben.

Die Königin und die Kurfürstin waren noch zurück geblieben, und die Eintretenden beachteten weder Ariosti noch einen jungen Mann von ungefähr zwanzig Jahren, von stattlicher Gestalt, der bei dem Meister stand, während seine Mienen, das scheue Auge die innere Aufregung und eine damit verbundene Befangenheit und Aengstlichkeit verriethen. Er hatte feine, frische Gesichtszüge, ein blaues, geistvolles Auge, das unter anderen Umständen wahrscheinlich mild und ruhig war; auf der angenehm gewölbten Stirn lag Sinnigkeit und jenes Etwas, womit die Natur geniale Menschen zu schmücken pflegt, und wodurch der Eindruck solcher Persönlichkeiten auf ihre Umgebungen meist ein besonderer wird.

„Fassen Sie nur Muth", ermunterte Ariosti den Zaghaften, der so eben ein Geständniß von geringem Selbstvertrauen abgelegt hatte. „Bedenken Sie, daß Sie der heutige Erfolg Ihrem Ziel, dem herrlichen Italien, der Wiege der Künste und vor allen Dingen der Musik, näher bringt", fuhr der Meister fort.

„Ich denke jetzt nur daran, ob es mir gelingen wird, die Königin wirklich zufrieden zu stellen", erwiederte der junge Mann mit etwas unsicherer Stimme, während er

zugleich ängstlich nach der Eingangsthür schaute, durch welche die Königin eintreten sollte.

„Der Künstler muß seiner Kunst vertrauen, das ist unter solchen Umständen die Hauptsache; nur so gewinnt er Sicherheit und Selbstbewußtsein, welche ihm beide bei einer künstlerischen Leistung durchaus nothwendig sind. Sie dürfen ohne Anmaßung Ihrem Talent vertrauen, ich kenne dasselbe", sprach Ariosti voll Zuversicht.

„Die Königin ist bekanntlich eine feine Musikkennerin; meine Manier weicht von den gewöhnlichen in so vieler Beziehung ab, daß ich besorgt bin, ob sie Geschmack daran finden wird", gab der Künstler zu bedenken.

„Eben, weil die Königin jenen Namen in der That verdient und das Clavier selbst vorzüglich spielt, haben Sie um so weniger zu befürchten", beruhigte Ariosti. „Gerade sie vermag Ihr Talent am besten zu würdigen, und ich ginge die größte Wette ein, daß Sie sich heute Lorbeeren sammeln werden. Darum fürchten Sie Nichts. Die Königin ist durch mich schon vor längerer Zeit auf Ihr Talent aufmerksam gemacht und günstig für Sie gestimmt worden. Auch findet sie Geschmack an Ihren Compositionen, wenngleich sie für die italienische Schule eine Vorliebe hat."

„Gerade diese Vorliebe macht mir Sorge", bemerkte der Künstler leise und neigte gedankenvoll den Kopf.

„Thorheit! Auch Sie sehen, wie alle jungen Talente, gerade in dem Gefahr, worin eben nur Nutzen für Sie vorhanden ist", sprach Ariosti und fügte überzeugungs-

voll hinzu: „Sie können es sich gar nicht besser wünschen, und ich stehe Ihnen für den guten Erfolg Ihres Debüts. — Wir wollen", fuhr er fort, indem er den Muth seines Schützlings so viel als möglich zu heben suchte, „bis die Königin kommt, was sich vielleicht noch einige Augenblicke verzögern kann, Ihres Spiels nicht weiter gedenken; ich will Sie statt dessen mit den hier versammelten Personen, deren jegliche von größerer oder geringerer Bedeutung ist, ein wenig bekannt machen, damit Sie sich zerstreuen und zugleich einen Ihnen für die Folge nützenden Vortheil gewinnen."

„Wie Sie es für das Beste halten, Meister", entgegnete der junge Künstler und schaute darauf Ariosti, der ihm einzelne Personen bezeichnete und nähere Notizen über dieselben gab, zwar aufmerksam an, hörte und sah jedoch in der That sehr wenig von Allem, da seine ganze Aufmerksamkeit auf die Eingangsthür gerichtet blieb.

Ariosti war jedoch kaum mit der Charakteristik von ein paar Personen fertig geworden, als Fatme und Hassan, die beiden Kammertürken, mit seidenen Fußkissen erschienen, welche sie vor die Sessel der Königin und der Kurfürstin legten, dadurch das Nahen derselben anzeigend.

Gleich darauf erschienen diese, und kaum hatte der Künstler die Königin erblickt, als er erbleichte und ein leises Zittern seinen Körper durchflog.

Ariosti bemerkte das und flüsterte ihm zu:

„Um Gott, ermannen Sie sich! Die Königin ist die

Güte und Nachsicht selbst, nicht minder die vortreffliche Kurfürstin, und alle übrigen Personen, die Sie hier um sich sehen, wissen jegliches Talent und Bestreben zu würdigen, sollte der Versuch auch nicht ganz glücklich ausfallen!"

Der Künstler schien jedoch wenig von diesen ermunternden Worten zu vernehmen; den Blick auf die Königin gerichtet, stand er zagend da, den Befehl zum Beginn des Spiels erwartend.

Sophie hatte sich gesetzt und, in der Unterhaltung mit der Kurfürstin begriffen, nicht sogleich Muße gefunden, ihr Auge auf den Künstler zu richten; sie that das jetzt, beobachtete denselben einen Augenblick und neigte sich alsdann zu der Kurfürstin, zu der sie leise ein paar Worte sprach. Diese, wie es schien, dadurch auf den jungen Mann aufmerksam gemacht, prüfte denselben flüchtig und machte der Königin darauf eine kurze Bemerkung.

In dem nächsten Augenblick winkte Sophie Ariosti, dem Nichts entgangen war, und dieser nahte sich ihr, nachdem er dem Künstler noch zugeflüstert hatte, auf dem Platz, den er einnahm, zu verharren.

„Ihr Protégé scheint sehr ängstlich zu sein", bemerkte die Königin dem Meister.

„In der That, Majestät, es ist so, und meine Ermunterungen scheinen nichts bei ihm zu fruchten, so sehr hat ihn Ihre hohe Gegenwart eingeschüchtert."

„Das ist übel; seine Leistungen könnten darunter leiden."

„Ich fürchte das selbst, obwohl ich von seinem Talent die herrlichsten Beweise habe.“ —

„So müssen wir Sorge tragen, daß er wieder Muth faßt und frei wird, damit Sie Ehre mit ihm einlegen“, bemerkte die Königin lächelnd. „Ueberdies“, fügte sie hinzu, „habe ich selbst der Gesellschaft einen nicht gewöhnlichen Genuß in Aussicht gestellt, bin also auch eigentlich verpflichtet, Etwas dafür zu thun. Bringen Sie mir den jungen Mann her.“

Ariosti, der, wie wir wissen, die Königin ihrer Leutseligkeit halber anbetete, verstand sogleich ihre Absicht und dankte ihr dafür mit einem freudestrahlenden Blick.

„Sie ist doch ein Engel an Güte!“ sprach er vor sich hin, während er zu dem Künstler ging.

„Mensch“, sprach er zu diesem emphatisch, „wenn sich heute Abend Ihr Talent nicht verzehnfacht, so sind Sie kein Künstler, das sage ich Ihnen!“

Dieser sah ihn erstaunt und ängstlich an.

„Kommen Sie zu der Majestät; sie verlangt, daß ich Sie ihr vorstelle. Welche Güte und Gnade! Nehmen Sie Ihre Sinne zusammen, damit Sie ihr wie ein vernünftiger und besonnener Mann antworten können, einfach und natürlich und nicht mit verbrauchten Floskeln, von denen unsere große Fürstin durchaus keine Freundin ist. — Hören Sie?!“

Der Künstler erwiederte darauf Nichts und nahte mit geneigtem Haupte, in Begleitung des Meisters, der Königin.

„Ich heiße Sie willkommen. Ariosti hat mir viel Gutes von Ihrer Kunst erzählt, und er pflegt sich selten zu täuschen", hob die Königin mit vieler Freundlichkeit an.

Der Künstler blieb stumm und verneigte sich nur tief, ohne die Königin anzuschauen.

„Ihre Compositionen haben mir sehr zugesagt, und ich habe dieselben auf das Pult legen lassen, falls Sie sie etwa vortragen wollen", fuhr die Königin fort. Ohne seine Antwort abzuwarten, fragte sie: „Sie haben uns doch etwas Neues mitgebracht?"

Jetzt blieb dem jungen Künstler Nichts übrig, als aufzuschauen, da er eine deutliche Antwort geben mußte; er that es, und sein Auge blieb bewundernd an dem Antlitz der Königin hangen. War ihm noch vorher wie einem Sterbenden zu Muthe, so fühlte er sich plötzlich neu belebt, so viel Freundlichkeit, Schönheit und Theilnahme sprachen zu ihm aus Sophieens Auge und Antlitz. Er hatte königlichen Stolz und Kälte erwartet, jetzt sah er gerade das Gegentheil davon. Was aber seinen Muth ganz besonders hob, war der sanfte, klangvolle Ton ihrer Sprache, der seine musikalische Seele auf das Lieblichste berührte und sie mit neuer Kraft erfüllte. Er antwortete besonnen und einfach.

„Wie steht es mit dem Theater in Hamburg?" fragte die Königin darauf, der diese gute Wirkung nicht entgangen war.

Der Künstler gab darüber genügenden Aufschluß

und verrieth dabei künstlerisches Urtheil und geistige Bildung, während er zugleich immer mehr an Sicherheit gewann.

„Ich danke Ihnen", sprach die Königin, das Gespräch endend, in der Ueberzeugung, daß der Künstler die nöthige Sicherheit zum Vortrag wieder erlangt hatte, — „und würde Sie nun ersuchen, uns irgend Etwas vorzutragen, wobei ich Ihnen die Wahl überlasse." —

Sie nickte ihm freundlich zu, und der Künstler ging, nachdem er sich tief verbeugt, mit festem Schritt und glänzendem Auge nach dem Clavier, setzte sich, athmete tief auf und begann sein Spiel.

Ariosti rieb sich im Hintergrunde vergnügt die Hände. „Sie ist ein Engel, und mein junger Schützling wird wie ein Gott spielen!" dachte er bei sich, das dunkle, feurige Auge bald auf die Königin bald wieder auf den Künstler gerichtet, der eine Phantasie in dem edelsten Styl vortrug, in welcher zwar die italienische Schule noch vorherrschte, aber doch eine neuere Richtung und zwar mit ächt deutschem Charakter sich geltend machte. Er spielte mit Feuer und Leidenschaft. Die ganze Phantasie trug den Stempel des Gediegenen; edle Einfachheit einte sich darin mit melodischer Erfindung und gründlicher musikalischer Bildung. Die technische Fertigkeit, welche er bei dem seelenvollen Vortrag entwickelte, und welche für die damalige Zeit außergewöhnlich genannt werden mußte, verschwand fast vor der Schönheit der Composition. Schwierigkeiten schien er gar nicht zu kennen, so

leicht und rein wurden die Töne erzeugt, worin ihn ein vortreffliches Clavier unterstützte.

Ariosti wischte sich wiederholt die Augen; er bemerkte zu seinem Entzücken, daß die Königin von des Künstlers Spiel auf das Angenehmste angesprochen, ja selbst ergriffen worden, und über die ungewöhnliche Technik erstaunt war. Sie lauschte jedem Ton, und keiner derselben ging in der lautlosen Stille verloren, welche das zauberhafte Spiel erzeugt hatte. Ihre Erwartungen schienen in jeder Hinsicht übertroffen zu werden.

Aber nicht nur die Königin, sondern alle Anwesenden waren von dem herrlichen Vortrag auf das Tiefste ergriffen worden. Man hatte dergleichen noch nie gehört, so viele der Musiker auch schon an Sophieens Hof gespielt hatten. Hier vereinte sich Alles, was das Ohr berauschen, erheben und wiederum sanft zu rühren vermochte. Man erkannte sogleich, daß ein Genius den Künstler inspirirte, der ihn auf seinen Flügeln rasch der künstlerischen Vollendung entgegen tragen würde.

Die letzten Töne verhallten, der Spieler erhob sich, und wiederum war es die Königin, welche demselben zuerst lauten Beifall zollte, in den die Gesellschaft begeistert einstimmte.

Mit erglühtem Antlitz, aber bescheidenem Selbstbewußtsein verneigte sich der Künstler nach allen Seiten und war im Begriff, sich zurück zu ziehen, als ihm die Königin freundlich winkte.

„Nun, Händel, ich gestehe Ihnen, Sie haben Ihrem

Ruf nicht nur alle Ehre gemacht, sondern denselben übertroffen. Ich danke Ihnen für den gehabten Genuß", sprach sie laut, dem jungen Künstler, der jetzt noch tiefer erröthete, freundlich zunickend.

„Bleiben Sie in Berlin. Ich will mit Se. Majestät sprechen. Sie wollen nach Italien, das ist gut. Jeder Künstler müßte dort gewesen sein; dort erst erhält er die wahre Inspiration von der Natur und der ewigen Kunst, die unter seinem milden Himmel wohnt", fügte sie erregt hinzu. „Sie sollen uns nachher noch etwas vorspielen. Vorläufig erquicken Sie sich."

Berauscht von so vieler Huld, trat Händel zurück, um von einzelnen Personen in der Gesellschaft schmeichelhaftes Lob zu empfangen.

Als er sich entfernt hatte, sprach die Königin zur Kurfürstin voll Ueberzeugung und ungewöhnlicher Aufregung:

„Das ist ein geborenes Genie, und ich will Alles für ihn thun; denn er wird Unsterbliches schaffen." —

Darauf winkte sie Fräulein von Pöllnitz zu sich und sprach:

„Jetzt wollen wir dem jungen Amphion auch zeigen, daß der Genius unter uns durchaus ebenbürtig ist; arrangiren Sie ein Pfänderspiel; er soll Theil daran nehmen, ich will es auch, und Sie werden sehen, fühlt er sich hier erst ganz heimisch, so wird er uns noch Herrlicheres zu hören geben." —

Der große Musiker Händel — denn dieser war der

junge Künstler —, in Hamburg als zweiter Kapellmeister bei dem Theater angestellt, war, von Sophieens Vorliebe für die Musik bestimmt, auf Ariosti's Vorschlag nach Berlin gekommen und durch den Letzteren, der ihn außerordentlich schätzte, an dem heutigen Abend der Königin vorgestellt worden.

Wir haben gesehen, wie sehr er den ihm vorangegangenen Ruf zu rechtfertigen gewußt; seine uns noch heute entzückenden Compositionen geben uns aber auch den Beweis, wie wahr das Urtheil der Königin gewesen.

Ariosti empfing den jungen Künstler mit feuchten Blicken und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ich wußte das voraus", sprach er, „und Ihr Glück ist gemacht."

„Glauben Sie", fragte Händel, der jetzt eine ganz veränderte, doch höchst angenehme Haltung zeigte, „daß ich so viel zu leisten im Stande gewesen wäre, wenn mich nicht der Zauber so vieler Schönheit, Güte und Liebenswürdigkeit, wie er die Königin schmückt, vollständig über alles Irdische erhoben hätte?"

„Ich glaube es Ihnen schon, es ist Ihnen nicht allein so ergangen, und nun kann ich Ihnen auch vertrauen, damit Sie die Huld unserer engelgleichen Monarchin vollständig zu würdigen vermögen, daß sie Ihre Angst bemerkte und Sie darum zu sich bescheiden ließ," — entgegnete Ariosti.

„Was sagen Sie?!" rief Händel erstaunt aus.

„Ja, sie ist gut, wie ein Engel", sprach Ariosti und fuhr mit dem Taschentuch über die Augen.

In diesem Augenblick ward Händel aufgefordert, an dem Pfänderspiel Theil zu nehmen.

„Ich?" — fragte er erstaunt.

Man bejahte, und der überraschte junge Mann folgte der Aufforderung etwas verlegen.

Das Spiel begann, und die Königin nahm, ihrer Zusage gemäß, daran Theil.

Es herrschte dabei, wie sie es gewollt, nicht nur die größte Ungezwungenheit, sondern laute Lustigkeit, die sich in den freiesten Scherzen erging, ohne besondere Rücksicht auf die an dem Spiel theilnehmenden, hohen Personen zu nehmen, wozu außer der Königin auch der Markgraf Albrecht gehörte.

Händel wurde in sehr freundlicher Weise und mit vieler Aufmerksamkeit behandelt, so daß er anfangs höchlichst darüber erstaunt war. Aber allmälig gewöhnte er sich an das mit der ungezwungensten Heiterkeit fortgesetzte Spiel und gab sich der Freude gleich den Uebrigen hin. Das schien der Königin zu gefallen.

Das Spiel endete, und Händel, der ein Pfand auszulösen hatte, wurde dazu aufgefordert. Die Königin bestimmte die Art der Auslösung, und es lag nahe, daß sie ihn zu einem musikalischen Vortrag veranlaßte.

Derselbe begann, und der Königin Voraussage ging in Erfüllung.

Händel übertraf sich und riß die Zuhörer durch sein

vortreffliches Spiel hin. Sein Genius, von allem Zwang befreit und durch so außerordentliche Eindrücke erhoben, entwickelte sich in höchster Vollkommenheit, und reicher Beifall lohnte den Künstler, als der letzte Ton noch nicht verhallt war.

Die Königin, von der heutigen Unterhaltung sehr befriedigt, erhob sich, um nach ihren Gemächern zu gehen, indem sie es der Gesellschaft anheim gab, nach Belieben zusammen zu bleiben.

Freundlich nach allen Seiten grüßend und Diesem und Jenem noch ein heiteres Wort zurufend, schritt sie aus dem Zimmer, verabschiedete sich alsdann von der Kurfürstin, die sich gleichfalls in die für sie hergerichteten Gemächer zurückzog, und war eben im Begriff, in das Nebenzimmer zu treten, als ihr Graf Alexander Dohna nahte.

„Vergebung, Majestät", sprach er, „wenn ich in einem so ungewöhnlichen Augenblick mit einer Bitte zu nahen wage." —

„Was haben Sie, Graf?"

„Schenken mir Eure Majestät ein kurzes, jedoch geheimes Gehör"! — bat Dohna.

Sophie sah den Grafen überrascht an, besann sich einen Augenblick und sprach dann: „Folgen Sie mir"!

In ihrem Cabinet angelangt, fragte sie alsdann etwas aufgeregt:

„Es ist doch nichts Schlimmes geschehen?"

„Beruhigen sich Eure Majestät. Kein übler Vorfall

führt mich hierher, sondern eine gute Absicht, deren Ausführung ich und meine Freunde von der Billigung unserer gnädigsten Königin abhängig machen", — entgegnete Dohna.

„So ehrenwerthe Männer können nur etwas Gutes bezwecken", sprach die Königin beruhigt und fragte dann:

„Wann erfahre ich das Nähere?"

„Sobald Eure Majestät uns gnädiges Gehör bewilligen". —

„Gut. Morgen um die eilfte Stunde will ich Sie erwarten", sprach Sophie nach einigen Augenblicken des Nachdenkens.

Dohna verneigte sich dankend, und, der Königin sich etwas nähernd, bemerkte er mit gedämpfter Stimme, so daß nur Sophie ihn verstehen konnte:

„Ich halte es für meine Pflicht, zu bemerken, daß die zu besprechende Angelegenheit eine geheime Unterredung erfordert, und dürfte diese in Erwägung, daß alle unsere Schritte von einer gewissen Partei beobachtet werden, um so nothwendiger sein, damit nicht etwa Ungelegenheit für Eure Majestät daraus hervor gehe." —

Sophie schaute den Grafen fragend an.

„Mögen Eure Majestät uns vertrauen"! — bemerkte Dohna ruhig und voll Sicherheit.

„Ich ahne, welche Absicht Sie und Ihre Freunde zu mir führt. Beobachten Sie die nöthige Vorsicht, und däucht Ihnen eine andere Zeit zur Unterredung sicherer, so will ich mich gern dazu verstehen", — entgegnete Sophie.

„Die bezeichnete Stunde ist durchaus gefahrlos, da der König morgen in Begleitung Wartenberg's nach Oranienburg fährt", — bemerkte Dohna.

„Gut denn, lieber Dohna. So werde ich Sie erwarten", entgegnete die Königin, und entließ alsdann den Grafen mit einem freundlichen Gruß.

Dieser stieg sofort in den Wagen und eilte zu seinen auf ihn harrenden Freunden, welche den Entschluß der Königin mit großer Freude vernahmen.

Zehntes Capitel.

Das patriotische Triumvirat.

Die von der Königin festgesetzte Stunde zum Empfang des Grafen Dohna und seiner Freunde war erschienen, und in einem geräumigen Zimmer des Schlosses zu Lützenburg fanden sich sowohl die eben Genannten als auch die Grafen Christoph Dohna, General Barfuß, der General-Kriegs-Commissair, Graf Otto Dönhof, Graf Philipp Wylich von Lottum und der Hofmarschall von Wensen, vereinzelt und heimlich ein.

Wir müssen den Leser an eine frühere, zwischen dem Grafen Alexander von Dohna und Barfuß stattgefundene Unterhaltung erinnern, die den eben so gefährlichen als für die vorliegenden Verhältnisse wichtigen Plan betraf, der Willkür des allmächtigen Premiers endlich ein Ziel zu setzen.

Nicht nur der General Barfuß, — der bekanntlich durch Wartenberg von der Oberleitung der Staatsge-

schäfte, welche er nach dem Sturz des früheren Ober-Kämmerers, Grafen Dankelmann, inne gehabt, verdrängt worden war, sondern auch die übrigen bezeichneten Herren hegten schon lange den Wunsch, gegen Wartenberg entschieden aufzutreten, und hatten darüber heimlich mit einander verhandelt. Zu ihnen begab sich Graf Alexander Dohna in jener Nacht, in welcher er sich von der Königin eine geheime Unterredung erbeten hatte.

Man war an dem Tage vorher zu einem bestimmten Entschluß gelangt, den die nothwendigen Vorbereitungen für ihren Plan, die Ermittlung wirksamer und gegründeter Anklagepunkte, so lange verzögert hatten.

Den Mittelpunkt der von verschiedenen Beweggründen geleiteten Verbündeten bildeten die Grafen Alexander und Christoph Dohna und der General Barfuß. Der Letztere, welcher überdies für eine durch den Grafen erlittene Unbill Genugthuung suchte, war trotz seines hohen Alters gerade der leidenschaftlichste und heftigste Gegner, nimmer ruhend, bis er irgend Etwas für seinen Plan zu erreichen gewiß war, und durch seine Wärme, mit welcher er diese Angelegenheit betrieb, den Muth und die Ausdauer seiner Genossen unabläßig anregend.

Anders war es mit Christoph Dohna.

Dieser, aus einer der ältesten Familien Preußens entsprossen, Burggraf und ein Großneffe des unter Johann Sigismund berühmten Grafen Abraham Dohna, Ahnherr von Reichertswalde und Lauck, Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken, nahm, ver-

möge seiner hohen Abkunft, seines Ranges und seiner Verbindungen, eine der hervorragendsten Stellungen unter dem preußischen Adel ein, und behauptete dieselbe auch mit aller Eifersucht, welche ihm sein Ansehen und der Stolz auf seine bevorzugte Stellung einflößten.

Er stand an der Spitze des mißvergnügten Adels, der, wie er selbst, die Herrschaft des übermüthigen Emporkömmlings nur aus Rücksicht für den König duldete, weil ihm die zum Sturz des Grafen nothwendigen Mittel fehlten.

Durch und durch Aristokrat, verschmähte er es, durch andere Mittel, als das Ansehen, das er in die Wagschale zu legen hatte, und ein offenes Handeln, den Sturz des Ober-Kämmeres herbei zu führen. Er ging den geraden Weg, consequent, wie es seine Natur gebot, unbekümmert um die daraus für ihn entspringenden Folgen.

Aber gerade, weil er seinen Gegner nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen sich entschließen konnte, waren alle seine bisherigen Bemühungen fruchtlos gewesen; Wartenberg besaß zu viel Macht, um einen offenen Feind nicht schon früher unschädlich zu machen, bevor derselbe zu einem directen Angriff gegen ihn schreiten konnte.

In Alexander Dohna finden wir zugleich den wärmsten Verehrer der Königin, und das hohe Interesse, welches er für sie hegte, war das eigentliche Motiv seines Handelns. Ihre Güte, die Vortrefflichkeit ihres Herzens, ihre geistigen Vorzüge und das ihm geschenkte Vertrauen hatten ihn mit einer seltenen Ergebenheit für

Sophie erfüllt. Sein Leben ihrem Wohl zu opfern, wäre ihm erwünscht und sein größter Ruhm gewesen.

Er besaß vor seinen Freunden den Vortheil, Ober-Hofmeister des Kronprinzen zu sein, sich also in der unmittelbaren Nähe der königlichen Personen und des Hofes zu befinden; diese Stellung verschaffte ihm die genauere Einsicht in alle Verhältnisse daselbst. So wurde es ihm klar, daß ein offener Kampf mit dem Premier zu demüthigenden Niederlagen führen müßte, die der Königin und seiner Partei nur schaden konnten; er überzeugte sich von der Wahrheit dieser Annahme durch die Fruchtlosigkeit der Bemühungen seines Genossen, des Burggrafen. Darum war er bedacht, ein anderes System zu entwerfen.

Es konnte dem feinen Hofmann nicht entgehen, daß den Intriguen des Ministers und seines Anhangs gegenüber nur mit gleichen Waffen ein glückliches Ziel zu erreichen war.

Wir haben darüber bereits früher in der Unterhaltung mit Barfuß seine sehr begründete Ansicht kennen gelernt, und auch gesehen, wie er diesen General dafür gewann.

Ebenso suchte er den Burggrafen für seinen Plan einzunehmen. Es gelang ihm das in der ersten Zeit nicht. Der Burggraf, wie wir wissen, wollte sich nicht zu einer anderen Handlungsweise gegen den Minister verstehen. Die Zeit und die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, vor Allem aber die steigende Macht Wartenberg's, ließen sein Ohr für des Ober-Hofmeisters Vorschläge jedoch zu-

gänglicher werden, und er entschloß sich endlich, in Alexander Dohna's Plan einzugehen und die Sache mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen.

Dohna war nun mit Hülfe des Burggrafen und Barfuß' bedacht, Gleichgesinnte für seinen Plan zu gewinnen, und dies konnte ihm nicht schwer werden, da der alte Adel dem Minister durchaus feindlich gesinnt war, und der Wunsch, sich von dem belästigenden Druck seiner übermüthigen Macht zu befreien, eben so allgemein, als dringend die Gemüther erfüllte.

Dohna hatte in der Verehrung für die Königin und in seinem Edelsinn die Bedingung gestellt, daß Alles, was unternommen wurde, ohne Vorwissen derselben geschehen sollte; sie sollte die Vortheile ihrer Bemühungen kosten, aber vor den Nachtheilen, welche ein möglicher Fehlschlag ihres Vorhabens herbeiführen könnte, gesichert sein.

Nur zum Theil stimmten ihm seine Genossen bei, so bereitwillig sie auch alle Opfer zum Wohl der Königin dargebracht hätten, und aus nur zu billigenden Gründen, die uns später bekannt werden.

Unter diesen Bemühungen und in dem Abwarten des günstigsten Augenblicks, ganz besonders aber in der Sorge, die richtigen Mittel für ihren Zweck zu erreichen, war eine längere Zeit verflossen. Wartenberg, der, wie wir wissen, seine Feinde kannte und ihre Macht nicht unterschätzte, hütete sich, solche Blößen zu geben, die

seinen Feinden zu einem gewünschten Angriff hätten dienen können.

So erschien er fast unangreifbar; denn in allen Fällen, die ihn hätten compromittiren können, hatte er sich auch den Rücken zu decken gewußt.

Es gehörte die Geduld, Vaterlandsliebe und ächte Verehrung dieser drei wahrhaften Patrioten dazu, um nicht zu ermüden. Doch die Verzögerung brachte ihnen die großen Vortheile, in den Grafen Dönhoff und Lottum Verbündete zu gewinnen.

Der Ungeduldigste von Allen war Alexander Dohna, so viel Gleichmuth er auch vor seinen Genossen zu behaupten wußte. Ihn empörten die offnen Angriffe, welche die Königin in der letzten Zeit hatte erleiden müssen, die, wie er wußte, lediglich auf Anstiften des Wartenberg'schen Ehepaars unternommen worden waren. Er hatte mit Sophieen darüber gesprochen, ihr seinen Unmuth zu erkennen gegeben und, so wenig auch die Königin empfindlich davon berührt zu sein vorgab, erkannt, daß ihr feines Gefühl dennoch vielfach dadurch verletzt worden war. Um so mehr war er bedacht, sie vor ähnlichen Berührungen zu sichern; trotz seiner Mühe und seines immer regen Eifers wollte sich jedoch der geeignete Zeitpunkt zur entscheidenden That, das erforderliche Mittel dazu nicht finden lassen.

Diese scheinbare Unthätigkeit der patriotischen Genossen sollte aber dennoch ihre guten Früchte tragen.

Wartenberg ließ sich dadurch weniger vorsichtig

machen; er gelangte allmälig zu der Ansicht, die feindliche Partei sei von seiner Macht zu sehr eingeschüchtert, um noch länger die Hoffnung zu hegen, gegen ihn Etwas unternehmen zu können, und hielt sich darum für völlig sicher.

Sein Eigennutz, vielleicht noch mehr derjenige seiner Gemahlin, verleitete ihn, bedeutende Summen, die er sich zurückgelegt hatte und die nicht ein Ersparniß des ihm überwiesenen Gehalts sein konnten, durch Vermittlung des englischen Gesandten nach London zu senden und den Etat seiner Mittagstafel, der aus königlicher Kasse bestritten wurde, bis auf die ungeheure Summe von 30,000 Thalern zu steigern.

Diese Dinge wurden dem General Barfuß durch den Hofmarschall von Wensen bekannt, mit dem sich derselbe in der letzten Zeit, um für seinen Zweck zu wirken, vertraut gemacht hatte.

Sie erschienen dem General außerordentlich wichtig, und er machte dem Grafen Alexander Dohna, seinem vertrautesten Freunde, sogleich Mittheilung davon.

Der Graf war darüber höchlich erfreut; denn es stand fest, daß, konnte man den Beweis von der Richtigkeit dieses Sachverhaltes führen, auch eine Anklage gegen Wartenberg gefunden war, die, in jeder Beziehung gerechtfertigt, auch die wichtigsten Nachtheile für denselben, ja dessen Sturz selbst, herbei führen mußte.

Es handelte sich also darum, ob der Hofmarschall den Muth besaß, vor dem Könige die Anklage zu be-

haupten, und Dohna zögerte keinen Augenblick, ihm diese so wichtige Frage zur Beantwortung vorzulegen.

Wensen versicherte, seine Aussage zu jeder Zeit und vor jeder Person, selbst der des Königs, vertreten zu können, und so schien denn nun endlich das richtige Mittel gefunden und der Sturz des Ministers gewiß zu sein.

Dohna beeilte sich, die Verbündeten mit Allem bekannt zu machen, und, indem man den Hofmarschall mit Lobeserhebungen überhäufte, wurden zugleich die weiteren Schritte berathen.

Dohna beharrte auf seinem früheren Verlangen, ganz ohne Wissen der Königin handeln zu wollen, wurde jedoch überstimmt, da die Mehrzahl der Ansicht war, daß eine Mittheilung über das Project eine nothwendig zu nehmende Rücksicht wäre, da überdies auch die Billigung desselben von der Königin eingeholt werden müßte, ehe man einen, das ganze Staatsgebäude erschütternden Schritt wagte.

Der Graf mußte zuletzt nachgeben, so heftig er sich auch gegen die gemachten Vorschläge sträubte, und übernahm es, die Königin um eine geheime Zusammenkunft im Namen seiner Freunde zu bitten.

Man hatte dazu einen Tag bestimmt, an welchem der König in Begleitung Wartenberg's einen Besuch in dem Schloß Oranienburg machte, und an dem Vorabende desselben sahen wir Dohna die Königin darum ersuchen.

„Glauben Sie", fragte Wensen den General Barfuß, mit welchem er nach Lützenburg gefahren war, „daß uns keiner der Wartenberg'schen Spione bemerkt hat"?

„Ich möchte es wenigstens hoffen; indessen angenommen, unsere heutige Anwesenheit bliebe nicht geheim, was schadet das? Die Thatsachen können darum doch nicht geleugnet, und eben so wenig unser Entschluß wankend gemacht werden", — erwiederte Barfuß eifrig.

„Wir dürfen, nun wir endlich durch Herrn von Wensen in den Besitz so wichtiger Beweismittel gelangt sind, die Macht des Grafen unmöglich so hoch anschlagen, um irgend welche Besorgniß zu hegen", bemerkte der Burggraf in gemessenem Ton. „Vergessen Sie nicht, meine Herren", fügte er hinzu, „daß wir einen edlen, für alles Rechte und die Wahrheit empfänglichen Monarchen haben, der sein Volk aufrichtig liebt und eben so aufrichtig wieder geliebt wird. Sein Ohr ist darum auch für die Stimme der, seinem Throne am nächsten stehenden Diener offen, und ich hoffe zu Gott, die Wahrheit wird auch in diesem Fall ihre Macht ausüben".

„Das gebe Gott"! fiel Alexander Dohna beherzigend ein. „Aber, meine verehrten Freunde", fuhr er fort, die Versammelten mit einem einnehmenden Lächeln anschauend, „wir dürfen nicht zu sehr auf die gewünschte Wirkung der gerechten Sache bauen; vielmehr müssen wir uns stets erinnern, dem mächtigsten Feinde gegenüber zu stehen, der überdies durch die große Lenkbarkeit und Herzensgüte des Königs noch mächtiger wird. Ich gebe

zu, der König ist von dem Wunsch beseelt, das Land glücklich zu machen und seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu belasten; aber sein Vertrauen zu dem Grafen ist auch so fest, daß er demselben in allen Dingen Glauben schenkt, und das wäre in unserem Falle die gefährlichste Klippe, an welcher unser Plan, trotz der wichtigsten Beweismittel, doch wohl scheitern könnte".

„Wie, Graf? scheitern"?! rief Barfuß erregt aus.

„Ich darf mein Bedenken nicht verhehlen"! entgegnete dieser achselzuckend.

„Sie sind ein Pessimist"! bemerkte Barfuß.

„Oder sagen Sie richtiger: Graf Dohna ist in die Verhältnisse des Hofes zu gut eingeweiht, um in solchen Dingen sanguinische Hoffnungen zu hegen", fiel der Burggraf ein.

„Sie werden doch nicht etwa glauben, es könnte uns in diesem Fall wirklich mißlingen"? fragte Barfuß und schaute Dohna gespannt an.

„Ich fürchte das nicht; aber es däucht mir praktisch, in einer so wichtigen Angelegenheit, wie diese, alle Möglichkeiten zu erwägen, denen man zu begegnen hat, um ein Mißlingen zu verhindern", antwortete Dohna.

„So weit ist es also schon mit uns gekommen?! Selbst die klaren Thatsachen, die begründetste Anklage, eine Anklage auf Veruntreuung von Staatsgeldern sollte einen Mann nicht stürzen können, der, allgemein gehaßt, von Staatsdienern angeklagt wird, die, ohne sich schmeicheln zu wollen, in der Achtung ihrer Mitbürger so fest

stehen, daß schon dadurch ihr Wort gewichtig werden muß"?! — fragte Barfuß fast unmuthig.

„Gewiß, mein bester General", sprach Dohna beschwichtigend, „auch ich baue darauf; aber ich muß Sie aufmerksam machen, daß unsere Angelegenheit, wie ich fürchte, nicht als eine das ganze Land betreffende, sondern als eine rein persönliche von dem Könige betrachtet werden könnte".

„Sie gehen in Ihren Besorgnissen wirklich zu weit, Herr Graf", bemerkte der Burggraf, indem seine strenge Stirn sich noch mehr verfinsterte. „Sollten dieselben nicht durch das Bewußtsein aufgehoben werden, daß in diesem Fall unser Ansehen schwer in die Wagschale fällt? — Wir sind die Spitze des ältesten Adels in dem Königreich, der Ober-Kämmerer aber ein emporgekommener Aventurier. — Das vergessen Sie nicht, mein verehrter Graf".

„Es wäre eine Unterschätzung meiner selbst, wollte ich das vergessen", entgegnete Dohna nachgiebig, und fügte hinzu: „und eben in dem Bewußtsein, daß mir so ehrenwerthe Freunde zur Seite stehen, gehe ich an die Ausführung eines so wichtigen Schrittes". — Und sich, in der Absicht, diese Controverse zu unterbrechen, an Wensen wendend, fragte er: „Sie sind doch, bester Hofmarschall, genau von der Abreise Wartenberg's benachrichtigt"?

„Es war ungefähr sieben Uhr, als er in den Wagen stieg", entgegnete dieser.

In diesem Augenblick wurde die Königin gemeldet und daher die Unterhaltung sofort abgebrochen.

Sophie Charlotte begrüßte die Herren in ihrer anmuthigen Weise; aber so ruhig und unbefangen sie auch zu sein sich bemühte, verrieth doch ihr Auge die Ueberraschung, so viele Edelleute hier versammelt zu sehen. Die ernste Haltung derselben ließ sie sogleich erkennen, daß es sich um etwas besonders Wichtiges handeln müsse.

Namentlich machte des Burggrafen Gegenwart auf sie einen tieferen Eindruck; derselbe kam selten an den Hof und meistens nur, wenn es seine Stellung erforderte oder er eine Einladung erhielt. In dem Schloß zu Lützenburg war er nur einmal gewesen. Nicht minder überraschend schien für sie die Anwesenheit des Hofmarschalls von Wensen zu sein.

Nachdem sie sich niedergelassen, und die Anwesenden durch einen Wink, ein Gleiches zu thun, aufgefordert hatte, hob sie an:

„Gern habe ich, meine Herren, Ihren Wunsch erfüllt, und gestehe Ihnen, daß ich begierig bin zu erfahren, welche wichtige Veranlassung Sie zu mir führt. Denn ich täusche mich wohl nicht, eine solche vorauszusetzen". —

Nach diesen Worten sah sie die Edelleute fragend an.

Da trat der Burggraf vor, und sich verneigend, sprach er:

„Ich danke Eurer Majestät für die Gnade, uns heute

hier empfangen zu haben, und bemerke zu unserer Rechtfertigung, daß uns nicht ein persönliches, sondern das Interesse des Landes hierher geführt hat". —

„Ihre Vaterlandsliebe, Herr Burggraf, ist mir genugsam bekannt, um daran zweifeln zu sollen, und ich schätze mich glücklich, auch in den anderen Herren bewährte und aufrichtige Vaterlandsfreunde zu erkennen. Sie bedürfen daher der Entschuldigung nicht", entgegnete Sophie.

„Majestät erfüllen durch so huldvolle Worte unsere Herzen mit Muth; gestatten Sie uns nun, Ihnen unsere Angelegenheit vorzutragen", sprach der Burggraf.

„Sehr gern", entgegnete Sophie, „doch bitte ich, zunächst Ihre Sitze einzunehmen. Ihr Wunsch, sich ohne Aufsehen mit mir zu besprechen, wird entschuldigen, wenn ich sie nicht bedienen lasse", fügte sie mit feiner Höflichkeit hinzu.

Nachdem sich die Herren niedergelassen hatten, fragte sie: „Um was handelt es sich denn in diesem Falle"?

Der Burggraf, den die Uebrigen zum Sprecher erwählt hatten, trug darauf den Sachverhalt und auch schließlich die Absicht vor, den König mit Allem bekannt zu machen, indem er es zugleich als ihre Pflicht bezeichnete, die Ausführung dieses Vorhabens nur von der Königin Zustimmung abhängig zu machen.

Mit großer Aufmerksamkeit und gesteigerter Spannung hatte Sophie dem Vortrag zugehört; sie schien fast erschreckt zu sein, als der Burggraf erklärte: Wartenberg

bei dem Könige wegen Unterschlagung von Staatsgeldern anklagen zu wollen.

„Das ist eine sehr gewichtige Anklage"! rief sie, die Herren ringsum anschauend.

„Der Willkür dieses Mannes muß endlich ein Ende gemacht werden", bemerkte Barfuß fest und energisch.

„Und auch der seiner Gemahlin"! — fügte Dohna mit Wärme hinzu.

„Sein Sturz zieht den ihrigen nach sich", bemerkte Graf Dönhoff.

„Wer Vaterlandsliebe besitzt, hat längst das Ende dieses Treibens herbei gewünscht", sprach Barfuß.

„Majestät, die Ehrfurcht und Liebe, welche uns Alle für Sie und den König beseelt, haben uns schon seit längerer Zeit an dem Plan arbeiten lassen, diese Mängel im Staate zu beseitigen; wollten Sie uns nun Ihre gnädige Beistimmung dazu geben"? sprach der Burggraf, Sophie ernst anschauend.

Die Königin antwortete nicht sogleich; sie war gedankenvoll geworden, nachdem sie mit dem höchsten Interesse die Worte der, mit so edeln Vorsätzen erfüllten, würdigen Männer vernommen hatte.

„Nehmen sie, meine Herren", sprach sie nach einer Pause, „den wärmsten Dank für ihre Ergebenheit, die sie mir durch Ihr Vertrauen zeigen, und hören sie nun meine aufrichtige Meinung in dieser Angelegenheit:

„Sie wissen, daß ich es mir zum Grundsatz gemacht habe, mich nicht in die Staatsgeschäfte zu mischen; es

ist das ein Resultat der Ueberzeugung, daß die Königinnen wenig davon verstehen, oder vielleicht von der Natur für dergleichen Dinge nicht empfänglich genug gemacht worden sind, um ihnen ihre ausschließliche Thätigkeit zu weihen, — ganz abgesehen davon, daß es zumeist ihr Beruf ist, nur die Frauen der Regenten zu sein.“ —

Sie hielt einen Augenblick inne, da sie den wenig günstigen Eindruck ihrer Worte an den noch ernster werdenden Mienen der Zuhörer bemerkte.

„Mißverstehen sie mich nicht. Sie werden mir Recht geben müssen, wenn sie meine Worte genau erwägen. Aber es hieße, so viele Ergebenheit, als sie mir erzeigen, nicht würdig genug schätzen, wollte ich, da sie mir den Entscheid in einer so wichtigen Angelegenheit übertragen, denselben wegen meiner Grundsätze abweisen“. —

Die Mienen der Zuhörer erheiterten sich wieder, und Sophie, die diesen Eindruck bemerkte, lächelte ein wenig, indem sie fortfuhr:

„Es handelt sich, wie sie mir mittheilten, um ein Urtheil von meiner Seite, ob ihr Unternehmen zu billigen sei, und so sage ich ihnen denn, daß ich ihre Ueberzeugung von dem Wunsch des Königs: das Land glücklich zu sehen, von ganzem Herzen theile“.

Ein beifälliges Gemurmel durchlief die Reihe der in der höchsten Spannung Lauschenden; jedes Auge strahlte lebhafter, und General Barfuß, trotz seines Alters der

Aufgeregteste von Allen, erhob sich und verneigte sich dankend, indem er bemerkte:

„Majestät machen uns dadurch sehr glücklich“. —

„Meine Zustimmung in diesem Fall kann für sie, die sie bereits Alles genau erwogen haben, nur von untergeordnetem Werth sein“, fuhr Sophie fort; „wie ich sie kenne, würden sie, auch wenn ich mich nicht einverstanden erklärt hätte, dennoch einen Plan ausführen, dessen Nützlichkeit und weitgreifende Folgen sie wohl erkannt haben.

„Ich erinnere sie an die letzteren und knüpfe daran noch eine Besorgniß, die mich die Achtung, die ich für sie hege, nicht verhehlen läßt.

„Nur ihren so edlen Zweck vor Augen, gedenken sie in rühmlichem Eifer nicht an die Nachtheile, welche aus einem Mißlingen ihres Planes für sie entspringen möchten“. — —

Barfuß und Dohna wollten sprechen; Sophie winkte jedoch beschwichtigend mit der Hand und fuhr fort:

„Lassen sie mich ausreden. Ich weiß, daß Männer von ihren Gesinnungen keine Furcht, noch auch kleinliche Besorgnisse hegen, sobald es darauf ankommt einen edeln Vorsatz auszuführen; ich zolle ihnen dafür meine ganze Bewunderung; aber verkennen sie auch die Nöthigung des weiblichen Herzens nicht, sie auf die Macht ihres Gegners aufmerksam zu machen, der, unterliegt er ihrem Angriff nicht, sie schonungslos verfolgen wird,

wogegen weder der König noch ich selbst sie werden schützen können". —

Die Anwesenden wurden von Sophieens liebreichen Worten tief ergriffen; einen Augenblick gaben sie dem, dadurch erzeugten Eindruck nach; dann aber erhob sich Alexander Dohna, und mit der ihm eigenthümlichen Würde entgegnete er:

„Majestät sind so gnädig gewesen, uns Allen so viele huldvolle Rücksicht zu schenken; würden wir in unserem Entschluß noch schwanken, so müßte uns so viele Huld darin nur befestigen.

„Aber wir haben in unserem Eifer um die gute Sache vielleicht nicht bedacht, ob es auch unserer gnädigsten Königin genehm ist, die Mitwissenschaft einer Angelegenheit mit uns zu theilen, deren Ausgang ein zweifelhafter ist". —

Barfuß zeigte Ungeduld; Dohna ließ sich dadurch jedoch nicht abhalten, sondern fuhr fort:

„Darum glaube ich, nur die Wünsche meiner Freunde auszusprechen, wenn ich Eure Majestät bitte, unser Gesuch abzulehnen, falls Sie ein Bedenken hegen. — Wir versichern Eure Majestät, dessenungeachtet den einmal von uns als nothwendig erkannten Schritt thun zu wollen". —

Sophieens schönes Antlitz verrieth den angenehmen Eindruck dieses Vorschlages; sie erkannte sehr gut die edele Absicht, aus welcher derselbe entsprang; denn ihr

waren Dohna's Gesinnungen in keiner Hinsicht fremd, dazu war er bisher zu offen gegen sie gewesen; derselbe forderte aber auch ihr ganzes Selbstgefühl heraus, und darum entgegnete sie mit Hoheit und anmuthsvoller Würde:

„Mein lieber Graf, denken Sie von mir nicht deshalb kleiner, weil ich nur ein Weib bin, und darum die Schwächen meines Geschlechts theile; Sie müßten es, wenn ich Ihren Vorschlag annehmen wollte. Jedoch das liegt mir fern. So viele würdige Männer wollen ohne Rücksicht auf die für sie daraus entspringenden Gefahren einen Plan durchführen, der, wenn er gelingt, mir mehr Vortheil bringen wird, als ihnen, im entgegesetzten Falle aber sie der ganzen Rache Ihres Gegners preis giebt, während mich meine königliche Würde schützt.

„Soll ich die Vortheile genießen, so will ich mich auch den etwaigen Nachtheilen nicht entziehen. Ich will, für den Fall des Mißlingens, mein ganzes königliches Ansehen geltend machen, um sie, meine Herren, so viel ich vermag, vor den Angriffen des Ministers zu schützen". —

Bewundernd hatte jedes Auge der Zuhörer, während Sophie, von edlem Eifer verschönt, sprach, an ihr gehangen; als sie nun endete, erhoben sich Alle und riefen begeistert:

„Ehre unserer herrlichen Königin"!

Sophie dankte anmuthig, erhob sich gleichfalls und

den Männern nahend, reichte sie dem Burggrafen die Hand und sprach:

„So, meine Herren! Jetzt erst stehen wir ganz gleich zu einander, und zum Beweise, daß ich meine Worte in dem Fall der Nothwendigkeit zu behaupten wissen werde, reiche ich ihrem Führer die Hand, und damit ist sie ihnen Allen gereicht und der Dank für ihre Ergebenheit und ihren Muth ausgesprochen. Möchte ihr Unternehmen gelingen! Dies wünsche ich eben so sehnlich, als sie selbst; denn sie kennen meine Gesinnungen genügend".

Sie ließ sich nun noch von Herrn von Wensen genauere Mittheilungen über Alles machen, was er erfahren hatte, erwog mit diesem, dem Burggrafen und Dohna dieselben und sprach zuletzt die Ueberzeugung aus, daß so wichtige Beweise nicht fehlschlagen könnten.

Zugleich wurde von ihr schon der nächste Tag bestimmt, dem Könige von Allem Mittheilung zu machen; denn sie erachtete jede Verzögerung für gefährlich, weil Wartenberg nur zu leicht von der heutigen Zusammenkunft Nachricht erhalten, und alsdann noch Schritte thun konnte, dem Könige die Anklage als eine Verleumdung zu bezeichnen.

Man stimmte der Königin in Allem bei, und Sophie, voll Eifer für das Gelingen des Planes, unterzog sich der Aufgabe, Wartenberg vor und während der Unterredung aus der Nähe des Königs zu entfernen, indem

sie dem letzteren vorher einen Besuch zu machen Willens war.

Von Bewunderung für die Königin erfüllt, entfernten sich die Edelherren eben so vorsichtig und geheim, als sie gekommen waren.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.

Druck des Umschlags von G. Bernstein.

201

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bacher, Julius,

Sophie Charlotte, die philosophische Königin historischer Roman in drei Bä
nden

Bd.: 2. Band

Berlin 1857

P.o.germ. 69 fmb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104960-8